
3 1761 08160225 2
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Vierter Theil.

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
1854.

Erstes Capitel.

Sorge für's Theater. Aufsatz über epische und dramatische Dichtung. Erstes Aperçu der Achilleis. Wiedererwachtes Interesse für die Naturwissenschaft. Plan eines Naturgedichtes. Maskenzug zum 30. Januar 1798. Weissagungen des Bakis. Ankauf eines Gutes. Drei Gedichte. Iffland's Besuch. Weitere Beschäftigung mit der Achilleis. Humboldt's Werk über Hermann und Dorothea. Die Propyläen. Lebhafte Theilnahme an Schiller's Arbeiten, besonders am Wallenstein. Der Sammler und die Seinigen. Diderot's Versuch über die Malerei, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Gleich nach der Rückkehr aus der Schweiz wandte Goethe eine besondere Aufmerksamkeit dem Theater zu. Er fand hier eine große Lücke: Christiane Neumann fehlte. Allein durch sie einmal an die Bühne gewöhnt, entzog er dieser auch jetzt nicht seine Sorgfalt, und widmete nun dem Ganzen, was er sonst der Freundin fast ausschließlich hatte zukommen lassen. Ihre Stelle war besetzt, wenigstens mit einer wohlgefälligen Schauspielerin. Auch die Sängerin Caroline Jagemann bildete sich immer mehr aus und erwarb sich nicht minder im Schauspiel reichen Beifall. Das Theater war schon so gut, daß die currenten Stücke sich zu völliger Zufriedenheit besetzen ließen, aber freilich auch nur Stücke, die nicht in die eigentliche dichterische Sphäre hineinreichten. „Ich habe gestern,"

schrieb Goethe am 22. November 1797 an Schiller, „zum ersten Mal wieder in Ihrer Loge gesessen, und wünsche Sie bald wieder darin einführen zu können. Da ich ganz als Fremder der Vorstellung zusah, so habe ich mich verwundert, wie weit unsere Leute wirklich sind. Auf einem gewissen ebenen Wege der Natur und Prosa machen sie ihre Sachen über die Maßen gut; aber leider im Momente, wo nur eine Tinctur von Poesie eintritt, wie doch bei dem gelindesten Pathetischen immer geschieht, sind sie gleich null oder falsch.“ Es scheint demnach, daß Goethe in unsicherer Erinnerung etwas von der spätern Zeit auf die gegenwärtige überträgt, wenn er von dieser in den Annalen sagt: „Wir durften Manches versuchen, uns selbst und unsere Zuschauer in einem höhern Sinne auszubilden.“ Goethe vermißte in diesem Winter, auch in Beziehung auf das Theater, lebhaft die Gegenwart Schiller's, der auf die Schauspieler gemüthlicher einwirken konnte. „Ich habe sie,“ schrieb Goethe am 9. December, „mit der Hoffnung getröstet, daß Sie uns auf's Frühjahr wohl besuchen würden. Sehr nöthig thut unserm Theater ein solcher neuer Anstoß, den ich gewissermaßen selbst nicht geben kann. Zwischen dem, der zu befehlen hat, und dem, der einem solchen Institut eine ästhetische Leitung geben soll, ist ein gar zu großer Unterschied. Dieser soll auf's Gemüth wirken und muß also auch Gemüth zeigen; jener muß sich verschließen, um die politische und ökonomische Form zusammen zu halten. Ob es möglich ist, freie Wechselwirkung und mechanische Causalität zu verbinden, weiß ich nicht; mir wenigstens hat das Kunststück noch nicht gelingen wollen.“ Man sieht, das dictatorische Wesen des Theater=

directors Goethe, worüber man sich beklagt hat, ging mehr aus Grundsatz als aus natürlichem Hange hervor, und mag zum Besten des Ganzen oft sehr nöthig gewesen seyn.

Der Rest des Jahres 1797 schwand größtentheils über dem Ordnen äußerer Theaterangelegenheiten, wie dem Erneuern der Contracte u. dgl. mehr dahin; von Stimmung zu politischer Production wollte sich nicht die geringste Spur zeigen; die trübe Jahrszeit übte auch wieder ihre Rechte auf sein Gemüth aus. Er konnte selbst nicht einmal zum Aufschreiben seiner Kunstbetrachtungen kommen. „Das Interesse am Ausarbeiten derselben," heißt es in einem Briefe vom 2. December an Schiller, „ist zuletzt durch den Umgang mit Meyer sehr geschwächt worden. Sobald ich eine Sache einmal durchgesprochen habe, ist sie auf eine ganze Zeit für mich wie abgethan." Um endlich einmal zu Sammlung und Productivität zu gelangen, beschloß er gleich nach Neujahr, „zu seiner Tageseinsamkeit des Jenaischen Schlosses und den Abendgesprächen mit Schiller zu eilen." Er hielt es für nöthig, ohne Meyer hinzugehen. Denn er hatte, wie er an Schiller schrieb, die Erfahrung wieder erneuert, daß er nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten könne, und daß sogar schon häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen seine poetischen Quellen gänzlich ableite. Um sich aber bis dahin noch „im Guten zu erhalten," las er Herodot und Thucidides, an denen er jetzt zum erstenmal eine ganz reine Freude hatte, weil er sie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen las.

Indeß brachte er doch noch ganz am Jahresschlusse etwas

Erfreuliches, wenn auch theoretischer Natur, zu Stande. Seit dem Erscheinen der Schlegel'schen Recension über Hermann und Dorothea hatte er die Gesetze der Epopöe und des Dramas aufs Neue durchgedacht, und schrieb nun seine Betrachtungen zu einem kleinen Aufsatze zusammen, den wir im Briefwechsel mit Schiller unter dem Titel finden: „Ueber epische und dramatische Dichtung, von Goethe und Schiller." Aus der Correspondenz Beider erhellt jedoch, daß er Goethe'n, wenigstens der Form und Fassung nach, allein angehört. Um das Detail der Gesetze, wonach der Epiker und der Dramatiker zu handeln haben, aus der Natur des Menschen herzuleiten, vergegenwärtigt sich Goethe einen Rhapsoden und einen Mimen, beide als Dichter, jenen mit seinem ruhig horchenden, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise, und entwickelt nun aus diesem verschiedenen Verhältnisse auf eine sinnreiche Weise, was einer jeden von beiden Dichtarten am meisten fromme, welche Gegenstände jede vorzüglich zu wählen, welcher Motive sie sich vorzüglich zu bedienen, wie sie ihren Gegenstand zu behandeln habe. Besonders feinsinnig ist die Unterscheidung der Motive in vorwärtsschreitende, rückwärtsschreitende, retardirende, zurückgreifende und vorgreifende.

Goethe wandte die gewonnenen Resultate auf die Ilias und den Sophokles, die er in der letzten Hälfte des Decembers las, so wie auf einige epische und dramatische Gegenstände an, welche er in Gedanken zu motiviren versuchte, und fand jene Kriterien sehr brauchbar, ja entscheidend. Indem er Hermann und Dorothea an denselben Maßstab hielt, ward

es ihm recht klar, wie sehr sich dieses epische Gedicht in einigen Beziehungen dem Drama annähert. Ueber der Lectüre der Ilias kam er auf den Gedanken zu untersuchen, ob zwischen Hektor's Tod und der Abfahrt der Griechen von der trojanischen Küste noch ein episches Gedicht inne liege. Auf den ersten Blick schien es ihm, als ob in diesem Zeitraume nur tragische Sujets zu finden seien; namentlich hielt er den Tod des Achilles für einen herrlichen Stoff zu einer Tragödie. Wir werden sehen, wie er dieses erste Aperçu später modificirte, und sich daraus der Plan seiner Achilleis entwickelte.

Da dem Vorhaben, sich nach Neujahr in die Jenaische Schloßeinsamkeit und zu Schiller zu flüchten, einstweilen allerlei Hindernisse entgegentraten, so brachte Goethe den Januar 1798 wieder in unerfreulicher Vielgeschäftigkeit zu. Der gute Erfolg, den Hermann und Dorothea gehabt, weil er, „was das Material betrifft, den Deutschen einmal ihren Willen gethan," führte ihn auf den Gedanken, „ob man nicht auf eben diesem Wege ein dramatisches Stück schreiben könnte, das auf allen Theatern gespielt werden müßte, und das Jedermann für vortrefflich erklärte, ohne daß es der Autor selbst dafür zu halten brauchte," — eine Idee, die er glücklicher Weise bald wieder aufgegeben zu haben scheint. Zu mancherlei Betrachtungen gab eine unlängst erschienene Schrift von Schelling Anlaß: „Ideen zur Philosophie der Natur." Wahrscheinlich war sie es auch, die ihm den Anstoß gab, seine Farbenlehre wieder einmal ernstlicher vorzunehmen. Er hatte von Anfang an Acten geführt und dadurch sowohl seine Irrthümer als seine

richtigen Schritte, besonders aber alle Versuche, Erfahrungen und Einfälle aufbewahrt. Jetzt trennte er nun diese Volumina auseinander, ließ sich Papiersäcke machen, rubricirte dieselben nach einem gewissen Schema und steckte Alles hinein, wodurch er seinen Vorrath zu jedem Capitel desto besser übersehen konnte. Hiebei kam ihm auch jener Aufsatz aus dem J. 1793 wieder zur Hand: „Der Versuch, als Vermittler von Object und Subject." Er schickte ihn an Schiller, welcher darin „nicht bloß eine treffliche Darstellung und zugleich Rechenschaft von Goethe's naturhistorischem Verfahren, sondern auch die höchsten Angelegenheiten und Erfordernisse aller rationellen Empirie berührt" fand. Schiller's Theilnahme an Goethe's naturwissenschaftlichen Bestrebungen wuchs in dem Grade, als bei diesem sich zur Intuition des Gegenstandes mehr und mehr die Speculation über die Methode gesellte. Denn er hielt die Einsicht in die Operation des Geistes, gleichsam die Philosophie des Geschäftes, für einen größern Gewinn, als die Einsicht in den Gegenstand, weil eine deutliche Kenntniß der Geisteswerkzeuge und der Methode den Menschen schon gewissermaßen zum Herrn über alle Gegenstände mache; und er hoffte gerade über dieses Allgemeine in Behandlung der Empirie sich recht viel mit Goethe zu unterhalten, wenn er nach Jena käme. Um mittlerweile aber ihm in seinem Streben förderlich zu sein, setzte er eine weitläufige Instruction auf, wie Goethe die optischen Erscheinungen nach den Kategorien durchnehmen und bestimmen könne. Goethe ging auf Schiller's Vorschlag ein und schickte nach einiger Zeit zu dessen Ueberraschung „die Phänomene und hypothetischen Enun-

ciationen über die Farbenlehre, nach den Kategorien aufgestellt." Er hatte schon eine Ahnung, daß Schiller nicht besonders damit zufrieden sein werde; „unter Ihren Händen," schrieb er, „wird dies Blatt gar bald eine andere Gestalt gewinnen." Und so geschah es auch; Schiller mußte die Ausführung des Gedankens für zu rhapsodistisch und willkürlich erklären, machte eine Reihe wohlgegründeter Ausstellungen und schlug zu guter Letzt eine andere einfachere Eintheilung der Farbenbetrachtung vor (a. in Beziehung auf Licht und Finsterniß, b. auf das Auge, c. auf die Körper, woran die Farbe erscheint); denn er mochte sich nun überzeugt haben, daß Goethe'n eine streng philosophische Behandlung unmöglich war.

Mit dem wiedererwachten Interesse für die Naturwissenschaft hing ohne Zweifel auch die Lectüre des englischen Gedichts „Der botanische Garten" von Darwin zusammen, worüber Goethe in einem Briefe an Schiller vom 27. Januar berichtet. Es ist darin das bunteste Material von Naturlehre, Chemie, Geographie, Botanik, Fabrik- und Handelswesen ohne eine Spur von poetischem Gefühl zusammengebunden. Schiller meinte, so verunglückt diese poetische Geburt sei, so könne man den Stoff nicht für unzulässig und zu dichterischer Behandlung ungeeignet erklären. „Wenn man gleich Anfangs," sagte er, „auf alles sogenannte Unterrichten Verzicht thäte, und bloß die Natur in ihrer reichen Mannigfaltigkeit, Bewegung und Zusammenwirkung der Phantasie nahe zu bringen suchte, alle natürlichen Erzeugungen mit einer gewissen Liebe und Achtung aufführte, jedem seine selbstständige Existenz

respectirte, so müßte ein lebhaftes Interesse erregt werden.“ Ich vermuthe, daß hiedurch zuerst in Goethe die Idee zu einem großen Naturgedicht entstand, der wir im folgenden Jahre wieder begegnen werden. Er schrieb darüber an Knebel: „Mir däucht, ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften; den ich an jene (naturwissenschaftlichen) Studien gewandt, nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeitete. Du hast den kleinen Versuch über die Metamorphose der Pflanzen gut aufgenommen, und Herder hat mir auch was besonders Freundliches darüber gesagt, welches mich sehr ermuntert, an das größere Werk zu denken. Freilich ist es im Ganzen ein fürchterlicher Anblick; doch muß man denken, daß man nach und nach durch anhaltenden Fleiß Vieles zu Stande bringt.“ *)

Der Schluß des Januars brachte, wie wir wissen, den Geburtstag der regierenden Herzogin. Seit vierzehn Jahren hatte Goethe dieses Fest nicht mehr durch ein Gedicht gefeiert; wenigstens hat sich keines aus dieser Zwischenzeit erhalten. Die nun beginnende zweite Periode seiner Redoutengedichte kündet sich auch durch ein neues Metrum, die ottave rime,

---

*) Nachträglich bemerke ich, daß, nach einem Briefe Goethe's an Knebel (Briefw. zwischen G. u. Kn. II., 201) zu schließen, die Idee zu dem Naturgedichte durch Knebel's Uebersetzung des Lucrez angeregt worden. Auch trug sich Goethe im Juli 1798 mit dem Gedanken (Briefw. mit Knebel II., 181) die magnetischen Kräfte, auf ähnliche Weise wie die Metamorphose der Pflanzen, in einem Gedichte darzustellen.

an, die er in frühern Gedichten dieser Art nicht angewandt hatte. Nähern Aufschluß über das Redoutenspiel, dessen Text sich in Goethe's Werken unter der Ueberschrift „Maskenzug zum 30. Januar 1798" findet, geben ein paar Stellen aus Goethe's Correspondenz mit Schiller. In einem Briefe (der auffallender Weise nicht vom 30., sondern vom 26. Abends datirt ist) heißt es: „Aus beiliegenden Stanzen werden Sie sich ein Traumbild von dem Aufzuge formiren können, der heute Abend statthaben soll. Sechs schöne Freundinnen belieben sich auf's Schönste zu putzen, und wir haben, um ja keine Allegorie mehr in Marmor, und wo möglich auch nicht einmal gemalt zu sehen, die bedeutendsten Symbole mit Pappe, Gold und anderm Papier, Zindel und Lahn, und was alles von Stoffen dieser Art zu finden ist, auf das Klärste dargestellt. Der Imagination Ihrer lieben Frau wird es einigermaßen nachhelfen, wenn ich nachstehendes Personal hersetze: Der Friede, Fräulein von Wolfskeel. Die Eintracht, Frau von Egloffstein und Fräulein von Seckendorf. Der Ueberfluß, Frau von Werther. Die Kunst, Fräulein von Beust. Der Ackerbau, Fräulein von Seebach. Hierzu kommen sechs Kinder, die auch nicht wenig Attribute schleppen müssen, und so hoffen wir mit der größten Pfuscherei, in dem gedankenleersten Raum, die zerstreuten Menschen zu einer Art von Nachdenken zu nöthigen." Aus einer Fortsetzung des Briefes vom 27. sieht man, daß Goethe Chorführer war, und Alles gut von Statten ging, nur daß zuletzt der Raum fehlte, sich gehörig zu produciren.

Das Geburtstagsfest der Herzogin war vorüber, ohne

daß Goethe noch eine ruhige Zeitfolge vor sich erblickte. „Geschäfte und Zerstreuungen," schrieb er an Schiller, „bringen immer wieder neue Geburten ihrer Art hervor." Er mußte daher den Ausflug nach Jena, und damit die Hoffnung auf Stimmung und Wiederkehr der Productivität abermals hinausrücken; konnte er nichts zu Stande bringen, so beschäftigte er sich doch wenigstens mit Anderer Poesieen oder machte Pläne zu eigenen. Lebhaften Antheil nahm er an einer ihm von Schiller zugesandten Idylle eines Anonymus, ohne zu ahnen, daß des Freundes Gattin die Verfasserin war,*) deßgleichen an der Agnes von Lilien, von Schiller's Schwägerin. Durch Knebel erhielt er einen Prospect und Proben von Grübel's Gedichten, des Nürnberger Bürgers und Stadtflaschners, den er Schiller'n als einen letzten Abkömmling der Nürnberger

*) Die Idylle ist überschrieben „Die Kapelle im Walde" und abgedruckt in dem (erst 1798 erschienenen) zwölften Stücke der Horen für's Jahr 1797. Die von Goethe gemachten Verbesserungsvorschläge finden sich darin benutzt. Es muß Schiller'n großen Spaß gemacht haben, daß Goethe das Product so unbefangen lobte und tadelte, von einem „beinahe weiblichen Talente," von Einwirkung seines Hermann und Dorothea auf diese Natur sprach. Nicht ohne Lächeln mag Schiller die Antwort hingeschrieben haben: „Es ist mir lieb, auch von Ihnen zu hören, daß mein Urtheil über die Idylle und ihren Urheber mich nicht getäuscht hat. Daß es eine weibliche Natur ist, ist wohl kein Zweifel, und dieser ganz naturalistische und dilettantische Ursprung erklärt und entschuldigt das Ungehörige in der Behandlung."

Meistersänger ankündigte. Schiller ermunterte Goethe'n, ein paar Seiten zur Einführung des neuen Dichters beim Publicum zu schreiben, eine Aufforderung, welcher Goethe gegen Ende des Jahres nachkam. Am 3. Febr. meldete er Schillern, er habe etwa ein halb Dutzend Mährchen und Geschichten im Sinne, die er als den zweiten Theil der Unterhaltungen seiner Ausgewanderten bearbeiten wolle. Sodann dachte er auch etwas ernsthafter seinen Faust anzugreifen, theils um diesen Tragelaphen los zu werden, theils um sich zu einer höhern und reinern Stimmung, vielleicht zum Tell, vorzubereiten. Daneben trug er sich für den Musenalmanach mit einem Einfall, „noch toller als die Xenien", wie er Schillern versicherte. Er wollte ihn aber nur unter gewissen Bedingungen communiciren, indem er sich die Redaktion dieses abermaligen Anhangs vorbehalte, dem Freunde aber zuletzt, wie billig, die Wahl freistelle, ob er ihn aufnehmen wolle. Waren mit diesem mysteriös angekündigten Produkte vielleicht die Weissagungen des Bakis gemeint?

In Goethe's Tagebuch findet sich diese seltsame Production zuerst unter dem 23. März 1798 notirt. Nach mündlichen Erklärungen gegen Riemer hatte der Dichter ursprünglich die Absicht, auf jeden Tag im Jahre ein solches Distichon oder vielmehr Doppeldistichon zu machen, „damit es eine Art von Stechbüchlein, in der Weise der ehemaligen Spruchkästlein, würde, wie man sonst sich der Bibel, des Gesangbuches u. dgl. dazu bediente, aus einem zufällig aufgeschlagenen Verse ein gutes oder ein schlimmes Omen, eine Bestätigung oder Abmahnung herzunehmen; oder wie die Alten ihren Homer brauch-

ten und daraus ihre sortes Homericas und Virgilianas zu ziehen pflegten.“ Indeß unterhielt ihn die Beschäftigung mit diesen Poesien, wie er selbst in den Annalen sagt, nur kurze Zeit; er führte jenen Plan nicht aus, und das Manuscript der fertigen zweiunddreißig Doppeldistichen verlor sich unter Schiller's Papiere, fand sich aber später wieder und wurde nun in einer Folge mit den vier Jahreszeiten gedruckt. Ist unsere Vermuthung richtig, daß die Weissagungen des Bakis anfänglich zu Nachfolgern der Xenien bestimmt waren, so läßt sich leicht denken, wie Goethe auf den Einfall gerieth. Ein Hauptspaß bei den Xenien war für die beiden Dichter das Hin- und Herrathen des Publikums gewesen, auf wen dieses und jenes Distichon eigentlich gemünzt sei; so konnte zu Schiller's größter Belustigung A. W. Schlegel die jungen Nepoten im 341. Xenion (eben die beiden Schlegel) nicht herausfinden. Da lag nun der Gedanke nicht fern, wie dort aus dem literarischen, so jetzt aus dem politischen Gebiete, dem geselligen Leben und der sittlichen Welt dem räthselliebenden Publicum eine Schüssel neuer Nüsse zum Knacken aufzutischen. Goethe mochte sich aber bald überzeugen, daß er anfangs die Schwierigkeit der Aufgabe zu gering und ihre mögliche Wirkung zu hoch angeschlagen hatte. Schiller schrieb ihm auch sogleich, wenn der Krieg nicht, wie in den Xenien, einzelnen Personen, sondern dießmal dem Ganzen gelten sollte, so möchte es schwer sein, eine lebhaftere Bewegung hervorzubringen, als die Xenien erregt hätten. Uebrigens hing der Gedanke, aus welchem die Weissagungen des Bakis entsprungen sind, auch mit zwei tiefeingewurzelten Neigungen Goethe's zusammen: einmal mit seiner Freude am Ge-

heimthun, am Versteckenspielen, und dann mit jenem von der Mutter ererbten Hange, in einzelnen zufälligen Begegnissen etwas Vorbedeutendes zu erblicken.

Die Art, wie Goethe sich in dem Briefwechsel mit Zelter*) über die Weissagungen des Bakis ausspricht, macht dem Interpreten wenig Muth, sich an eine Deutung derselben zu wagen. „Die deutsche Nation," sagt er, „weiß durchaus nichts zurecht zu legen; durchaus stolpern sie über Strohhalmen. So quälen sie sich und mich mit den Weissagungen des Bakis, früher mit dem Hexen-Einmaleins und so manchem andern Unsinn, den man dem schlichten Menschenverstande anzueignen gedenkt." Trotz dieser Erklärung wird man sich aber schwerlich entschließen können, mit Riemer anzunehmen, daß hinter diesen sibyllinischen Sprüchen „nichts zu suchen sei". Letzterer widerstreitet sich auch selbst, wenn er an einer andern Stelle sagt: „da ihre Abfassung in die Zeit der französischen Revolution fällt, so ist manches auf die Zeitgeschichte Anspielende darin," und weiterhin: „doch ist nicht Alles Weissagung und Räthsel, vieles nur räthselhaft ausgedrückte Sentenzen praktischer Welt- und Lebensweisheit." Die Erklärungen des Einzelnen, die ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten versucht,**) bestätigt diese Behauptung, und weist zugleich mehrere Anklänge Schiller'scher Denk- und Empfindungsweise nach. — Als Ganzes betrachtet, verläugnet die Dichtung nicht ihre fragmentarische Natur; besonders fehlt es ihr an einer

---

*) Nr. 577.

**) Th. II., S. 404—418.

symmetrischen Gliederung. Die Sprüche drei und sechszehn bezeichnen die Eintheilung in die drei Hauptpartien. Hätte Goethe diese Dichtung dem ursprünglichen Plane gemäß ausgeführt, so wäre ohne Zweifel besonders die erste, nur aus zwei Sprüchen bestehende Partie weiter ausgebildet, und auch in dem Uebrigen noch manches verbindende Mittelglied eingeschoben worden, wenn gleich der Gedankenfolge immer etwas Springendes erhalten werden mußte, um dem Ganzen den prophetisch-räthselhaften Charakter zu bewahren.

Kehren wir in die Zeit, welcher vermuthlich die Conception dieser wunderlichen Produktion, aber nicht ihre Ausführung, angehört, in den Februar und März 1798 zurück, so finden wir Goethe bald mit dem reinern Schematisiren künftiger Arbeiten über die Farbenlehre, bald mit dem Verengen und Simplificiren früherer, bald mit der Literatur und Geschichte der Optik beschäftigt. Dann treibt er sich wieder in allerlei Praktischem herum, „obgleich mit wenig Freude", wie er an Schiller schreibt. Dazwischen speculirt er fleißig und meldet Schiller, die Philosophie werde ihm deßhalb immer werther, weil sie ihn täglich mehr lehre, sich von sich selbst zu scheiden; er könne dies um so eher thun, als seine Natur, wie getrennte Quecksilberkugeln, sich leicht und schnell wieder vereinige. Schelling's Werk gewährte ihm eine interessante Lektüre; doch glaubte er zu finden, daß der Verfasser das den Vorstellungsarten, die er in Gang bringen möchte, Widersprechende gar bedächtig verschweige. Mitunter gingen auch ein paar Tage mit neuen Bibliothekseinrichtungen, Ordnen der Mineralien, der Insekten u. s. w. hin. „Wenn man so viel zusammenschleppt," schrieb

er am 3. März an Schiller, „und nur eine Zeit lang ansteht, das Eingebrachte einzurangiren, so weiß man bald nicht, wo man sich lassen soll." Dann nahm er wieder den Cellini vor, corrigirte seine Abschrift und machte sich ein Schema zu den Noten. Und am 10. März berichtet er gar an Schiller: „Es fehlte nur noch, daß in das zehnte Haus meines Horoskops noch einige Hufen Landes eingeschoben würden, damit meine Existenz ja noch bunter werden möchte. Und doch ist es so, ich habe das Oberroßlaer Freigut erstanden ... Uebrigens habe ich einen ganz reinen Kauf gethan, wie wohl selten geschieht; denn ich habe das Gut und die Gebäude bis auf den heutigen Tag nicht gesehen, und werde es morgen zum erstenmal in Augenschein nehmen. Was dabei zu bedenken und allenfalls zu thun ist, wird mich kaum acht Tage aufhalten."

Gegen den 20. März gelang es Goethe'n endlich, sich von seinen Geschäften loszumachen und auf einige Zeit in die „Jenaische absolute Stille" zurückzuziehen. „Mein hiesiger Aufenthalt," schrieb er den 23. an Meyer, „fängt schon an gesegnet zu sein, ob ich gleich die ersten Tage immer sachte zu Werke gehen muß, damit ich statt guter Stimmung nicht eine falsche Schwingung hervorbringe." Der Brief, woraus diese Stelle entnommen ist, gibt auch über einige Gegenstände der Abendconferenzen mit Schiller Auskunft. „Vom Wallenstein," heißt es, „habe ich nun drei Acte gehört; er ist fürtrefflich und in einigen Stellen erstaunend . . . Meine beiden epischen Gegenstände, sowohl Tell als Achill, haben Schiller's Beifall." Allein so fruchtbar, als er es sich gedacht hatte, sollte der Aufenthalt in Jena für Goethe nicht werden; seine

poetische Ader wollte durchaus nicht wieder in rechten Fluß kommen. Er hatte besonders die Stimmung zur Ausführung einiger lyrischen Stoffe hier zu finden gehofft; er kam jedoch, wie es scheint, nur zur Ausarbeitung der Elegie Euphrosyne, die im vorigen Jahre nicht ganz fertig geworden war, und brachte selbst diese noch nicht völlig zu Stande.

Der Musenalmanach für das folgende Jahr enthält zwar drei Gedichte, von denen man vermuthen könnte, daß sie Früchte dieser Tage gewesen. Es sind „Die Musageten“, „Am Flusse“ und „Deutscher Parnaß“, im Almanach alle drei pseudonym mit Justus Amman unterzeichnet. Ich möchte sie aber, aus Gründen, die in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten ausführlicher entwickelt sind, weit lieber einer frühern Zeit zuschreiben. Die Musageten hatte er vermuthlich noch aus dem Jahr 1781 oder der nächstfolgenden Zeit da liegen, wo er, durch Anakreon angeregt, zuerst die eigenthümliche lyrische Tonart, in welcher auch dieses liebliche Gedicht gehalten ist, versucht hatte. Das Lied „Am Flusse“, im Musenalmanach „An meine Lieder“ überschrieben, schließt sich, allem Anscheine nach, einem ältern Cyklus erotischer Gedichte an. Das dritte Gedicht findet sich in Goethe's Tagebuch (unter dem 15. Juni 1798) als „Wächter auf dem Parnaß“ bezeichnet; im Musenalmanach hat es die Ueberschrift „Sängerwürde“. Den gegenwärtigen Titel erhielt das Stück durch Riemer, der es zuerst Dithyrambe taufte, dann aber im Bedenken, ob nicht die Philologen Einwendungen machen könnten, die jetzige Ueberschrift „Deutscher Parnaß“ wählte. Schiller schrieb am 23. Juli: „Ich habe, weil der Druck des Almanachs jetzt

angefangen ist, Ihr Poetengedicht taufen müssen, und finde gerade keinen passendern Titel, als Sängerwürde, der die Ironie versteckt, und doch die Satyre für den Kundigen ausdrückt." Goethe antwortete: „Der Titel Sängerwürde übertrifft an Vortrefflichkeit alle meine Hoffnungen. Möge ich das edle Werk doch bald gedruckt sehen! Ich habe Niemanden weiter etwas davon gesagt." Scheint es hiernach nun, daß Goethe den Gesichtspunkt, aus dem sein Freund das Gedicht ansah, vollkommen billigte, so erregt doch die nähere Betrachtung des Gedichtes Bedenken über die Richtigkeit dieser Auffassung. Schiller fand in dem Stück eine Satyre auf die überzarten Poeten, die von allem Derben und Leidenschaftlichen eine Verletzung ihrer Sängerwürde, eine Entheiligung der Poesie fürchten. Ich kann mich indeß bei der Lesung des Gedichts des Eindrucks nicht erwehren, daß es ursprünglich ganz im Ernste gemeint gewesen, und möchte daher die Entstehung desselben einer weit frühern Zeit, namentlich der Epoche, wo er sich von dem kraftgenialischen Treiben entschieden zurückzog, etwa der Zeit um 1779, zuschreiben. Gehören wirklich die drei genannten Poesien sämmtlich einer frühern Periode an, so erklärt es sich auch, warum er gerade sie, gegen seine Gewohnheit, pseudonym mittheilte. Er hatte das Publicum so sehr daran gewöhnt, in seinen Liedern Ausflüsse seines augenblicklichen Lebens, seiner gegenwärtigen Entwicklungsepoche zu sehen, daß er sich nicht entschließen konnte, solche Denkmäler einer hinter ihm liegenden Periode unter die jetzigen Gedichte zu mischen. Goethe mochte im Jahr 1798 selbst über die Apostrophe lächeln, womit er einst im Deutschen Parnaß den wil-

den Poeten der Geniezeit entgegengetreten war, und daher um so williger in die Art, wie Schiller das Gedicht auffaßte, eingehen.

Vor dem 6. April muß Goethe wieder nach Weimar zurückgekehrt sein; denn in einem Briefe von diesem Datum klagt Schiller, daß des Freundes Aufenthalt in Jena so gar schnell vorüber gegangen und für eine so lange Abwesenheit doch wirklich zu kurz gewesen sei. In Weimar nahm Goethe sogleich den Faust wieder vor und fand Schiller's Bemerkung bestätigt, daß die Stimmung des Frühlings lyrisch sei, was ihm bei dem rhapsodischen Drama sehr zu Gute komme. Aber bald trat eine neue Unterbrechung ein: Iffland erschien in Weimar und eröffnete mit dem 24. März einen Cyklus von Gastvorstellungen, der sich bis zum 4. Mai hinzog. Diese ganze Zeit über lebte Goethe fast nur für's Theater; er versäumte keine Vorstellung Iffland's, und über jede derselben wurde mit Meyer sogleich mündlich und mit Schiller schriftlich verhandelt. Es zeigte sich auch hier wieder, wie gern und freudig er das wahrhaft Vortreffliche anerkannte. Er rühmte mit Begeisterung in Briefen an Schiller die Gewalt, womit Iffland jeden Augenblick die reinste Stimmung in sich zu erwecken wisse, die lebhafte Einbildung, wodurch er alles zu seiner Rolle Gehörige entdecke, die Nachahmungsgabe, wodurch er das Gefundene und gleichsam Geschaffene darzustellen verstehe, den Humor, womit er das Ganze von Anfang bis zu Ende durchführe. Zeigten sich die übrigen Schauspieler, auch die besseren, neben ihm, nur gleichsam als Referenten, die eine fremde Sache aus den Acten vortragen, so trat er als ein wirkliches Natur- und Kunstge-

bilde lebendig vor die Augen der Zuschauer. „Groß war der Einfluß seiner Gegenwart,“ sagt Goethe in den Annalen, „denn jeder Mitspielende mußte sich an ihm prüfen, indem er mit ihm wetteiferte; und die nächste Folge war, daß dießmal unsere Gesellschaft gar löblich ausgestattet nach Lauchstädt zog.“

Während Iffland's Anwesenheit hatte er doch seinen Faust etwas weiter gebracht. Das alte noch vorräthige höchst confuse Manuscript war abgeschrieben, und die Theile hatte er in abgesonderten Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schema's hintereinander gelegt; so daß er nun jeden Augenblick der Stimmung nutzen konnte, um einzelne Theile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammenzustellen. Dann hatte ihm Iffland auch Lust zu einer andern Arbeit zurückgelassen. Da er erfuhr, daß Goethe früher an einem zweiten Theile der Zauberflöte gearbeitet hatte, so bezeugte er den Wunsch, das Stück für das Berliner Theater zu besitzen. Darüber ward Goethe'n der Gedanke wieder lebhaft, er suchte die Acten hervor und begann weiter zu arbeiten. Im Grunde, schrieb er an Schiller, sei doch schon so viel geschehen, daß es thöricht wäre, den Gegenstand liegen zu lassen; und wäre es auch nur um des leidigen Vortheils willen, so verdiene auch der eine Beherzigung, um so mehr als eine so leichte Composition zu jeder Zeit und Stunde fortgeführt werden könne, und doch noch überdieß eine Stimmung zu etwas Besserem vorbereite. Indeß beschäftigte er sich nur einige Tage mit dieser vor drei Jahren angefangenen Arbeit, und ließ sie dann abermals liegen, um sie später einmal „in Zeiten mittlerer Stimmung“ durchzuführen. Wahrscheinlich war es ein

warnender Zuruf von Schiller, der die Arbeit wieder ins Stocken brachte. „Daß Sie sich durch die Oper," schrieb dieser am 11. Mai, „nur nicht hindern lassen, an die Hauptsache recht ernstlich zu denken! Die Hauptsache ist zwar immer das Geld, aber nur für den Realisten von der stricten Observanz. Ihnen muß ich den Spruch zu Herzen führen: Trachtet nach dem was droben ist, so wird euch das Uebrige alles zufallen!"

Wirkte hier der Freund hemmend auf seine Thätigkeit ein, so gab er ihm dafür gleichzeitig den Anstoß zu einer andern, würdigern Beschäftigung. Er hatte Goethe'n gegen Ende des Aprils geschrieben, daß er den Homer mit einem ganz neuen Vergnügen lese und ordentlich in einem poetischen Meere schwimme; aus dieser Stimmung falle man auch nicht in einem einzigen Punkte, und Alles sei ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Goethe antwortete: „Indem Sie nur der Ilias erwähnen, fühle ich schon wieder ein unendliches Verlangen, mich an jene Arbeit (die Achilleis) zu machen, von der wir schon so viel gesprochen haben." Auf Schiller's Zureden griff er dann im Mai den Gegenstand ernstlicher an. „Ihr Brief," schrieb er am 12. Mai, „hat mich, wie Sie wünschen, bei der Ilias angetroffen, wohin ich immer lieber zurückkehre; denn man wird doch immer, gleichwie in einer Montgolfiere, über alles Irdische hinausgehoben; und befindet sich wahrhaft in dem Zwischenraum, in welchem die Götter hin und her schwebten. Ich fahre im Schematisiren und Untersuchen fort, und glaube mich wieder einiger Hauptpässe zu meinem künftigen Unternehmen bemächtigt zu haben ... Das Wichtigste bei meinem gegenwärtigen Studium ist, daß ich alles Subjective und Patho-

logische aus meiner Untersuchung entferne. Soll mir ein Gedicht gelingen, das sich an die Ilias einigermaßen anschließt, so muß ich den Alten auch darin folgen, worin sie getadelt werden; ja ich muß mir zu eigen machen, was mir selbst nicht behagt; dann nur werde ich einigermaßen sicher seyn, Sinn und Ton nicht ganz zu verfehlen. Mit den zwei wichtigen Puncten, dem Gebrauch des göttlichen Einflusses und dem Gebrauche des Gleichnisses, glaube ich im Reinen zu sein." Schiller bemerkte ihm indeß mit Recht, dasjenige, was bei Homer ihm mißfalle, dürfe er nicht absichtlich nachahmen; wenn es sich zufällig in seine Arbeit einmische, so werde es für die Vollständigkeit der Versetzung in das Homerische Wesen und für die Aechtheit seiner Stimmung beweisend sein.

Aus diesen Verhandlungen über die Achilleis sehen wir schon, daß der Gedanke an eine dramatische Behandlung des Süjets ganz aufgegeben war. „Die Achilleis," schrieb Goethe den 16. Mai an Schiller, „ist ein tragischer Stoff, der aber wegen einer gewissen Breite eine epische Behandlung nicht verschmäht. Er ist durchaus sentimental und würde sich in dieser Eigenschaft zu einer modernen Arbeit qualificiren, und eine ganz realistische Behandlung würde jene beiden innern Eigenschaften in's Gleichgewicht setzen. Ferner enthält der Gegenstand ein bloß persönliches und Privatinteresse, dahingegen die Ilias das Interesse der Völker, der Welttheile, der Erde und des Himmels umschließt. Dieses alles sei Ihnen an's Herz gelegt! Glauben Sie, daß nach diesen Eigenschaften ein Gedicht von größerem Umfang und mancher Arbeit zu unternehmen sei, so kann ich jede Stunde anfangen; denn über das

Wie der Ausführung bin ich meist mit mir einig, werde aber nach meiner alten Weise daraus ein Geheimniß machen, bis ich die ausgeführten Stellen selbst lesen kann." Schiller antwortete ganz vortrefflich: „Ich glaube Ihnen nichts Besseres wünschen zu können, als daß Sie Ihre Achilleis, so wie sie jetzt in Ihrer Imagination existirt, bloß mit sich selbst vergleichen, und beim Homer bloß Stimmung suchen, ohne Ihr Geschäft mit seinem eigentlich zu vergleichen. Sie werden sich ganz gewiß Ihren Stoff so bilden, wie er sich zu Ihrer Form qualificirt, und umgekehrt werden Sie die Form zu dem Stoffe nicht verfehlen. Für beides bürgt Ihnen Ihre Natur und Ihre Einsicht und Erfahrung. Die tragische und sentimentale Beschaffenheit des Stoffes werden Sie unfehlbar durch Ihren subjectiven Dichtercharakter balanciren, und sicher ist es mehr eine Tugend als ein Fehler des Stoffs, daß er den Forderungen unsers Zeitalters entgegenkommt; denn es ist eben so unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll. Ihr schöner Beruf ist, ein Zeitgenosse und Bürger beider Dichterwelten zu sein, und gerade um dieses höhern Vorzugs willen werden Sie keiner ausschließend angehören."

Ueber diese ganze Angelegenheit sollte es aber bald zwischen beiden Freunden zu ausführlichern mündlichen Conferenzen kommen; denn Goethe reiste den 20. Mai nach Jena hinüber und verweilte dießmal einen ganzen Monat daselbst. Ein Hauptgegenstand, der jetzt sogleich zur Verhandlung kam, war eine höchst interessante literarische Novität. Wilhelm v. Hum-

boldt hatte sein Werk über Hermann und Dorothea von Paris, wohin er sich mit seiner Familie begeben hatte, im Manuscript an Schiller geschickt, damit dieser es revidiren und zum Drucke befördern möchte. Schiller hatte es Goethe'n schon vor ihrer Zusammenkunft in Jena als eine unerwartet erfreuliche Erscheinung angekündigt. „Wir wollen das Werk," schrieb er, „wenn es Ihnen recht ist, miteinander lesen; es wird Alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattungen und Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, so wie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Raisonnements, entscheiden und beschleunigen wird." Goethe'n war es sehr willkommen, daß er wenigstens auf seiner spätern poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einstimmung gerieth, und versäumte nicht Humboldten zu danken. Auch Schiller richtete ein Schreiben an denselben, *) welches Goethe zwar recht schön und gut fand, aber doch zu bedingt lobend, um dem Freunde ganz erquicklich zu sein. Schiller hatte nämlich anerkannt, daß noch nie ein Dichterwerk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden sei; er hatte den dogmatischen Theil der Schrift, philosophisch genommen, für voll-

*) S. Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt (Stuttg. und Tübingen, 1830), S. 434 ff.

kommen befriedigend erklärt, und eben so den anwendenden Theil für sich ganz untadelhaft gefunden, aber er vermißte einen mittlern Theil, welcher jene allgemeinen Grundsätze der Metaphysik der Dichtkunst auf besondere reducire und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Invidivuellste vermittle. *)

Was noch sonst in den abendlichen Zusammenkünften der beiden Freunde zur Sprache gekommen, und womit Goethe sich dießmal in der Jenaischen Schloßeinsamkeit beschäftigt, darüber sind uns nur spärliche Andeutungen erhalten. Ohne Zweifel ward über Schiller's Wallenstein, und Goethe's Tell und Achilles wieder fleißig verhandelt. „Zur Achilleis," erzählt Goethe in den Annalen unter dem J. 1798, „hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schiller'n eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen könnte, ohne solches auszubilden durch Worte und Sylbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt schrieb ich die zwei ersten Gesänge; auch den Plan schrieb ich auf, zu dessen Förderniß mir ein treuer Auszug aus der Ilias dienen sollte." Was das Schreiben der ersten Gesänge betrifft,

*) In der Ueberzeugung, daß an dem hier so treffend angedeuteten Mangel unsere Aesthetik und Poetik bis auf den heutigen Tag leidet, hat der Verfasser dieses in einigen Monographien (wie malt der Dichter Gestalten? Emmerich, 1834. Wie malt der Dichter große Räume und optisch-erhabene Gegenstände? S. Archiv für den Unterricht im Deutschen, Hft. I, S. 162 ff. und wie stellt der Dichter Stille und Einsamkeit dar? Ebendas. Hft. IV, S. 146 ff.) ein paar Bausteine zu einer vermittelnden Kunstphilosophie, wie Schiller sie wünschte, zu liefern versucht.

so verwechselt Goethe das J. 1798 mit dem nächstfolgenden, denn nachweislich entstand der erste Gesang erst im März und April 1799; auch die angegebene Zahl der Gesänge erregt Bedenken, da sich in Goethe's Werken nur Einer findet. Vielleicht bildete sich dieser durch Zusammenschmelzung der Bruchstücke von zweien, als Goethe im J. 1807 das Fertige der Achilleis wieder vornahm, um es dem Bande seiner epischen Gedichte anzufügen. Aus einem Briefe an Meyer vom 15. Juni 1798 sieht man, daß er jetzt auch endlich an die Elegie Euphrosyne die letzte Hand gelegt. Dann heißt es in einem Billet an Schiller vom 11. Juni: Heute früh habe ich, beim Spaziergang, einen cursorischen Vortrag meiner Farbenlehre überdacht, und habe sehr viel Lust und Muth zu dessen Ausführung. Das Schelling'sche Werk wird mir den großen Dienst leisten, mich recht genau innerhalb meiner Sphäre zu halten."

Am 21. Juni begab sich Goethe aus „mehr als Einer Veranlassung" nach Weimar, ließ aber, in der Absicht, bald wieder nach Jena zurückzukehren, dort sämmtliche Manuscripte und Acten, die ihn augenblicklich interessirten. In seiner Abwesenheit war der lang erwähnte Architekt Thouret aus Stuttgart in Weimar angekommen, der hier den neuen Schloßbau weiter fördern sollte. Dieser gab auch einen sogleich mit Beifall aufgenommenen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlocals an, und bewährte sich in der Ausführung als ein höchst tüchtiger Baumeister. Es läßt sich denken, wie viel dieser Bau wieder Goethe'n zu sinnen, zu schaffen und zu sorgen machte. Dann verursachte auch der Besitz des Freigutes zu Roßla vielerlei Geschäfte und nöthigte

ihn, wie er selbst in den Annalen sagt, dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältnissen näher zu treten, „verlieh auch manche Ansichten und Mitgefühle, die ihm sonst völlig fremd geblieben wären." Hieraus entstand denn eine nachbarliche Gemeinschaft mit Wieland, der sich freilich tiefer in die Sache einließ, indem er förmlich seinen Wohnort in Osmannstedt aufzuschlagen Anstalt machte. „Diese Vorbereitungen zum Landleben," schrieb Goethe am 24. Juni an Schiller, „kommen mir vor wie das Collegium der Anthropologie, das manchen ehrlichen Kerl schon in die Mühseligkeiten der Medicin gelockt hat. Mich sollen, will's Gott, die Wiesen, sie mögen noch so schön grün sein, und die Felder, sie mögen zum Besten stehen, nicht auf dieses Meer locken." Für eine bedeutende poetische Production blieb natürlich zwischen solchen Geschäften weder Zeit noch Stimmung. „Das Beste," meldete er Schiller'n am 30. Juni, „was mir indessen zu Theil geworden, möchte wohl die nähere Motivirung der ersten Gesänge des Tell sein, so wie die klärere Idee, wie ich dieses Gedicht in Absicht auf Behandlung und Ton ganz von dem ersten trennen kann, wobei unser Freund Humboldt gelobt werden soll, daß er mir durch die ausführliche Darlegung der Eigenschaften des ersten das weite Feld deutlich gezeigt hat, in welches hinein ich das zweite spielen kann."

Im Anfange Juli's flüchtete sich Goethe von Neuem in sein Asyl zu Jena, ward aber zu Schiller's größtem Verdrusse nach wenigen Tagen wieder zu seinen Geschäften in Weimar abgerufen. „Es waltet dießmal ein recht böser Geist über unsern Communicationen und Ihrer poetischen Muse," klagte

der innig theilnehmende Freund, fügte aber ein paar Tage später (den 11. Juli) tröstend hinzu: „Diese Störungen sind freilich sehr fatal, aber insofern sie die poetischen Geburten bei Ihnen retardiren, so können sie vielleicht eine desto raschere und reifere Entbindung veranlassen und den Spätsommer von 96 wiederholen, der mir immer unvergeßlich bleiben wird.“ Leider sollte diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen. Sobald Goethe von Schiller weg war, begann ihn der böse Engel der Empirie, wie er schrieb, mit Fäusten zu schlagen; doch habe er ihm zu Trutz und Schmach ein Schema zu Stande gebracht, worin er die auf eine Dualität sich beziehenden Naturwirkungen (magnetische, elektrische, galvanische, chromatische, sonore) parallelisire; er müsse nur sehen, wie er jedem einzelnen Tage etwas abstehle; das möge denn Masse machen, wenn es kein Ganzes machen könne.

Zu dem Theaterbau, den man jetzt lebhaft in Angriff nahm, und andern Abhaltungen kam noch die Redaction einer mit Meyer unternommenen Zeitschrift, der Propyläen. Den ersten Gedanken dazu hatten die beiden Freunde schon im vorigen Jahre auf der Gotthardtreise gefaßt und mittlerweile Manches dafür gedacht, gesammelt, geordnet und niedergeschrieben. Das Werk sollte, wie es in der Einleitung heißt, eigentlich Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundener Freunde über Natur und Kunst enthalten; indeß war der Inhalt fast ausschließlich der Kunst gewidmet. Für Goethe waren die Propyläen insofern eine wahre Wohlthat, als sie ihn nöthigten, so viele Ideen und Erfahrungen, die er lange mit sich herumgetragen, endlich auszusprechen; der poetischen Produc=

tivität konnten sie aber natürlich nur hinderlich sein. In der letzten Hälfte des Juli finden wir ihn mit dem Redigiren seiner eigenen und der Meyer'schen Aufsätze für's erste Stück beschäftigt. Die Redaction von Meyer's Arbeiten machte ihn, wie er Schiller bekannte, ganz unglücklich. „Diese reine Beschreibung und Darstellung, dieses genaue und dabei so schön empfundene Urtheil," schrieb er, fordert den Leser unwiderstehlich zum Anschauen auf. Indem ich diese Tage den Aufsatz über die Familie der Niobe durchging, hätte ich mögen anspannen lassen, um nach Florenz zu fahren." Wie aber fortwährend sein Geist zwischen den beiden Polen Natur und Kunst hin und hergezogen ward, so verhandelte er in eben diesen Tagen mit Herrn von Marum, der zu Besuch kam, vielfach über Elektricität. Er nennt diesen Mann in den Briefen an Schiller „eine gar eigene, gute, verständige Natur", und rühmt von ihm in den Annalen, daß er ihm manchen in der Naturwissenschaft gewonnenen Vortheil verdanke.

Ueber einen nochmaligen Aufenthalt Goethe's zu Jena vom Anfange August's bis gegen den 18. haben wir nur spärliche Nachrichten. Aus Briefen, die er damals an Hofkammerrath Kirms richtete,*) geht hervor, wie einläßlich er sich aus der Ferne mit dem Theaterbau und den Vorstellungen der in Lauchstädt spielenden Gesellschaft beschäftigte. Der wissenschaftliche und poetische Ertrag jenes Aufenthaltes scheint gering gewesen zu sein. „Eigentlich sollte man mit uns Poeten," meinte er in einem Briefe an Schiller, „wie die Herzöge von Sachsen

*) Abgedruckt im Gesellschafter Jg. 1832.

mit Luther verfahren, uns auf der Straße wegnehmen und in ein Bergschloß sperren. Ich wünschte, man machte die Operation gleich mit mir, und bis Michael sollte mein Tell fertig sein."

Je weniger es ihm gelingen wollte, selbst etwas Bedeutendes zu Stande zu bringen, um so förderlicher suchte er wenigstens auf Schiller's Arbeiten einzuwirken. Er war ihm bei den kleinern Dichtungen, Bürgschaft, Kampf mit dem Drachen, des Mädchens Klage, welche damals entstanden, mit seinem Rath zur Hand, und steuerte zu dem Musenalmanach für 1799 Mehreres bei, was um so nöthiger war, als Schiller jetzt die lyrische Stimmung nicht finden konnte. Selbst bis auf die Decke des Almanachs erstreckte sich Goethe's Sorgfalt; er ließ sie mit einer eigenen, selbsterdachten Art anaglyphischer Zierrathen ausstatten. Von diesen Verzierungen, mit denen er sich eine gute Zeit zu schaffen machte, ist in dem Briefwechsel mit Schiller und Meyer mehrfach die Rede; er versuchte, wie aus einem Briefe an Meyer vom 15. Juni erhellt, die Holzstocknachahmung in Kupfer zu leisten. Den größten Antheil aber widmete er die ganze Zeit hindurch dem Wallenstein, der bei dem letzterwähnten Besuche in Jena schon so weit vorgerückt war, daß Schiller ihm die zwei letzten Acte der Piccolomini vorlesen konnte. Die Trennung des Werks in zwei große Dramen hatte der Dichter auf Goethe's Rath vorgenommen, und so folgte er auch in Einzelnheiten vielfach seiner Leitung. Der Beifall Goethe's war ihm, wie er gesteht, bei der Arbeit die süßeste Hoffnung, und wenn er ihn wirklich einärndtete,

die beste Freude; denn beim Publicum, meinte er, werde einem das wenige Vergnügen durch so viele Mißtöne verkümmert.

Da unterdeß der Theaterbau so weit vorgerückt war, daß man hoffen durfte, ihn vor der Eröffnung der Wintersaison zu vollenden, so lag der Gedanke nicht fern, das neue Haus durch einen Theil der Wallenstein'schen Trilogie einzuweihen. In diesem Wunsche wurde Goethe bestärkt, als Schiller im September auf acht Tage nach Weimar kam und alles bis dahin fertig Gebrachte vorlas. Er forderte den Dichter dringend auf, von seinem frühern Plane, das Drama ohne bestimmte Theaterrücksichten zu schreiben, abzugehen, und es für die Bühne gerecht zu machen. „Nehmen Sie Ihr ganzes Wesen zusammen," schrieb er, „um das Werk nur erst auf unser Theater zu schieben; Sie empfangen es von dorther gewiß geschmeidiger und bildsamer, als aus dem Manuscript, das ihnen schon zu lange vor den Augen fixirt steht." Da Schiller auf diesen Gedanken einging und sich entschloß, zunächst das schon 1797 begonnene Vorspiel, Wallenstein's Lager, zu vollenden, so erwies sich Goethe alsbald wieder hülfreich. Schiller wünschte noch einen Capuziner einzuschieben, der den Kroaten predige, denn gerade dieser Charakterzug der Zeit und des Platzes habe noch gefehlt. Sogleich sandte ihm Goethe einen Band des Paters Abraham a Sancta Clara, damit dieser ihn zur Arbeit begeistern möchte, und Schiller schuf, bei der kurz anberaumten Frist, in Eile nach dem „Prachtstück," wie er es nannte, „dem herrlichen Original, vor dem man Respect bekommen müsse," seine köstliche Capuzinerpredigt, die gewissermaßen nur als eine

Mosaikarbeit aus Abraham's Schrift: „Reimb dich, oder ich liß dich"*) zu betrachten ist.

Ein vielverbreitetes Gerücht schrieb Goethe'n lange Zeit einen großen Antheil an Wallenstein's Lager zu und ließ die Capuzinerpredigt ganz von ihm herrühren. Als ihn Eckermann darüber im J. 1831 befragte, erwiderte er: „Im Grunde ist Alles Schiller's eigene Arbeit. Da wir jedoch in so einem Verhältniß mit einander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, so wie sie täglich heranwuchs, communicirte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag ich auch wohl daran einigen Theil haben. Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Versen:

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gerne motivirt wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuscript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen." Aus dem Briefwechsel mit Schiller ergibt sich ferner,

---

*) Namentlich hat der Dichter den Tractat benutzt: „Auff! auff ihr Christen! das ist: Eine bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den türkischen Blut-Egel." Eine genaue Nachweisung der imitirten Stellen s. in meinem „Archiv für den Unterricht im Deutschen" (J. 1844, Hft. II., S. 62 ff.).

daß Goethe ein Anfangslied zu dem Vorspiel dichtete,*) welches Schiller um ein paar Strophen vermehrte. Den Plan zum Prolog scheinen beide Dichter gemeinschaftlich entworfen zu haben, doch gehört die Ausführung Schiller'n allein an. Unsägliche Mühe ließ es sich aber Goethe kosten, um das Werk seines Freundes zu einer würdigen Bühnendarstellung zu bringen; er schulte die Schauspieler, er leitete die Proben und hätte nicht mehr thun können, wenn es die Aufführung eines eigenen Lieblingswerkes gegolten hätte. Schiller setzte seine Geduld und Ausdauer auf eine schwere Probe, denn als das Vorspiel bereits in Goethe's Händen war, und die Schauspieler schon ihre Rollen einübten, wollte der unermüdliche Dichter noch immer ändern, bessern, hinzusetzen. Botenfrauen, Expresse wanderten zwischen Jena hin und her, und selbst das Geringfügige wurde mit diplomatischer Genauigkeit verhandelt.**) Um so größer war aber auch Goethe's Freude über den Triumph, den die Muse seines Freundes bei der ersten Vorstellung am 12. Oct. errang. Ja, aus Liebe zu ihm that er sogar etwas, was sich nicht billigen läßt: des guten Erfolgs der Aufführung gewiß, schematisirte er eine Vorrecension***) der Darstellung und des Effects, den das Stück gemacht habe. „Da ich mich

---

*) Mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, II., 419 ff.

**) Hoffmeister, Schiller's Leben III., 370.

***) Wahrscheinlich die von Hoffmeister in den Supplem. zu Schiller's Werken (IV., 581 ff.) mitgetheilte Abhandlung: „Eröffnung des Weimarischen Theaters."

einmal auf das Element der Unverschämtheit eingelassen habe," sagte er, „so wollen wir sehen, wer es mit uns aufnimmt!"

Auch noch den Rest des Jahres hindurch nahm Goethe an Schiller's weiterer Arbeit am Wallenstein den förderlichsten Antheil; namentlich verdankt ihm die erste Scene von Wallenstein's Tod ihre Entstehung. Nach dem ursprünglichen Entwurfe gedachte Schiller seines Helden Vertrauen auf das Glück seiner Unternehmung dadurch zu motiviren, daß die Constellation glückverheißend befunden würde und das Speculum astrologicum sollte im astrologischen Zimmer den Zuschauern vorgeführt werden. Da ihm aber hinterdrein dieses Mittel undramatisch, trocken, leer und wegen der technischen Ausdrücke dunkel erschien, so ersann er ein neues, in die Gattung der Anagramme, Chronodistichen und Teufelsverse gehöriges Motiv, trug aber Bedenken über den tragischen Gehalt dieser „neuen Fratze" und fragte Goethe'n um Rath. Dieser bat sich Bedenkzeit aus und erklärte nach vielfältiger Ueberlegung das astrologische Motiv für besser. Die tiefgeschöpften Gründe, womit er seine Entscheidung unterstützte,*) setzten Schiller auf den Standpunkt, den astrologischen Aberglauben, der ihm anfangs zuwider gewesen war, nunmehr mit Neigung symbolisch zu behandeln. „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund," antwortete er hocherfreut und nahm sich vor, „noch etwas Bedeutendes für diese Motive zu thun." Nach Hoffmeister's Vermuthung wurden jetzt erst die Gespräche

---

*) S. den Brief an Schiller vom 8. Dec. 1798 (Nr. 534).

der Gräfin, der Thekla und des Max in Act 3 Sc. 4 der Piccolomini über den Glauben an die Sterne gedichtet und eingeschoben; besonders aber sprechen die Worte, welche Wallenstein in dem Piccolom. Act 2 Sc. 6 an Illo richtet:

Die himmlischen Gestirne machen nicht
Bloß Tag und Nacht u. s. w.

ganz und gar die Gedanken Goethe's aus.

Zu eigener Production ließ diesen unterdessen schon die Jahreszeit nicht kommen; es gelang ihm damit weder in Jena noch in Weimar, zwischen denen sein Aufenthalt auch in den letzten Monaten wechselte. Theater- und andere Geschäfte,*) Natur- und Kunstbetrachtungen flochten sich bunt durcheinander; „so geht ein närrisch mühsames Leben fort," schrieb er am 8. Dec. an Schiller, „wie das Mährchen der Tausend und Einen Nacht, wo sich immer eine Fabel in die andere einschachtelt." Vor Allem aber wünschte er, in diesem Winter endlich einmal „das Farbenwesen los zu werden," und arbeitete zunächst ein Schema der physiologischen Farben aus, welches er an Schiller zur Beherzigung als Basis ihrer Disceptationen schickte. Dieser begann jetzt immer tiefer in des Freundes chromatische Untersuchungen einzugehen. Er ergriff nicht bloß „durch die große Natürlichkeit seines Genies," wie Goethe am Ende der Farbenlehre rühmt, schnell die Hauptpunkte, worauf es ankam, sondern, wenn Goethe manchmal

*) Die Briefe an Kirms im Gesellschafter (1832) lassen recht in das Detail dieser Sorgen und Geschäfte blicken.

auf seinem beschaulichen Wege zögerte, so nöthigte er ihn durch seine reflectirende Kraft vorwärts zu eilen und riß ihn gleichsam an das Ziel, wohin er strebte. „Schiller," heißt es in einem Briefe Goethe's an Meyer vom 15. Nov. 1798, „hilft mir durch seine Theilnahme außerordentlich. Ueber die verschiedenen Bestimmungen der Harmonie der Farben durch den ganzen Kreis hat er sehr schöne Ideen, die eine große Fruchtbarkeit versprechen." Er war es, der Goethe'n den lange aufhaltenden Zweifel, worauf denn eigentlich das wunderbare Verwechseln der Farben bei gewissen Menschen beruhe, dahin entschied, daß ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Ein junger Gildemeister, der damals in Jena studirte, war in diesem Falle und erbot sich freundlich zu Hin- und Wiederversuchen, wodurch sich denn jenes Resultat herausstellte.

Auf dem Gebiete von Goethes Kunstbestrebungen haben wir neben dem zweiten Stück der Propyläen, dessen Redaction er in dieser Zeit beendigte, eine sehr interessante Arbeit von novellistisch-epistolarischer Form zu erwähnen, den Sammler und die Seinigen. Goethe gedenkt derselben zuerst in einem Briefe aus Jena an Meyer vom 27. Nov. 1798. „Heute vor acht Tagen," schreibt er, „kam mit Schiller etwas zur Sprache, das wir in einigen Abenden durcharbeiteten und zu einer kleinen Composition schematisirten. Ich fing gleich an auszuführen und bringe es wahrscheinlich diese Woche zu Stande. Es gibt einen tüchtigen Beitrag zu den Propyläen. Es heißt der Kunstsammler und ist ein kleines Familiengemälde in Briefen, das zur Absicht hat, die verschiedenen Richtungen, welche Künstler und Liebhaber nehmen können,

wenn sie nicht auf's Ganze der Kunst ausgehen, sondern sich an einzelne Theile halten, auf eine heitere Weise darzustellen. Es kommt bei der Gelegenheit gar Manches zur Sprache." Erhellt schon aus diesem Briefe, daß Schiller an der Entstehung der schönen Composition betheiligt war, so spricht es Goethe nicht minder bestimmt in einem spätern Briefe an ihn (vom 22. Juni 1799) aus: „Wie viel Antheil Sie an dem Inhalt und an der Gestalt des Sammlers haben, wissen Sie selbst." Indeß gebührt das Verdienst der Ausführung des Einzelnen unserm Dichter allein. Man darf unbedenklich diese Production zu Goethe's besten kunstphilosophischen Leistungen zählen. Wenn er nicht selten in streng didaktischen Darstellungen, trotz seiner reichen Kenntnisse und seiner tiefen Einsicht, hinter Andern zurückblieb, vielleicht nur aus dem Grunde, weil er zu sehr Dichter war,*) so sind dagegen seine mündlichen und brieflichen theoretischen Aussprüche, die er gelegentlich mit Bezug auf einen besondern Gegenstand an eine bestimmte Person richtete, um so schlagender und vortrefflicher. Es war daher ein sehr richtiger Instinct, der ihn im Sammler, wo es eine längere theoretische Erörtung galt, die brieflich-dialogische Form wählen ließ. Gerade an den schwierigsten Stellen geht die epistolarische Darstellung in Gespräch über, und das Ganze läuft zuletzt in die ihm damals so beliebte schematische Form aus. Der Inhalt läßt sich in der Kürze so andeuten, daß Ernst und Spiel als zwei Extreme dargestellt werden, aus denen einerseits trockene Nachahmer, Charakteristiker und Klein-

---

*) Rosenkranz, über Goethe, S. 71.

künstler, andrerseits Phantomisten, Undulisten und Skizzisten hervorgehen, während die ächte Kunstwahrheit, Schönheit und Vollendung in der Mitte, in der Verbindung von Ernst und Spiel zu finden sey. Goethe brachte das Ganze erst im nächsten Jahre zu Stande und ließ es in die Propyläen einrücken. Als er es Schillern gedruckt übersandte, antwortete dieser: „Es hat mir in der Gestalt, worin es jetzt ist, noch viel reicher und belebter geschienen, als je vorher beim einzelnen Lesen, und es muß als das heiter und kunstlos ausgegossene Resultat eines langen Erfahrens und Reflectirens auf jeden irgend empfänglichen Menschen wundersam wirken. Der Gehalt ist nicht zu übersehen, eben weil so vieles Wichtige nur zart, nur im Vorbeigehen angedeutet ist."

Schließlich gedenken wir noch einer großentheils im Laufe dieses Jahrs entstandenen Arbeit, die eben so sehr mit Goethe's Interesse für die bildende Kunst, wie mit seinen chromatischen Bemühungen zusammenhängt; es ist Diderot's Versuch über die Malerei, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. In einem einführenden „Geständniß" sagt uns der Uebersetzer selbst, was ihn zu der Arbeit veranlaßt habe. Zu einem geordneten Vortrage, einer zusammenhängenden Abhandlung über die in dem Diderot'schen Schriftchen besprochenen Gegenstände habe er lange Zeit kein Herz fassen können, so gegenwärtig ihm der Stoff gewesen sei. Als er sich nun endlich eben angeschickt, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunst zu entwerfen, sei ihm das Werkchen zufällig wieder in die Hände gekommen; und sogleich habe ihn die Lust angewandelt, statt eines didaktischen Vortrags, mit dem Verfasser eine Un=

terhaltung, ein Streitgespräch über den Gegenstand zu beginnen. So entstand seine Uebersetzung, mit Anmerkungen durchflochten, die, wie schon eine flüchtige Uebersicht des Ganzen zeigt, keinen geringern Raum als den Text einnehmen. Daß ihn eine solche Behandlungsweise der Sache mehr angemuthet, als eine förmliche Abhandlung, erklärt er sich selbst durch den allgemeinen Satz: „Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen.“ Wir wissen aber bereits von ihm insbesondere, wie viel lieber und leichter gerade er durch frischen Verkehr mit Menschen als durch einsames Denken seine Gedanken zur Klarheit brachte. Er verkannte nicht, daß das Schriftchen in gewissem Sinne veraltet sei und mehr einen historischen Ausleger als einen Gegner verlange. Erwog er aber, daß die darin ausgesprochenen Gesinnungen, die nur zu einem Uebergang vom Manirirten, Conventionellen, Pedantischen zum Gefühlten, Begründeten und Liberalen einladen sollten, in seiner Zeit als theoretische Grundmaximen fortspukten, und einer leichtsinnigen Praktik das Wort redeten: so fand er seinen Eifer wieder vollkommen erklärlich und gerechtfertigt. Es gilt demnach seine Polemik nicht sowohl dem abgeschiedenen Diderot, als vielmehr denjenigen, die jene Revolution der Künste, welche Diderot hauptsächlich mit bewirkte, an ihrem wahren Fortgange hinderten, indem sie auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuscherei zwischen Natur und Kunst hinschlenderten, und ebensowenig geneigt waren, eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gediegene Kunstthätigkeit zu befördern.

Zweites Capitel.

Einleitendes. Fortgesetzte Theilnahme an Schiller's Wallenstein. Achilleis. Schema über den Dilettantismus. Temperamentenrose. Spiegel der Muse. Großer Plan, ein Repertorium für die deutschen Theater zu schaffen. Gartenaufenthalt. Neue Redaction seiner kleinern Gedichte. Lectüre. Mondbetrachtungen. Die Propyläen und Preiszeichnungen. Erste Bekanntschaft mit Zelter. Erste Walpurgisnacht. Rückkehr von der epischen Gattung zur dramatischen. Voltaire's Mahomet übertragen. Fortgesetzte Mondbetrachtungen. Die vier Jahrszeiten. Ausflug nach Leipzig. Uebersetzung des Tancred. Kunstausstellung. Weitere Arbeit am Faust. Philosophische Speculationen. Paläophron und Neoterpe. Krankheit zu Anfange des J. 1801. Theophrast's Büchlein von den Farben übersetzt. Aufführung des Tancred. Fortsetzung des Faust. Die natürliche Tochter begonnen. Plan einer philosophischen Preisaufgabe. Aufenthalt in Pyrmont. Plan eines Romans. Aufenthalt auf der Rückreise in Göttingen.

Wenn dem Leser das vorhergehende Capitel ein unerquickliches gewesen, so möge er bedenken, daß dem Biographen auch die Abfassung desselben nicht erfreulich sein konnte, und vor Allem, daß es dem Manne, welcher jene Epoche zu durchleben hatte, dabei noch schlimmer zu Muthe war. Es läßt sich wohl begreifen, wie tief der geheime Seelenschmerz eines Dichters sein mußte, in dessen Innern sich eine Welt von Gestalten und Ideen aufs Lebendigste regte, die ein wundersamer Bann in seiner Brust zurückhielt. Daß dieser Schmerz sich

nicht höher steigerte und energischer äußerte, hatte er einer langen Uebung in Resignation und Geduld zu danken. Zudem hob ihn der „Zodiakus“ von Arbeiten, Geschäften, Forschungen und Zerstreuungen, in dem er sich unablässig umtrieb, über einen Tag nach dem andern unvermerkt hinweg. Ganz anders verhielt es sich mit Schiller. Wenn er nicht dichterisch productiv war, glaubte er nicht zu leben. Als er die Wallenstein'sche Trilogie überwunden hatte, schrieb er an Goethe: „Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werkes los zu sein, und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer, als der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos im luftleeren Raum hinge.“ So konnte sich Goethe nie fühlen. Er hatte auf seinen beiden Reisen nach Italien, bei dem dreimaligen Besuche der Schweiz, der Campagne in Frankreich, und so vielen andern Ausflügen eine unendliche Fülle von Anschauungen, Erfahrungen und Erlebnissen in sich aufgenommen, an denen er ein ganzes Leben lang in der Einsamkeit hätte zehren können; er hatte so viele tausend Fäden mit der Naturwissenschaft, der bildenden Kunst, den technischen Künsten, dem Theater, dem Staatsgetriebe, der gesellschaftlichen Welt angeknüpft, daß nirgendwo und zu keiner Stunde sein Inneres unangeregt und unbeschäftigt sein konnte.

Nichtsdestoweniger nagte besonders während dieses Winters 1798/9 ein stiller Kummer an seiner Seele, daß ihm nicht, wie dem Freunde, eine bedeutende poetische Schöpfung

gelingen wollte. Schiller bemerkte es mit innigem Mitgefühl und schrieb am 5. März: „Es hat mich diesen Winter oft geschmerzt, Sie nicht so heiter und muthvoll zu finden, als sonst; und eben darum hätte ich mir selbst etwas mehr Geistesfreiheit gewünscht, um Ihnen mehr sein zu können. Die Natur hat Sie einmal bestimmt hervorzubringen; jeder andere Zustand, wenn er eine Zeit lang anhält, streitet mit Ihrem Wesen. Eine so lange Pause, als Sie diesmal in der Poesie gemacht haben, darf nicht mehr vorkommen, und Sie müssen darin ein Machtwort aussprechen und ernstlich wollen. Schon deßwegen ist mir Ihre Idee zu einem didaktischen Gedichte (jenem lucrezischen Naturgedichte) sehr willkommen gewesen; eine solche Beschäftigung knüpft die wissenschaftlichen Arbeiten an die poetischen Kräfte an und wird Ihnen den Uebergang erleichtern, an dem es jetzt allein zu fehlen scheint." Tröstend fügt er später noch hinzu, das Frühjahr und der Sommer werde Alles gut machen. Nach der langen Pause werde er sich desto reicher entladen, besonders wenn er die Achilleis gleich vornehme, weil dadurch eine ganze Welt in Bewegung komme. Mit traurigem Lächeln mag Goethe die Antwort geschrieben haben: „Ich muß mich nur nach Ihrem Rath als eine Zwiebel ansehen, die in der Erde unter dem Schnee liegt, und auf Blätter und Blüthen in den nächsten Wochen hoffen... Wir wollen sehen, wie weit wir es im Wollen bringen."

Aber ein Machtspruch, wie Schiller ihn verlangte, war nicht die Sache Goethe's, der von jeher das ihm inwohnende Talent als Natur betrachtete. Ungefähr drei Jahre lang währte noch die Sprödigkeit seiner Muse, die für ihn um so

quälender sein mußte, als, nach Schiller's Zeugniß, ein einziges Gespräch die Fülle poetischer Ideen, die damals so lebendig in seiner Phantasie lag, in jedem Augenblicke hervorlocken konnte. Der Leser wird es uns danken, wenn wir ihn rascher über diese Zeit hinwegführen.

Den Januar des J. 1799 widmete Goethe größtentheils dem Wallenstein. Schiller hatte ihm am Sylvestertage die Piccolomini zugesandt und traf den 4. Jan. selbst mit seiner Familie in Weimar ein, um die Vorbereitungen zur Aufführung des Dramas, das zum Geburtstage der Herzogin gegeben werden sollte, persönlich leiten zu helfen. Er fand durch Goethe's Sorgfalt im Schloß ein niedliches, bequemes Logis bereitet und mit allen Bedürfnissen versehen. Die Hauptlast der Proben blieb, ungeachtet der Anwesenheit des Dichters, auf Goethe liegen; denn Schiller ward oft durch Kränklichkeit und Abspannung in Folge schlafloser Nächte verhindert, den Proben beizuwohnen. Die Schwierigkeiten, die sich bei denselben ergaben, waren nicht gering, weil die Schauspieler sich an den Vortrag des jambischen Quinars noch gar nicht gewöhnt hatten; aber Goethe ruhte nicht, bis dieses Hinderniß überwunden war. Eben so eifrig bemühte er sich, im Verein mit Meyer, für die Costüme und Decorationen des Stückes; und bis auf welche Einzelnheiten sich seine Sorgfalt erstreckte, beweist ein Billet, das er am Morgen des 30. Jan. an Schiller richtete: „So ist denn endlich der große Tag angebrochen, auf dessen Abend ich verlangend und neugierig genug bin. Hier noch einige Bemerkungen: 1) Wollten Sie Vohs nicht in den ersten Scenen im Küraß kommen lassen? In dem

Kollet sieht er gar zu nüchtern aus. 2) Auch wäre das Barett für Wallenstein nicht zu vergessen, es muß so etwas wie Reiherfedern bei der Garderobe sein. 3) Wollten Sie nicht auch Wallenstein noch einen rothen Mantel geben? Er sieht von hinten den Andern so sehr ähnlich."

Auch noch in der ersten Hälfte des Februars dauerten die Bemühungen für den Wallenstein fort. Am 2. wurden die Piccolomini abermals aufgeführt, worauf Schiller noch bis zu der Mitte des Monats in Goethe's Nähe blieb. Dieser begleitete ihn sodann nach Jena zurück und verweilte dort bis gegen Anfang März. Die Aufführung der Oper Palmyra (4. März) rief ihn wieder nach Weimar, und nun begann, nach vier Wochen Stillstand, das Commercium mit Schiller durch die Botenfrau wieder. Die Ermahnung desselben, mit ernstem Entschluß die Achilleis vorzunehmen, ging nicht ganz verloren. Am 9. März schrieb ihm Goethe: „Nun noch die gute Nachricht, daß ich durch Ihren Zuruf ermuntert, diese Tage meine Gedanken auf dem trojanischen Felde fest gehalten habe. Ein großer Theil des Gedichtes, dem es noch an innerer Gestalt fehlte, hat sich bis in seine kleinsten Zweige organisirt, und weil nur das unendlich endliche mich interessiren kann, so stelle ich mir vor, daß ich mit dem Ganzen, wenn ich alle meine Kräfte darauf verwende, bis Ende Septembers fertig sein kann." Aber an der Fortdauer seiner Stimmung einmal ungläubig geworden, setzt er sogleich hinzu: „Ich will diesen Wahn so lange als möglich bei mir zu erhalten suchen." Mit großem Eifer und wachsendem Muthe setzte er bis gegen den 20. März die Arbeit fort. Am 16. schrieb er an Schil=

ler, der unterdessen Wallenstein's Tod beendigt hatte: „Recht herzlich gratulire ich zum Tode des theatralischen Helden. Könnte ich doch meinem epischen vor eintretendem Herbste auch das Lebenslicht ausblasen! ... Fünf Gesänge sind schon motivirt, und von dem ersten 180 Hexameter geschrieben. Durch eine ganz besondere Resolution und Diät habe ich es gezwungen; und da es mit dem Anfange gelungen ist, so kann man für die Fortsetzung nicht bange sein."

Während eines Aufenthaltes zu Jena vom 20. März bis zum 10. April rückte die Achilleis immer weiter vor. Am 21. berichtete er an Meyer mit Freude, daß Schiller für's nächste Jahr statt seines lyrischen Almanachs die Schwestern von Lesbos von Amalie v. Imhoff herauszugeben gedenke. „Dadurch," schrieb er, „wird von allen Seiten gewonnen, für ihn, für mich und für unsere liebe Kleine (Fräulein v. Imhoff) dazu. Ich kann die beste Zeit der Achilleis geben, und was das Frühjahr an kleinen Gedichten bringt, gleich in die Propyläen setzen, um diese ernsthaften Hallen mit einigen Kränzen zu schmücken." Am 27. meldete er die Vollendung von 350 Versen, die schon die übrigen nachziehen sollten. „Diese Woche," fügte er hinzu, „will ich noch in vollem Fleiße hier ausleben; wahrscheinlich wird der erste Gesang fertig, und wenn es mir möglich ist, fange ich gleich den zweiten an, damit ja kein Stillstand eintrete; denn die Arbeit fängt schon an eine ungeheure Breite zu zeigen, wozu, ohne anhaltenden Fleiß, das Leben wohl nicht hinreichen möchte." Trotzdem beschloß er am 2. April, wo er Schillern den fertigen ersten Gesang mittheilte, „eine kleine Pause zu machen, um sich der

nun zunächst zu bearbeitenden Motive specieller zu versichern.“ Leider sollte es eine große verhängnißvolle Pause werden!

Am 10. April begab sich Goethe mit Schiller nach Weimar, um hier die erste Aufführung des ganzen Wallenstein vorzubereiten und zu leiten. Darüber vergingen ein paar Wochen unter so zerstreuender Thätigkeit, daß er an poetisches Schaffen nicht denken konnte. Als Schiller gegen den 25. wieder nach Jena zurückgekehrt war, beeilte er sich, die dringendsten Geschäftsarbeiten zu beseitigen und reiste dem Freunde nach. Die Leitung des Theaters besorgte in seiner Abwesenheit der Hofkammerrath Kirms, der ihm in diesem Geschäft zunächst untergeordnet war und überall mit zweckmäßiger Thätigkeit eingriff.

Ueber Goethe's diesmalige Beschäftigungen zu Jena, wo er bis zum 27. Mai verweilte, sind uns nur wenige bestimmte Andeutungen erhalten. Aus Briefen an Meyer vom 12. und 14. Mai erhellt, daß er jetzt erst den Schluß des Sammlers schrieb. Dann wurde, wie der Briefwechsel mit Schiller vermuthen läßt, in den damaligen Abendconferenzen mit demselben zuerst der Plan zu dem Schema über den Dilettantismus besprochen, das sich als eine verwandte Arbeit an den Sammler anschloß, und von Goethe die Ausführung desselben sogleich begonnen. Es war beschlossen worden, daß jeder der beiden Kunstfreunde ein Schema für sich ausarbeiten sollte. Beide haben sich erhalten. Goethe's Entwurf, der in seinen Werken mitgetheilt ist, enthält mehr Thatsachen und treffende Bemerkungen, wogegen Schiller's kurze tabellarische Uebersicht, die Hoffmeister zuerst veröffentlicht hat, sich durch

begriffsmäßige Bestimmtheit auszeichnet. So trat auch in dieser Kleinigkeit, bemerkt Hoffmeister, die Differenz beider Naturen hervor, und wenn man beide Arbeiten mit einander vergleicht, so findet man sehr wahr, was Goethe bei dieser Gelegenheit sagt: „Ueberhaupt wurden solche methodische Entwürfe durch Schiller's philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung.“ Einen Monat später kam Goethe auf den Gedanken, dieser Arbeit, wie dem Sammler, eine poetische Form zu geben, um ihr allgemeinern Eingang zu verschaffen. „Wie Künstler,“ fügte er hinzu, „Unternehmer, Vorkäufer, Käufer und Liebhaber jeder Kunst im Dilettantism ersoffen sind, das sehe ich jetzt erst mit Schrecken, da wir die Sache so sehr durchgedacht und dem Kinde einen Namen gegeben haben. Wir wollen mit der größten Sorgfalt unsere Schemata nochmals durcharbeiten, damit wir uns des ganzen Gehaltes versichern, und dann abwarten, ob uns das gute Glück eine Form zuweist, in der wir ihn aufstellen. Wenn wir dereinst unsere Schleusen ziehen, so wird es die grimmigsten Händel setzen; denn wir überschwemmen geradezu das ganze liebe Thal, worin sich die Pfuscherei so glücklich angesiedelt hat.“ Schiller war nicht dafür, der Arbeit eine ähnliche Einkleidung, wie dem Sammler, zu geben. Man müsse den Deutschen, meinte er, die Wahrheit so derb als möglich sagen, es fänden sich vielleicht unter Swift's Satyren Formen, die dazu paßten, oder man müsse in Herder's Fußstapfen treten und den Geist des Pantagruel citiren — Gedanken, die eben so wenig als der Goethe'sche zur Ausführung gekommen sind.

Ungefähr gleichzeitig mit der eben besprochenen tabellarischen Darstellung scheint eine Temperamentenrose entworfen worden zu sein, deren Goethe, so wie des Schemas über den Dilettantismus in den Annalen schon unter dem J. 1798 gedenkt. Außerdem ward ohne Zweifel Vieles über Schiller's neuen dramatischen Plan, die Maria Stuart, verhandelt. An lyrischen Productionen gehört in diesen Jenaischen Aufenthalt wohl der „Spiegel der Muse," ein allegorisches Gedicht, worin Goethe's damalige Gemüthslage dargestellt ist. Die Muse, die, „sich zu schmücken begierig," den rinnenden Bach verfolgt und eine ruhige Stelle zur Selbstbespiegelung sucht, repräsentirt das dichterische Gemüth, wie es in Mitten des beweglichen, rauschenden Weltlebens sich nach einem Stündchen stiller, sinniger Selbstbeschauung sehnt. Vergeblich ist dies Sehnen; die schwankende Fläche des Welttreibens verzieht stets das bewegliche Bild. Der Dichter muß sich ganz aus dem Getriebe des Lebens heraus in die Einsamkeit, an einen „Winkel des Sees" (wie Goethe nach Jena) flüchten, wenn er die Gestalten seines Innern in reinen, festen Umrissen erblicken will.

Nach einer Stelle in den Annalen (1799) zu urtheilen, fällt in diese Zeit auch die Berathung über den Plan, „die deutschen dramatischen Stücke, die sich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu sammeln, theils aber, verändert und ins Enge gezogen, der neuern Zeit und ihrem Geschmacke näher zu bringen." Eine ähnliche Operation sollte mit den bessern ausländischen Stücken angestellt, und so für die deutschen Theater der Grund zu einem soliden Repertorium gelegt wer-

den. Der Gedanke scheint ursprünglich von Schiller ausgegangen zu sein. Schon im November 1797, als er die auf den Krieg der zwei Rosen bezüglichen Stücke von Shakespeare las, schrieb er: „Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, diese Suite von acht Stücken, mit aller Besonnenheit, deren man jetzt fähig ist, für die Bühne zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden. Wir müssen darüber wirklich conferiren." Jetzt im J. 1799 machte Schiller dem Buchhändler Unger den Antrag, in Verbindung mit Goethe eine Sammlung deutscher Schauspiele herauszugeben, und zwar zehn Stücke des Jahrs nebst einer Kritik über jedes. Dieser Plan kam eben so wenig, als der ebenerwähnte, zur Ausführung, obwohl der Verleger hundert Carolin Honorar für zehn Stücke und deren Beurtheilung bot. Indeß war der Gedanke doch folgenreich für Goethe's Thätigkeit, indem daraus später die Bühnenbearbeitung mehrerer seiner ältern Dramen, des Götz, der Stella u. a., sowie die Uebersetzung des Mahomet und des Tancred von Voltaire hervorging, auf die wir unten zurückkommen werden. Ueberhaupt aber regte Schiller's Beispiel die bereits ersterbende Theilnahme Goethe's für Drama und Theater wieder auf, wie dieser selbst in den Gesprächen mit Eckermann gestand. „In den neunziger Jahren," sagt er (richtiger sollte es heißen: in der letzten Hälfte der neunziger Jahre), „war die eigentliche Zeit meines Theater-Interesses schon vorüber, und ich schrieb nichts mehr für die Bühne; ich wollte mich ganz zum Epischen wenden. Schiller erweckte das schon erloschene Interesse, und ihm und seinen Sachen zu Liebe nahm ich am Theater wieder Antheil."

Sobald Goethe sich am 27. Mai von Schiller entfernt hatte, zog ihn wieder der entgegengesetzte Pol des Geschäftstreibens an und riß ihn in eine Zerstreuung hinein, welche zwei Monate hindurch alle tiefere Productivität aufhob. „Abends weiß ich wohl, daß etwas geschehen ist,“ klagte er dem Freunde, „das aber auch wohl ohne mich und vielleicht ganz anders hätte geschehen sollen.“ Da er aber einmal von der Poesie nicht ablassen konnte, so widmete er in dieser Zeit dem Werke seiner Freundin von Imhoff, den Schwestern von Lesbos, die liebevollste Theilnahme. Er hielt mit der Dichterin darüber Abendconferenzen bei der Frau von Wolzogen und wußte trotz der rigoristischen Forderungen, die er in Folge seiner Betrachtungen über den Dilettantismus machte, die Frauen doch bei guter Laune zu erhalten. Dann räumte er, „um nicht ganz müßig zu sein,“ seine dunkle Kammer auf, wiederholte ältere Versuche und stellte einige neue an; besonders versuchte er, ob der sogenannten Inflexion etwas abzugewinnen wäre. Dazwischen ließ er die sämmtlichen kleinen Gedichte zusammenschreiben und wunderte sich über den sonderbaren „Codex,“ welcher daraus entstand. Als er zu Anfange Juli's sich wieder nach Jena zu flüchten gedachte, kam ein neues Hinderniß. Der König und die Königin von Preußen wurden in Weimar zu Besuch erwartet, wodurch der Herzog veranlaßt ward, den Schloßbau eifriger zu betreiben. Er hielt dazu Goethe's Gegenwart für nöthig, welcher diesen Glauben, wie er an Schiller schrieb, „auch ohne eigene Ueberzeugung zu verehren hatte.“ Indem er nun einmal, wie er sich ausdrückt, „im Stande der Erniedrigung“ fortleben mußte, ließ

er sich auch einen Besuch der Frau von La Roche, vor dem sich Schiller wie vor einem heranziehenden Ungewitter fürchtete, ganz gut gefallen. „Frau von La Roche," meldete er Schiller'n am 24. Juli, „habe ich zweimal, erst in Tieffurth, dann in Osmannstedt gesehen und sie eben gerade, wie vor zwanzig Jahren gefunden. Sie gehört zu den nivellirenden Naturen; sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter, und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an; übrigens möchte man sagen, daß ihre Unterhaltung interessante Stellen hat."*) Dann berichtet er weiter, daß Tieck mit Hardenberg und Schlegel bei ihm gegessen. Von Tieck sagt er: „Für den ersten Anblick ist es eine recht leidliche Natur; er sprach wenig, aber gut, und hat überhaupt hier ganz wohl gefallen."**) In den Annalen ist auch noch unter diesem Jahre der Berührung mit Schelling gedacht, der ihm die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie mittheilte. „Er besprach gern," heißt es, „mancherlei Physikalisches, ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunst."

---

*) Goethe versetzt in den Annalen diesen Besuch irrthümlich in den Sommer 1798.

**) Gegen Ende des Jahrs scheint Tieck häufiger mit Goethe verkehrt zu haben. In einem Briefe an Schiller vom 6. Dec. ist von einer Vorlesung der Tieck'schen Genoveva auf seinem Zimmer die Rede, worüber es in den Annalen heißt: „Tieck las mir seine Genoveva vor, deren wahrhaft poetische Behandlung mir sehr viel Freude machte und den freundlichsten Beifall abgewann."

Da der Schloßbau keine weitere Entfernung zuließ und die Sehnsucht nach Ruhe und Sammlung bei Goethe doch zuletzt überhand nahm, so entschloß er sich Ende Juli's in seinen Garten zu ziehen, wo er den August und September hindurch blieb. „Ob die Einsamkeit des Ilmthals," schrieb er am 31. Juli an Schiller, „zu dem Einzigen, was Noth ist, viel helfen wird, muß die Zeit lehren." Er beschäftigte sich hier zunächst mit der Zusammenstellung seiner kleinern Gedichte, die Unger verlangt hatte. „Zu einer solchen Redaction," schrieb er am 3. August, „gehört Sammlung, Fassung und eine gewisse allgemeine Stimmung. Wenn ich noch ein paar Dutzend neue Gedichte dazuthun könnte, um gewisse Lücken auszufüllen, und gewisse Rubriken, die sehr mager ausfallen, zu bereichern, so könnte es ein recht interessantes Ganze geben. Doch wenn ich nicht Zeit finde, das Publicum zu bedenken, so will ich wenigstens so redlich gegen mich selbst handeln, daß ich mich von dem überzeuge, was ich thun sollte, wenn ich es auch gerade jetzt nicht thun kann. Es gibt für die Zukunft leitende Fingerzeige." Bei dieser Redaction faßte er auch das Metrum seiner Gedichte, namentlich die Hexameter und Pentameter, schärfer ins Auge und fand die Epigramme in dieser Hinsicht „am liederlichsten gearbeitet," doch auch glücklicher Weise am leichtesten metrisch zu verbessern, wobei oft Ausdruck und Sinn mit gewann. Eben so löschte er damals aus den römischen Elegien manchen prosodischen Fehler glücklich weg; bei passionirten Arbeiten jedoch, wie Alexis und Dora, fand er die Sache schwieriger, leistete indeß auch hier, so viel er vermochte. „Wenn man solche Verbesserungen," schrieb er am 7. August

an Schiller, „auch nur theilweise zu Stande bringt, so zeigt man doch immer seine Perfectibilität, so wie auch Respect für die Fortschritte in der Prosodie, welche man Vossen und seiner Schule nicht absprechen kann.“

Die Nachmittage waren der Lectüre von Milton's verlorenem Paradiese gewidmet, welches ihm zu vielen Betrachtungen Stoff bot. Er fand auch bei diesem Gedichte, wie bei allen anderen Kunstwerken, daß es eigentlich das Individuum sei, welches sich dadurch manifestire und das Interesse hervorbringe. Der Gegenstand däuchte ihm abscheulich, äußerlich scheinbar, innerlich wurmstichig und hohl. Außer den wenigen natürlichen und energischen Motiven finde man eine ganze Partie lahmer und falscher, die einem wehe machten. Ein Hauptfehler des Dichters, nächst der Wahl des Stoffes, bestehe darin, daß er seine Personen, Götter, Engel, Teufel, Menschen, sämmtlich gewissermaßen unbedingt einführe und sie nachher, um sie handeln zu lassen, von Zeit zu Zeit, in einzelnen Fällen bedingen müsse, wobei er sich dann, zwar auf eine geschickte, doch meistens auf eine witzige Weise zu entschuldigen suche. Als verunglückter Revolutionär wisse er sich besser in die Rolle des Teufels als des Engels zu schicken, was auf Zeichnung und Zusammensetzung des Gedichts einen großen Einfluß geübt; so wie auch der Umstand, daß der Verfasser blind gewesen, auf Haltung und Colorit bedeutend eingewirkt habe. Uebrigens sei das Werk einzig in seiner Art und der Dichter ein in jedem Sinne interessanter Mann, dem man Charakter, Gefühl, Verstand, Kenntnisse, dichterische und rednerische Talente nicht absprechen könne. — Eine weitere Lectüre

der Nachmittagsstunden waren Winkelmanns Briefe und ältere Schriften. „Ich muß mir das Verdienst und die Einwirkung dieses wackern Mannes," heißt es in einem Briefe an Schiller vom 21. August: „im Einzelnen deutlich zu machen suchen." Außerdem führen die Annalen noch Herder's Fragmente unter den damals gelesenen Schriften auf.

Selbst die späten Abende und Nächte ließ Goethe in seiner Garteneinsamkeit nicht unbenutzt. Wider seine Gewohnheit blieb er bis gegen Mitternacht auf, um durch ein gutes Spiegel-Teleskop den Mond zu betrachten und so mit diesem „schon so lange geliebten und bewunderten Nachbar" endlich näher bekannt zu werden. „Es ist eine sehr angenehme Empfindung," schrieb er Schillern am 21. August, „einen so bedeutenden Gegenstand, von dem man vor kurzer Zeit so gut als gar nichts gewußt, um so viel genauer kennen zu lernen. Das schöne Schröter'sche Werk, die Selenotopographie, ist freilich eine Anleitung, durch welche der Weg sehr verkürzt wird. Die große nächtliche Stille hier außen im Garten hat auch viel Reiz, besonders da man Morgens durch kein Geräusch geweckt wird, und es dürfte nur einige Gewohnheit dazu kommen, so könnte ich verdienen, in die Gesellschaft der würdigen Lucifugen aufgenommen zu werden."

Wie das ganze übrige Jahr hindurch, so nahm auch während dieses Gartenaufenthalts die Sorge für die Propyläen manches Stündchen in Anspruch. Es ging mit dem Absatz derselben so schlecht, daß Goethe zu Anfang des Juli schon daran dachte, sie eingehen zu lassen. Auf Schiller's Ermunterung entschloß er sich, sie fortzuführen, indem er dem Verleger die

Unternehmung zunächst durch Nachlaß am Honorar, Verminderung der Auflage und Zaudern mit den nächsten Stücken zu erleichtern suchte. Dann kam man auf den Gedanken, mit der Zeitschrift die Aussetzung eines Preises für die beste Zeichnung eines jährlich von Goethe und Meyer zu wählenden Gegenstandes in Verbindung zu bringen und so die Künstler auch praktisch zu fördern. Die einlaufenden Concurrenzstücke sollten öffentlich ausgestellt und auch die gekrönten den Künstlern wieder zugestellt werden, das nächste Propyläenheft aber ein motivirtes Urtheil namentlich über die beiden Zeichnungen bringen, denen man den Preis zuerkannt hatte. Für das Jahr 1799 war die Darstellung der Scene aus dem dritten Buch der Ilias aufgegeben, wie Aphrodite die Helena zum Paris führt. Es liefen neun Concurrenzstücke ein, worunter auch ein paar Oelgemälde waren. Die „Preisertheilung und Recension," welche die Propyläen im ersten Stücke des dritten Bandes brachten, entwickelt in der Einleitung die Absicht, die man bei der Ausstellung gehabt. Man habe nicht vortreffliche Kunstwerke hinsichtlich der Ausführung erzweckt; dazu sei die Zeit zu kurz und der Preis (20 Dukaten als erste, und 10 als zweite Prämie) nicht ansehnlich genug gewesen; sondern ernstlich strebende Künstler sollten vermocht werden, den Gedanken eines Bildes mit möglichster Sorgfalt durchzuarbeiten. Die Prämien erhielten Ferdinand Hartmann aus Stuttgart und Heinrich Kolbe aus Düsseldorf, und zwar Jeder die Hälfte des Gesammtpreises, weil die Kunstrichter keinem derselben einen entschiedenen Vorrang zuzusprechen wagten.

In die diesmalige Gartensaison fällt auch die Anknüpfung

des ersten Fadens zu einem Verhältnisse, woraus für Goethe bis zu seinem Tode eine Fülle von Genuß und Belebung erwachsen sollte, der Bekanntschaft mit Zelter. Am 11. August richtete dieser einen Brief an Goethe, der die liebevollste Verehrung athmete. Der Dichter antwortete freundlich entgegenkommend, und so waren die ersten Ringe zu einer langen Kette von Briefen geschlungen, welche, neben den Goethe-Schillerschen, vielleicht die interessanteste Correspondenz der Goethe-Literatur bilden. Goethe legte seinem Schreiben eine dichterische Produktion bei, wahrscheinlich eine Frucht des Gartenaufenthalts, wovon er sagt, sie sei durch den Gedanken entstanden, ob man nicht die dramatischen Balladen so ausbilden könnte, daß sie zu einem größern Singstücke dem Componisten Stoff geben; nur fürchtete er, die gegenwärtige habe nicht Würde genug, um einen so großen Aufwand zu verdienen. Es war die erste Walpurgisnacht. Eine eigentliche Cantate hat demnach der Dichter nicht liefern wollen; doch nähert sich die Walpurgisnacht schon sehr der Cantate an, wie sie denn auch in Goethe's Werken unter der Rubrik dieser Dichtungsart aufgeführt ist. Zeltern wollte es mit der Composition derselben nicht recht gelingen. „Die Verse sind musikalisch und singbar," schrieb er den 21. September: „ich habe auch ein gutes Theil hineingearbeitet; allein ich kann die Luft nicht finden, die durch das Ganze weht." Mit dem entschiedensten Erfolge componirte später Mendelsohn-Bartholdy diese Dichtung. Goethe erlebte es noch und richtete am 9. September 1831 ein Schreiben an den Componisten, worin er unter Anderem den Grundgedanken des Stückes sehr bestimmt

ausspricht. „Dies Gedicht," schreibt er, „ist im eigentlichen Sinne hochsymbolisch intentionirt. Denn es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederholen, daß ein Altes, Gegründetes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geschoben, verrückt und, wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingepfercht wird." Der Gegenstand ist außerordentlich glücklich gewählt; er ist höchst bedeutsam und aus der Epoche des vielleicht tiefsten geistigen Conflicts genommen, in den unsere Nation jemals gerathen. Und wie gewöhnlich, so bewährt auch hier der Dichter seine conservative Sinnesart; er zeigt sich, wie im Götz, Hermann und Dorothea und anderswo auf der Seite des „Alten, Geprüften, Beruhigenden" stehend.

Schon in dieser Erweiterung der dramatischen Ballade zu einer größern Composition ließe sich ein Symptom der Rückkehr Goethe's von der epischen Gattung zur dramatischen erblicken, die sich uns bald unverkennbar darstellen wird. Seit 1794 hatte er sich vom Drama der Lyrik und dem Epos zugewandt und, die kurzen Beschäftigungen mit dem Faust abgerechnet, auf jenem Gebiet nichts mehr geleistet. Jetzt beginnt nun wieder eine dramatische Periode, die einige Jahre hindurch andauert und mit dem Abschluß des ersten Theils der natürlichen Tochter im Jahr 1803 endigt. In dem größern Theile dieser Periode blieb das Feld der Lyrik brach liegen, auf dem erst vom Jahr 1802 an neue Blüthen erzielt wurden. Was unsern Dichter wieder zum Drama zurückgeführt, hörten wir ihn schon oben selbst bekennen: Das Beispiel Schillers, der Erfolg seines Wallenstein, der lebhafte

Antheil, den Goethe an dieser und den nächstfolgenden dramatischen Arbeiten des Freundes nahm, zogen ihn unvermerkt zu dieser Gattung hinüber.

Weil ihm aber in der nächsten Zeit die tiefern Quellen origineller Productivität fortdauernd stockten, so suchte er der wiedererwachten Neigung zum Drama zuvörderst durch Uebersetzung und Bearbeitung ausländischer Stücke zu genügen, und so finden wir ihn denn nach dem Rückzuge aus dem Garten in die Stadt, im October 1799 mit der Uebertragung des Mahomet von Voltaire beschäftigt. Er scheint dieselbe schon während des Gartenaufenthalts begonnen zu haben; denn bereits vor der Hälfte des Octobers überraschte er Schiller durch Zusendung eines Theils der Uebersetzung. Schiller fand, daß wenn einmal der Versuch gemacht werden sollte, mit einem französischen Stücke das Repertorium des deutschen Theaters zu bereichern, Mahomet die beste Wahl gewesen sei. Durch seinen Stoff schon sei das Stück vor der Gleichgültigkeit bewahrt, und die Behandlung habe weit weniger von der französischen Manier, als die anderer Stücke. Er zweifelte aber, daß noch ein zweites Stück zu einem gleichen Versuche tüchtig sei. Zerstöre man in der Uebersetzung die Manier, so bleibe zu wenig Poetisch-Menschliches übrig, und behalte man die Manier bei und suche die Vorzüge derselben auch in der Uebersetzung geltend zu machen, so werde man das Publicum verscheuchen. Er erläuterte dieß näher durch die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu theilen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, wodurch nicht bloß die ganze Sprache, sondern auch

der ganze innere Geist dieser Stücke bestimmt werde. „Die Charaktere," behauptete er, „die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenklichte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und die Gedanken. Der Verstand wird unterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form, wie in das Bett des Prokrustes gezwängt." Bekanntlich ließ sich Schiller durch solche Bedenken doch nicht abhalten, später mit der Phädra des Racine einen ähnlichen Versuch, wie Goethe mit dem Mahomet, zu machen. Beiden ist es in vorzüglichem Grade gelungen, durch Uebertragung des eintönigen, pendelartig oscillirenden Alexandriners in den freiern, fünffüßigen Jambus jenes Gepräge des Ebenmaßes zu verwischen, ohne darum die Treue der Uebersetzung allzusehr zu verletzen. Beide haben aber auch der Uebersetzung den Stempel ihres eigenthümlichen Styls aufgedrückt, so daß die Sprache der Phädra ebenso sehr an Wallenstein und Maria Stuart, als Mahomet an die der Goethe'schen Originaltragödien erinnert. Was die Sceneneintheilung und die ganze Oekonomie betrifft, so hat sich Schiller näher an das Original gehalten, als Goethe. Dieser wurde von Jenem zu umfassenderen Aenderungen ermuntert und erhielt von ihm in einem Briefe vom 18. Oct. 1799 eine Menge schätzbarer Ideen und Winke.

In der ersten Hälfte Novembers*) hatte Goethe die Uebersetzung beendigt; am 17. December trug er sie dem herzog-

---

*) S. Briefw. mit Knebel, II, 224.

lichen Paare vor, das er zum Thee zu sich gebeten hatte. Dann ward gemeinsam mit Schiller, welcher unterdeß (am 3. Dec.) sich mit seiner Familie in Weimar angesiedelt hatte, die Aufführung des Stückes zur Feier des Geburtstags der Herzogin (d. 30. Jan. 1800) vorbereitet. Da vorauszusehen war, daß über die Zurückführung der kalten, steifen, prunkenden dramatischen Stücke auf die deutsche Bühne sich ein gewaltiges Geschrei erheben würde, so dichtete Schiller, um das Publicum von vorneher auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung des Unternehmens zu stellen, die schönen Stanzen „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.“ Aus dem Briefwechsel der beiden Freunde scheint hervorzugehen, daß sie ursprünglich zum Prolog des Mahomet bestimmt gewesen. „Heute denke ich einen Versuch zu machen,“ schrieb Schiller am 8. Jan. 1800, „ob ich meine Stanzen fertig bringen kann, damit wir das Publicum mit geladener Flinte beim Mahomet erwarten können.“ Von der sechsten Strophe an exponirt das Gedicht, in welchem Sinne wir von den Franzosen lernen können. Zuerst solle nicht „das rohe Leben“ sich auf die Bühne drängen, sondern nur eine Idealwelt dort erscheinen; zweitens müsse in dem Schauspiel keine phantastische, verwirrende Regellosigkeit, sondern eine kunstvolle Behandlung herrschen, welche das niedrig Komische vom hoch Tragischen und überhaupt die verschiedenen Gattungen strenge gesondert hält. In beiden Vorzügen, in der Idealisirung der rohen Natur und in der Festhaltung einer strengen Kunstform könne uns der Franke ein Führer zum Bessern werden. Die Strenge der Kunstform verlangte aber

nach Goethe's nunmehrigen Ansichten, für die Tragödie auch die metrische Form. Ja, er forderte schon im November 1797 sogar für alle dramatischen Arbeiten, Lustspiel und Farce nicht ausgeschlossen, rhythmische Darstellung. So sehr hatte sich seine Poetik seit der Zeit, wo er den Götz und Clavigo schrieb, verändert.

Wie der Mahomet überhaupt dazu mitwirken sollte, das rohe Naturalisiren im Drama zu beschränken, so mußte er auch als Mittel dienen, jenen kunstlosen Conversationston der Schauspieler, den Goethe früher einsweilen geduldet hatte, zu veredeln und namentlich die von den vaterländischen Bühnen beinahe verbannte rhythmische Declamation wieder in Aufnahme zu bringen. Goethe theilt selbst*) die Geschichte des seit 1791 bestehenden Hoftheaters in mehrere Perioden ein, wovon er die erste bis zu den Gastvorstellungen Iffland's rechnet. In dieser Periode waltete bei den Schauspielern das falsche Natürlichkeitsprincip, wornach sie überall ihre Persönlichkeit hervortreten ließen, ohne zu bedenken, daß der Schauspieler es in seiner Gewalt haben müsse, in gewissen Rollen seine Individualität ganz unkenntlich zu machen. Iffland's Erscheinen auf der Weimarischen Bühne belehrte sie eines Andern. Die Weisheit, womit er seine Rollen sonderte, aus jeder ein Ganzes zu machen, und sich sowohl in's Edle als in's Gemeine, und immer kunstmäßig und schön zu maskiren verstand, war zu eminent, als daß sie nicht hätte fruchtbar werden und eine neue Periode einlenken sollen. Die nächstfolgende Epoche bildete die Eröff-

---

*) In dem Aufsatz: Weimarisches Theater 1802.

nung und Einweihung des architektonisch neu eingerichteten Schauspielsaals durch den Wallenstein'schen Cyklus. Von da an begann die Uebung in rhythmischer Declamation, für welche dann weiter durch die lyrischen Partien der Maria Stuart und das rednerische Pathos des Mahomet neue und höhere Bahnen eröffnet wurden.

Gleich nach dem Mahomet sah Goethe sich auch im englischen Theater um in der Absicht, von dorther gleichfalls Einiges für das Repertorium der deutschen Bühne zu gewinnen. „Dem alten englischen Theater," schrieb er schon am 6. Dec. 1799 an Schiller, „bin ich nun um Vieles näher. Malones Abhandlung über die wahrscheinliche Folge, in welcher Shakespeare seine Stücke gedichtet, ein Trauer- und ein Lustspiel von Ben Johnson, zwei apokryphische Stücke von Shakespeare und was dran hängt, haben mir manche gute Ein- und Aussichten gegeben." Im nächsten Jahre studirte er zu dem angegebenen Zwecke das Geheimniß der Mutter von Walpole und begann die Behandlung des Stückes, stand indeß bei näherer Betrachtung davon ab. Er kam nicht selbst zur Uebertragung und Bearbeitung eines englischen Stückes, war aber Schillern bei der Uebersetzung des Macbeth behülflich, womit dieser im nächsten Januar begann.*)

Goethe hatte den Sylvesterabend 1799, und weil er zur Partei der Neunundneunziger gehörte, das Jahrhundert in herzlicher Unterhaltung mit Schiller, der nunmehr Weimaraner war, geschlossen und schrieb ihm am folgenden Mor-

*) S. Hoffmeister, Leben Schiller's, größeres Werk IV. 299.

gen: „Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein, und das Künftige wie das Vergangene.“ Es ging jetzt selten ein Tag dahin, wo die Freunde nicht ein Stündchen in innigem Gedankenaustausch zubrachten, was natürlich ihren brieflichen Verkehr, zu unserm Nachtheil, sehr zusammenschrumpfen ließ. Bisweilen jedoch zog sich Goethe nach Oberroßla, oder, wenn er recht sich selbst leben wollte, nach Jena zurück, wo sich denn, wie Schiller sagte, die Pole an der magnetischen Stange ihrer Correspondenz umgekehrt darstellten; Norden war zum Süden geworden. Da aber im Ganzen der Briefwechsel zwischen Beiden von nun an große Lücken zeigt, so haben wir uns desto mehr nach Goethe's anderweitiger Correspondenz umzusehen, und hier treffen wir sogleich auf einen Brief an Jacobi vom 2. Januar, der um so interessanter ist, als er ein Resumé der letztvergangenen Jahre gibt. „Seit der Zeit,“ schreibt Goethe, „wo wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vortheile geistiger Bildung genossen. Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich an der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber, wie über manches Andere, belehrt uns die Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und Du kannst denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung eine der reinsten ist, die ich jemals gekannt habe. Wenn ich Dir von mir sagen sollte, so müßte ich weitläufig sein; denn die drei oder vier

Jahre haben manche Veränderung in mir hervorgebracht. Nachdem ich den vergeblichen Aufwand eines dilettantischen Strebens nach bildender Kunst eingesehen hatte, wollte ich mir zuletzt noch ein reines Anschauen des Höchsten, was uns davon übrig ist, verschaffen. Mein Freund Meyer war schon 1795 nach Italien vorausgegangen, und eben als ich mich losgelöst hatte, ihm zu folgen, war die Verwirrung so groß, daß ich nur bis an die Schweiz kam. Die Folge hat bewiesen, daß wir wohl thaten, wieder nach Hause zu kehren. Was wir aus diesem allgemeinen und besondern Schiffbruch retten, magst Du, wenn es dich interessirt, aus den Propyläen von Zeit zu Zeit ersehen. Von poetischen Ideen und Planen liegt Manches vor mir; es kommt auf gut Glück an, ob und wie bald etwas davon zur Ausführung gedeiht. Mit einer sehr angenehmen Empfindung arbeite ich nunmehr an der Farbenlehre. Nachdem ich mich beinahe 10 Jahre mit dem Einzelnen durchgequält habe, so sehe ich die Möglichkeit, dieses schöne und reiche Capitel, das bisher theils vernachlässigt, theils mit vorsätzlicher Dumpfheit obscurirt worden, sowohl in sich selbst zu vollenden, als auch mit dem Kreis der übrigen Naturwissenschaften zu verbinden."

Was er im Laufe des Januars auf diesem Gebiete leisten konnte, war indeß nicht bedeutend; denn die meiste Zeit nahmen die Vorbereitungen zur Aufführung des Mahomet weg. Auch wurde jenem Plan zufolge, ein solides Repertorium für die deutschen Theater zu gründen, mit Schiller über eine Bühnenbearbeitung der Iphigenie verhandelt. Dieser zweifelte nicht an einem guten Erfolge. Es brauche nur Weniges, meinte

er, am Text verändert zu werden, namentlich in Beziehung auf die mythologische Partie, die für das Publicum in Massa zu kalt sei; auch ein paar Gemeinsprüche, so gut sie ihren Platz verdienten, rathe er dem dramatischen Interesse zu opfern. Goethe'n war es ganz wunderlich zu Muthe, als er sich in dieses lange nicht mehr angesehene Document einer weit hinter ihm liegenden Entwicklungsepoche vertiefen sollte; er scheint des Freundes Vertrauen zum Erfolge eines Stückes, dessen Handlung so wenig äußerlich ist, nicht getheilt zu haben; er wagte es wenigstens erst ein paar Jahre später, die Iphigenie auf die Bühne zu bringen.

Im Februar finden wir ihn wieder mit Mondbeobachtungen beschäftigt. „Um sieben Uhr, da der Mond aufgeht," schrieb er am 11. Februar an Schiller, „sind Sie zu einer astronomischen Partie eingeladen, den Mond und den Saturn zu betrachten; denn es finden sich heute Abend drei Teleskope in meinem Hause. Sollten Sie aber die warme Stube vorziehen, so wird Ihnen Freund Meier Gesellschaft leisten, der die Mondberge so sehr wie die Schweizerberge, und die Gestirne so sehr als die Kälte mit einem herzlichen Künstlerhaß verfolgt." Mit Hülfe eines sechsfüßigen Herschels wurden diese Beobachtungen mehrere Mondwechsel durch fortgesetzt und die bedeutendsten Lichtgränzen bemerkt, wodurch sich bei Goethe ein deutlicher Begriff vom Relief der Mondoberfläche bildete. Ueberhaupt trat jetzt die Naturwissenschaft im Kreislauf seiner Beschäftigungen wieder stärker hervor. Schon am 8. Januar hatte er Schillern gemeldet, daß er „ein wenig in physicis stecke." Im Anfange März, wo er sich in Oberroßla aufhielt,

lenkte ein Besuch des Jenaer Physikers Joh. Wilh. Ritter, den er in einem späteren Briefe an Schiller*) „eine Erscheinung zum Erstaunen, einen wahren Wissenshimmel auf Erden" nennt, seine Gedanken wieder auf die Farbenlehre hin, und er ward sich jetzt zuerst ganz klar über die Eintheilung derselben in die drei Hauptmassen, die didaktische, polemische und historische. Auch hatte er sich, wie er am 12. März an Knebel berichtete, mit dem Magnet, so wie mit Botanik beschäftigt und meinte im Wissenschaftlichen „einige artige Schritte" gethan zu haben. Aus Oberroßla zurückgekehrt, ward er in der letzten Hälfte des März von einer mehrtägigen Unpäßlichkeit an's Haus gefesselt und benutzte „die schlechte Zeit" zum Ordnen seiner Pflanzensammlung. In diesen Tagen war es auch wohl, wo er, um sich das Jussieu'sche System recht anschaulich zu machen, die sämmtlichen Kupfer mehrerer botanischen Octav-Werke in Ordnung brachte; **) er erhielt dadurch eine Anschauung der einzelnen Gestalt und eine Uebersicht des Ganzen, die auf anderm Wege nicht leicht zu erlangen gewesen wäre.

Mittlerweile war auch die Sammlung der kleinern Gedichte für Unger zum Abschluß gelangt. Sie enthielt eine interessante, gewissermaßen neue Production, die vier Jahreszeiten, aus ältern und neu entstandenen Bruchstücken zusammengesetzt. Wir finden hier eine größere Anzahl Votivtafeln mit den drei Epigrammenkränzen Vielen, Einer und Eisbahn, mehrern zerstreuten Epigrammen aus dem

*) Nr. 747.

**) Annalen unter dem J. 1800.

Musenalmanach für 1797 und einigen hinzugedichteten Distichen zu einem neuen Ganzen verknüpft. Fragt man, warum Goethe jene Epigramme aus ihrer ursprünglichen Verbindung herausgelös't und zu den vier Jahreszeiten zusammengestellt hat, so dürfte der Grund wohl in Folgendem zu suchen sein. Er wollte vermuthlich seinen Antheil an den Votivtafeln nicht gerne preisgeben, und wagte doch auch nicht, die ganze Sammlung derselben in seine Werke aufzunehmen. So suchte er denn seine Votivtafeln, zum Theil wenigstens, anderwärts zu verwenden und sann zu dem Ende auf ein neues Ganze, in welches er zugleich die ihm fast ausschließlich angehörigen Sammlungen Vielen und Einer und die von ihm ganz allein gedichtete Eisbahn unterbringen könnte. Sein Gedanke, alle zusammen als den Ertrag eines Jahres-Cyklus darzustellen, und nach den vier Jahrszeiten zu vertheilen, muß im Ganzen als ein glücklicher betrachtet werden. Die Sammlung Vielen erscheint wie ursprünglich für den Frühling berechnet. Wir finden den Dichter noch frei von der Neigung zu einem weiblichen Wesen. Wie ihn die mannigfaltigen Blumen der Flur und der Gärten noch, jede in ihrer Weise, zur Aufmerksamkeit und Theilnahme reizen, so auch die vielfachen Charaktere der Frauen und Mädchen, als deren Symbole jene Blumen gelten. Doch deutet schon das Schlußdistichon die beginnende Concentrirung der Neigung auf Einen Gegenstand an. Diese finden wir nun in der Sammlung Einer, dem Sommer, rasch vollendet. Wie die Saat, die im Winter und Frühjahr langsam keimte, an der mächtigen Sonne des Sommers lebhaft zu treiben und zu reifen begann, so ging es mit der Liebe des

Dichters (Nr. 21). Aber in den letzten Distichen dieser Abtheilung (Nr. 35—37) ist auch schon auf die Vergänglichkeit der Blumen, der Jugend, der Schönheit und Liebe hingewiesen. Des Dichters Wunsch, daß mit der Liebe das Leben zugleich enden möge, bleibt unerfüllt; es folgt der Herbst, die Zeit der Früchte. Die Früchte, die das Leben dem Manne bringt, sind aber nicht immer so reich und schön, als die, welche die Natur spendet (Nr. 38). Somit ist also der Dichter entschuldigt, wenn das Folgende nur Andeutendes, nur Lückenhaftes bietet. Hier zeigt sich nun, größtentheils aus den Votivtafeln entnommen, eine Reihe lose verbundener Sätze über das Verhältniß von Moral und Poesie, genialische Kraft, gemeinsame poetische Thätigkeit mit Freunden, Originalität und Aneignung des Fremden, und vieles Andere — lauter Maximen und Erfahrungssätze, die Goethe durch sinnige Beobachtung des Lebens, der Kunst und des wissenschaftlichen Treibens gewonnen. In der letzten Hälfte (etwa von Nr. 68 an) wendet sich die Betrachtung mehr der politischen und religiösen Sphäre zu und nimmt einen schärfern Charakter an, wie denn auch von da an kein Epigramm mehr den Votivtafeln entlehnt ist. Das Schlußdistichon:

> Dießmal streust du, o Herbst, nur leichte, welkende Blätter;
> Gib mir ein ander Mal schwellende Früchte dafür,

welches ohne Zweifel eigens für den Abschluß des Herbstes gedichtet worden, nimmt noch einmal die Nachsicht für diese Abtheilung in Anspruch. Allein nicht in der Qualität der uns hier gebotenen Herbstfrüchte, über deren Werth kein Zweifel gilt, liegt die Schwäche dieser Abtheilung, sondern vielmehr

darin, daß, mit Ausnahme des einleitenden und abfließenden Distichons, uns durchgehends die Beziehung auf die Jahreszeit so weit aus den Augen gerückt ist. Ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht mit dem Winter, der in allen einzelnen Distichen, wenn sie auch noch so allgemeine Reflexionen enthalten, auf eine höchst kunstreich variirende Weise die Beziehung zur Jahreszeit festhält. Demnach, wenn wir ein Gesammturtheil über die Composition der vier Jahrszeiten fällen sollen, möchten wir sagen, das Gedicht muthe uns, bei allen sonstigen Vorzügen, doch nicht wie eine ursprüngliche freie Schöpfung, wie ein gelungener erster Guß an, sondern zeige noch die Spuren, daß es aus frühern Gebilden durch Umschmelzung entstanden ist.*) Zu der Abtheilung Herbst hatte Goethe auch selbst von Anfang an kein rechtes Zutrauen, wie man aus einem Briefe an Schiller vom 22. März sieht, der zugleich auf des Letztern Mitwirkung bei dieser Production deutet. „Ihrem Rath zufolge," schreibt Goethe, „habe ich noch einen Herbst zusammengestoppelt und schicke hier die vier Jahrszeiten zu gefälliger Durchsicht. Vielleicht fällt Ihnen etwas ein, das dem Ganzen wohl thut; denn was mich betrifft, so finde ich mich in gar keiner poetischen Jahrszeit."

Um „einmal wieder recht viele fremde Gestalten und Gegenstände in sich aufzunehmen," wie er an Knebel schrieb, un=

*) Interessant und bildend ist es für den Freund und Jünger der poetischen Kunst, des Dichters Verfahren bei dieser Umschmelzung im Einzelnen näher zu beleuchten. Wir haben dieß im Commentar zu Goethe's Gedichten (II, 227 ff.) versucht.

ternahm Goethe gegen das Ende Aprils zur Meßzeit einen Ausflug nach Leipzig. „Nach meiner langen Einsamkeit,“ beginnt ein von dort aus (irrthümlich vom 4. April) datirter Brief an Schiller, „macht mir der Gegensatz viel Vergnügen. Ich gedenke auch noch die nächste Woche hier zu bleiben. So eine Messe ist wirklich die Welt in einer Nuß, wo man das Gewerbe der Menschen, das auf lauter mechanischen Fertigkeiten ruht, recht klar anschaut.“ Von Gemälden, Kupfern u. dgl. fand er manches Gute, aber nur aus vergangenen Zeiten; im Theater „herrschte der übertriebenste Naturalismus, im Ganzen wie im Einzelnen.“

Ueber die nächstfolgenden Monate bis zum 22. Juli stehen uns nur dürftige Documente zu Gebot. Vielleicht fällt in diese Zeit die Entstehung der „guten Weiber“, eines „geselligen Scherzes“, wie Goethe die Production in den Annalen unter dem J. 1800 bezeichnet. In gewisser Hinsicht kann sie als ein kleines Nachspiel zu den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten gelten, denen sie jetzt auch in der Reihe der sämmtlichen Werke folgt. Erzählung und Gespräch verschlingen sich wie dort leicht und anmuthig ineinander; witzige und humoristische Züge wechseln mit Reflexionen, die aus der tiefsten und feinsten Welt- und Menschenkenntniß geschöpft sind, und mit kleinen aus dem Leben gegriffenen Geschichtchen, die den ruhigen Beobachter der Menschheit lebhaft ansprechen, wenn sie gleich nicht bedeutend genug für den Romandichter und nicht pikant genug für den Anekdotenerzähler sein würden.

Unter dem 22. Juli heißt es in einem Billet Goethe's an Schiller: „Ich habe mich kurz und gut entschlossen, nach

Tische hinüber nach Jena zu gehen, weil ich ein für allemal hier zu keiner Art von Besinnung gelange." Wahrscheinlich hatte er dort auch in der Zwischenzeit seit dem Anfange Aprils mitunter einige Wochen zugebracht; denn in den Annalen heißt es, er habe die Hälfte des Jahres in Jena verlebt. Zu den uns bekannten Gründen, warum er sich so häufig aus Weimar flüchtete, scheint sich nun noch ein anderer, recht trauriger gesellt zu haben. Sein häusliches Verhältniß, das ihm in der ersten Zeit, seiner Abnormität ungeachtet, nicht drückend gewesen war, hatte sich jetzt, wie es scheint, unerfreulicher gestaltet, was denn auch auf seine Arbeitslust nachtheilig einwirkte. Wir sind weit entfernt, triviale Klatschereien, wie sie „das Büchlein von Goethe" in die Welt gebracht hat, für baare Wahrheit zu nehmen; aber ein durchaus unverwerflicher Zeuge seines täglichen Lebens, Schiller, schreibt an Körner: „Im Ganzen bringt Goethe jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen." Körner antwortete: „Daß Goethe seine Verhältnisse drücken müssen, begreife ich recht wohl, und ich erkläre mir daraus, warum er außerhalb Weimar weit genießbarer, als in Weimar sein soll. Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden; und wie ganz anders wäre da seine Existenz! Das andere Geschlecht hat eine höhere Bestimmung, als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Ersatz. Goethe kann selbst das Geschöpf

nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann von Andern keine Achtung für sie und die Ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird. Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe. Es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist, und die man durch Betäubung zu unterdrücken sucht."

Kaum in Jena angekommen, verfügte Goethe sich, „in Ermangelung des Gefühls eigener Production", wie er an Schiller meldete, in die Büttner'sche Bibliothek, holte sich einen Voltaire und begann eine Uebersetzung des Tancred, mit deren Aufführung er den nächsten 30. Januar zu feiern gedachte. Acht Tage lang, bis zum letzten Juli, ging die Arbeit ihren stetigen Gang fort. Was er Morgens mit Bleistift niedergeschrieben, dictirte er in ruhigen Augenblicken, so daß das erste Manuscript schon ziemlich rein erschien. Auf solche Art brachte er den Schluß des zweiten Actes und die beiden folgenden Acte, mit Ausnahme des Schlusses von beiden, zu Stande, und bemächtigte sich so für's Erste „der edlern Eingeweide des Stückes". Schon in diesen Partien ließ er es nicht überall bei der bloßen Uebersetzung bewenden, sondern „that hier und da ein wenig mehr"; das Uebrige aber, das er einstweilen „auf einen frischen Angriff" zurücklegte, glaubte er noch mehr beleben, und namentlich dem Anfange und Ende größere Fülle als im Original geben zu müssen. Das Stück sei recht eigentlich ein Schauspiel, schrieb er an Schiller, denn Alles werde darin zur Schau aufgestellt, und diesen Charakter des Dramas gedenke er noch

mehr hervorzuheben, da er weniger genirt sei, als der Franzose. Der theatralische Effekt könne nicht ausbleiben, weil Alles darauf berechnet sei und berechnet werden könne. Als öffentliche Begebenheit und Handlung fordere aber das Stück nothwendig Chöre; für diese wolle er auch sorgen, und hoffe es dadurch so weit zu treiben, als es die Natur und die erste gallische Anlage desselben erlaube. Doch glaubte er, sich in den Chören „sehr nüchtern" verhalten zu müssen, um nicht das Ganze zu zerstören.

Die Arbeit muß ihm in Jena gut von Statten gegangen sein; denn er verwandte regelmäßig nur vier Stunden des Morgens daran; die übrige Zeit des Tages wurde auf die mannigfachste und mitunter lustige Weise „vergeudet". Seine Freunde in diesem „Stapelplatz des Wissens und der Wissenschaft", Loder, Fr. Schlegel, Lenz, Ilgen u. s. w. schickten ihm zu geistiger Nahrung für einsame Stunden der Gaben die Fülle: Zeitungen, Journale, belletristische Novitäten, heitere Philologien, zoologische, botanische und mineralogische Raritäten u. s. w. Aber auch an leiblicher Labung ließen sie es nicht fehlen, wie er denn namentlich in einem Briefe an Schiller die von Loder gespendeten „fürtrefflichen Krebse und köstlichen Weine" rühmt. Indeß waren die Stunden der Zerstreuung doch auch nicht unfruchtbar an manchem bleibenden Guten. Ein Studirender, der sich besonders mit der Anatomie der Insekten abgab, zerlegte und demonstrirte ihm einige, wodurch er denn auch in diesem Fache, in der Kenntniß, wie in der Behandlung vorwärts kam. Und ganz zuletzt gelang es ihm noch, einen „Knoten im Faust zu lösen", den er schon im

März zu Oberroßla um ein Stück weiter geführt hatte. „Könnte ich noch vierzehn Tage hier bleiben," schrieb er den 1. August an Schiller, „so sollte es ein ander Aussehen damit gewinnen; allein ich bilde mir leider ein, in Weimar nöthig zu sein, und opfere dieser Einbildung meinen lebhaftesten Wunsch auf ... Morgen werde ich wieder bei Ihnen sein."

Was ihn zur Rückkehr nach Weimar bewog, war ohne Zweifel die Vorbereitung der dießjährigen Ausstellung. Es waren für das Jahr 1800 zwei Preisaufgaben von entgegengesetztem Charakter gestellt worden, um mehrere Künstler zur Concurrenz geneigt zu machen, beide aus der Ilias, der Abschied Hector's von Andromache und der Tod des Rhesus. Der Erfolg war sehr erfreulich: achtundzwanzig Concurrenzstücke liefen ein, von denen neunzehn die erstere Aufgabe behandelt hatten; in den meisten zeigte sich ein tüchtiges Talent und ein wackeres Streben; gekrönt wurden der Rhesus von Jos. Hoffmann aus Köln und Hector's Abschied von Prof. Nahl aus Kassel, jener mit einem, dieser mit zwei Drittheilen des ausgesetzten Gesammtpreises von sechszig Ducaten. Die Propyläen brachten sodann sehr detaillirte Beurtheilungen aller eingegangenen Stücke. Der dritte Band der Zeitschrift, worin dieses geschah, war leider der letzte; der Absatz ging so unbefriedigend, daß die Herausgeber für die Fortsetzung auf alle Einnahme hätten Verzicht thun müssen. Weil aber so doch immer nicht der Zweck der Verbreitung erreicht worden wäre, so entschlossen sich Goethe und Meyer, auf Schiller's Rath, im nächsten Jahre, die Allgemeine Literaturzeitung zum Canal zu machen, der ihre

Kunstbegriffe ins Publikum bringen sollte. Goethe sagt in den Annalen, durch absichtliches Gegenwirken böswilliger Menschen sei das Unternehmen der Propyläen ins Stocken gerathen; es liegt auch in der Natur der Sache, daß eine so ernste Kritik, wie sie hier besonders auf Anlaß der Preisconcurrenz geübt wurde, immer nur Wenige zu Dank verpflichtet und viele Gegner aufweckt. Der Hauptzweck, den die Weimarer Kunstfreunde bei ihren Bestrebungen im Auge hatten, wurde nicht erreicht. „Wenn man es mit der Kunst von innen heraus redlich meint," schrieb Goethe hierüber in späteren Jahren an Zelter, „so muß man wünschen, daß sie würdige und bedeutende Gegenstände behandele; denn nach der letzten künstlerischen Vollendung tritt uns, sittlich genommen, der Gehalt immer als höchste Einheit wieder entgegen, deßwegen wir W. K. F. auch in den Propyläen, da wir noch in dem Wahn standen, es sei auf die Menschen genetisch zu wirken, uns noch über die Gegenstände so treulich äußerten und unsere Preisaufgaben dahin richteten. Dies ist aber Alles vergebens gewesen, da gerade seit der Zeit das Legenden- und Heiligen-Fieber um sich gegriffen und alles wahre Lebenslustige aus der bildenden Kunst verdrängt hat."

Im September finden wir Goethe wieder in Jena, wo er diesmal etwa vier Wochen (bis zum 4. Oktober) blieb. Es gelang ihm, während des jetzigen Aufenthaltes einen bedeutenden Schritt im Faust weiter zu thun, und zwar in der Partie, wo Helena auftritt. Dieser Theil, den er ursprünglich, wie es scheint, als ein ganz selbstständiges Drama

zu behandeln gedachte, und der auch jetzt noch gewissermaßen ein Ganzes für sich bildet, ist eine sehr alte Conception des Dichters, auf der Puppenspiel-Ueberlieferung ruhend, daß Faust den Mephistopheles gezwungen, ihm die griechische Helena, die schönste der Frauen, herbeizuschaffen. Goethe brachte sie schon von Frankfurt mit nach Weimar, und in seinen Tagebüchern ist angemerkt, daß er sie 1780 den 23. und 24. März Abends der Herzogin Amalia vorgelesen. *) Die erste Bearbeitung genügte ihm jetzt nicht mehr, und so griff er das Sujet in Jena von Neuem an. „Meine Helena ist wirklich aufgetreten," schrieb er den 12. September an Schiller. „Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll. Wirklich fühle ich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen; allein ich werde mich hüten die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin schon die Freude des Lebens wegzehrt." Schiller rieth ihm, wenn die schönen Gestalten und Situationen kämen, sich nicht durch den Gedanken stören zu lassen, daß es Schade sei sie zu verarbeiten. Der Fall könne im zweiten Theil des Faust ihm noch öfters vorkommen, und es möchte ein- für allemal gut sein, wenn er sein poetisches Gewissen darüber zum Schweigen bringe. Das Barbarische der Behandlung, das ihm durch den Geist des Ganzen auferlegt werde, könne den höhern Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders specificiren und für ein an-

---

*) Riemer, Mittheilungen über Goethe II, 581.

deres Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven werde dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helena sei in diesem Stück ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich hinein verirren möchten. Kurz, er müsse in seinem Faust überall sein Faustrecht üben. So getröstet und beruhigt arbeitete er frischen Muthes weiter und las Schiller'n, der ihn mit Meyer am 21. September besuchte, den Anfang vor. Dieser schrieb ein paar Tage später: „Ihre neuliche Vorlesung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlassen; der edle hohe Geist der alten Tragödie weht aus dem Monolog einem entgegen und macht den gehörigen Effekt, indem er ruhig mächtig das Tiefste aufregt." Goethe brachte noch die Hauptmomente des Plans in Ordnung; aber da mußte die Poesie wieder einem andern Interesse weichen.

Schon während seines letzten Aufenthaltes in Jena hatte er neben Tancred sich mit philosophischen Speculationen beschäftigt und sogar eine Schrift von Baader „über das Pythagoreische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden" studirt. Jetzt gingen wieder seit einiger Zeit philosophische Colloquia mit Niethammer und zuweilen auch mit Friedrich Schlegel, und Gespräche mit Ritter über höhere Physik neben seinen poetischen Arbeiten fort und drängten zuletzt die Helena ganz zur Seite. Durch philosophische Schriften sich Anderer Gedanken anzueignen, ward ihm, wie wir wissen, sehr schwer; eher ging es durch lebendige Unterhaltung, und so war er auch mit dem Ergebniß seiner jetzigen Colloquia sehr zufrieden. „Ich zweifle nicht", schrieb er an Schiller,

„daß ich auf diesem Wege zu einer Einsicht in die Philosophie dieser letzten Tage gelangen werde. Da man die Betrachtungen über Natur und Kunst doch einmal nicht los wird, so ist es höchst nöthig, sich mit dieser herrschenden und gewaltsamen Vorstellungsart bekannt zu machen." Aber trotz aller Bemühungen eignete er sich doch kein fremdes System vollständig an, sondern assimilirte sich nur daraus einiges Verwandte.

Nach Weimar zurückgekehrt, hatte Goethe eine kleine dramatische Festlichkeit zum Geburtstage der Herzogin Amalia, dem 24. Oktober vorzubereiten. Er gedachte diesmal den Tag auf eine neue und eigenthümliche Art zu feiern, indem er durch ein dramatisches Stück an die bildende Kunst erinnern, und ein plastisches und doch zugleich bewegliches und belebtes Werk den Zuschauern vor Augen stellen wollte. Zu dem Ende hatte er, wahrscheinlich schon im Juni, *) das kleine Stück Paläophron und Neoterpe concipirt. Es wurde am 24., im engern Kreise, von jungen Kunstfreunden musterhaft aufgeführt. Fünf Figuren, Paläophron mit den beiden Alten, und die zwei Kinder, welche Neoterpe begleiten, spielten in Charaktermasken; der Dame, welche Neoterpe vorstellte, war es allein vergönnt, die Gesellschaft in der eigensten Anmuth ihrer Gesichtszüge zu ergötzen. „Durch den Abdruck

---

*) Ich vermuthe, daß sich die beiden Billete Goethe's an Schiller vom 24. und 27. Juni auf Paläophron und Neoterpe beziehen. Zu Papier wurde das Stück in einem frohen Cirkel bei Fräulein von Göchhausen gebracht, wo Goethe es, auf und ab schreitend, wie es ihm gerade einfiel, dictirte.

des Stückes," bemerkt Goethe selbst, „kann man dem Publikum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollständigen Darstellung auf die Gesinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuschauer, auf die Empfindung und die persönlichen Vorzüge der spielenden Personen, auf gefühlte Recitation, auf Kleidung, Masken und mehr Umstände berechnet war." Aber die Dichtung ist auch für sich selbst schon eine höchst anmuthige Production und kann besonders unsern aufgeregten Tagen nicht genug empfohlen werden, indem sie auf die richtige, schöne Mitte zwischen ungeduldiger Neuerungssucht und stockender Anhänglichkeit an das Alte hindeutet. Für die Weimarischen Kreise bereitete diese Darstellung jene Maskenkomödien vor, die in der Folge jahrelang eine ganz neue Unterhaltung gewährten, und deren wir später noch weiter zu gedenken haben.

Im November, wie im December brachte Goethe wieder ein paar Wochen in Jena zu. Das erste Mal ward dort die Poesie, wie er an Schiller schrieb, „von Philosophen, Naturforschern und Consorten sehr in die Enge getrieben." „Zwar kann ich nicht läugnen," fügte er hinzu, „daß ich die Herren selbst einlade und auffordere und der bösen Gewohnheit des Theoretisirens aus freiem Willen nachhänge." Im December erhielt er gleich in den ersten Tagen seiner dortigen Anwesenheit die Nachricht, daß Iffland seinen Tancred, den 18. Januar, als dem Tage der Krönungsfeier, aufzuführen wünsche. Dieß bewog ihn, sofort „eine absolute Einsamkeit zu statuiren, keinen Philosophen noch Physiker, kurz, außer Lodern, Niemand zu sehen, und sich in dem romantisch tragischen Kreise

zu halten.“ Er rückte mit der Arbeit rasch vorwärts, obgleich ihm das Stück noch unerwartet viel zu schaffen machte. „Ich habe wenigstens noch drei Tage zu thun,“ schrieb er den 22. December, „um mit meinen Rittern fertig zu werden. Der tragische Jammer hat mir in diesen kurzen Tagen wirklich zugesetzt; ich wäre längst wieder bei Ihnen, wenn ich mich gegen Iffland nicht engagirt hätte. Dagegen ist es wieder gut, wenn man einmal darin steckt, daß die Arbeit fertig wird, und wir brauchen sie doch auch zu Anfange des Jahres. Eigentlich hatte ich doch zu lange gezaudert, und für einen Anlauf, nach meiner Art, war die übrige Arbeit zu groß. Man glaubt nicht, was für Fäden in so einem Dinge stecken, bis man sich selbst daran macht, sie wieder aufzudröseln.“ Sein Plan, dem Stücke durch Hinzufügung von Chören mehr Leben und Masse zu geben, wurde leider durch die Kürze des von Iffland gestellten Termins vereitelt.

Zu Anfange des Jahres 1801 ward Goethe von einer schweren und sehr gefährlichen Krankheit befallen. Sie begann nur wie eine Blätterrose, aber bald schlugen Halsgeschwulst und Krämpfe dazu, und der Leibarzt des Herzogs, Hofrath Stark, der ihn behandelte, fürchtete eine Hirnentzündung. Den Grund zu diesem Uebel hatte sein letzter Aufenthalt in dem kühlen und feuchten Jenaischen Schlosse gelegt; der Eifer, womit er sich an seinen Tancred hielt, hatte ihn den schlimmen Einfluß der Lokalität übersehen lassen. Schon damals war er von einem heftigen Katarrh ergriffen worden, den aber ein dem Brownischen Dogma ergebener junger Freund augenblicklich durch peruvianischen Balsam, mit Opium und Myrrhen

verbunden, beseitigt hatte. Jetzt brach er in Weimar mit verstärkter Gewalt wieder aus und versetzte ihn in einen solchen Zustand, daß er einige Tage ohne Besinnung lag. Die Seinigen waren außer Fassung; aber um so entschlossener und besonnener griff überall sein fürstlicher Freund persönlich ein. Als ihm die Kunst des Arztes und seine treffliche Natur endlich das Bewußtsein wiedergegeben hatte, fand er sein rechtes Auge durch eine Geschwulst verschlossen. Innerlich aber erholte er sich so bald, daß er am 19. Januar, um die Langeweile zu bekämpfen, eine Uebersetzung des Theophrastischen Büchleins von den Farben unternahm. Ueber fernere böse Stunden hoben ihn seine Freunde: Voigt, Herder, Einsiedel, Loder, und vor allen Schiller hinweg. Am 22. war schon bei ihm ein Concert veranstaltet, am 24. öffnete sich das Auge wieder, und er konnte mit freiem, genesenden Blicke dem Herzoge, der nach Berlin abreiste, für die sorgfältige Leitung der Kur danken. Am 29. ging er die Rolle der Amenaide im Tancred mit Demoiselle Caspers durch. Schiller leitete die Proben des Stücks und gab ihm am nächsten Tage spät Abends Nachricht von dem Gelingen der Aufführung.

Trotz jenes apologetischen Gedichtes von Schiller zu Mahomet machten andere Freunde Goethe's, namentlich seine Jenensischen, ihm Vorwürfe, daß er Kraft und Zeit an französische Stücke vergeude, statt etwas Eigenes anzugreifen. So nahm er denn am 7. Februar seinen Faust wieder vor und führte stellenweise dasjenige aus, was in Plan und Umriß schon längst vor ihm lag. In dem Briefwechsel mit Schiller

heißt es darüber unter dem 11. März: „Mit meinem Faust geht es sachte fort. Wenn ich täglich auch nur wenig mache, so suche ich mir doch den Sinn und den Antheil daran zu erhalten.“ Und eine Woche später: „Einen eigentlichen Stillstand an Faust habe ich noch nicht gemacht, aber mitunter nur schwache Fortschritte. Da die Philosophen auf diese Arbeit neugierig sind, habe ich mich freilich zusammen zu nehmen.“ Man sieht, die volle, frische Quelle der Productivität war ihm noch immer nicht wieder erschlossen, und die Philosophen standen ihm sogar über dem Dichten selbst im Wege. Doch berichtet Schiller am 27. April an Körner: „Goethe hat indessen (seit der Wiederherstellung) Vieles an seinem Faust gethan — der aber noch immer als eine unerschöpfliche Arbeit vor ihm liegt; denn dem Plane nach ist das, was gedruckt ist, nur höchstens der vierte Theil des Ganzen, und was seitdem fertig geworden ist, beträgt noch nicht so viel als das Gedruckte.“

Aber daneben ging ganz im Stillen, freilich auch sehr langsam, eine andere poetische Arbeit fort, von welcher Schiller nichts wußte. Es war die natürliche Tochter, deren Conception im November 1799 durch die Memoiren der Stephanie von Bourbon-Conti in Goethe angeregt worden war. *) Den Plan hatte er in der ersten Hälfte des Decembers 1799 entworfen. Er suchte sich darin ein Gefäß

---

*) S. Riemer's Mittheilungen II, 557. Demnach konnte nicht wohl, wie es in den Annalen heißt, „das ganz ausgeführte Schema schon seit einigen Jahren“ unter seinen Papieren gelegen haben.

zu bereiten, worin er Alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen gedacht, „mit geziemendem Ernste“ niederzulegen hoffte. Es mag ihm schwer geworden sein, diesen Gegenstand vor Schiller zu verheimlichen; aber sein alter, durch Erfahrung gestärkter Aberglaube, daß der, welcher einen Geistesschatz heben wollte, nicht sprechen dürfe, ließ ihn auch diesmal schweigen, selbst auf die Gefahr, dem Freunde „untheilnehmend, glauben- und thatlos“ zu erscheinen. Wir werden dem Werke später eine nähere Betrachtung widmen und bemerken hier nur noch, daß mit Abschluß des Jahres 1801 der erste Akt vollendet war.

Mit diesen beiden großen poetischen Aufgaben stritt wieder manches Andere um sein Interesse, so daß er sich wohl einmal bei Schiller über seinen zerrissenen Zustand beklagte, der ihm fast alle Hoffnung und zugleich den Muth benehme. Bald waren es Theatergeschäfte, was ihn von seiner poetischen Thätigkeit ableitete, wie die Proben des wiederholt gegebenen Tancred, bald die lebhafte Theilnahme an Schiller's Arbeiten, der jetzt mit der Jungfrau von Orleans beschäftigt war, bald theoretische Verhandlungen mit Ritter, Schelling, Friedrich Schlegel und Andern; dann wieder ein interessanter Besuch, wie der von Tieck und dem Maler Hartmann von Stuttgart. Längere Zeit sann er auch über eine zu stellende philosophische Preisaufgabe, die er in einem Briefe an Schiller (vom 11. März) auf folgende Weise formulirt: „Eine gedrängte, lichtvolle Darstellung des Bestehenden im Menschen, mit Entwickelung der Phänomen der Cultur aus demselben, man betrachte sie nun als ein Ganzes der Gegenwart, oder

der Succession, oder als beides zugleich." Unsere Armuth an guten Lustspielen bewog Goethen, auch auf ein gutes Intriguenstück einen Preis auszusetzen. Dreizehn Concurrenzstücke liefen ein, — „und nicht eines ist davon zu brauchen," berichtete Schiller (am 5. Oktober) an Körner; „die meisten sind ganz unter der Kritik. So steht es jetzt um die dramatische Kunst in Deutschland!" *)

Zu Abschweifungen auf sehr heterogene Gebiete ward Goethe durch den Besitz seines Freigutes zu Roßla verleitet. Er begab sich dorthin am 25. März und blieb, einen kurzen Zwischenaufenthalt in Weimar abgerechnet, bis in die ersten Maitage. Am 27. April schrieb er an Schiller: „Indem Sie in Weimar allerlei außerordentliche theatralische Ergötzlichkeiten (durch fremde Sänger und Ballettänzer) genießen, muß ich auf dem Lande verweilen und mich mit allerlei gerichtlichen Händeln (gegen den bisherigen Pachter des Gutes), Besuchen in der Nachbarschaft und sonstigen realistischen Späßen unterhalten." Er meinte indeß mit dem Aufenthalte dort zufrieden sein zu können, da er ihm physisch wohl bekomme und sich ohnehin von seinem reconvalescirenden Zustande keine Wunder erwarten ließen. In einem Briefe vom 28. heißt es: „Ich habe diese Tage gerade das Gegentheil von Gesang und Tanz erlebt, indem ich mit der rohen Natur und über das ekelhafteste Mein und Dein im Streite lag. Heute bin ich meinen alten Pachter erst los geworden, und nun gibt es so Manches

*) Goethe gedenkt dieser Preisaussetzung irrthümlich erst unter dem Jahre 1802 in den Annalen.

zu besorgen und zu bedenken, da der neue erst Johannis einzieht. Ich glaube daher kaum, daß ich Sonnabends kommen werde. . . . . Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, mir einen Spaziergang hier anzulegen, da man vorher keinen Schritt im Trocknen thun konnte bei feuchtem Wetter, und keinen im Schatten bei Sonnenschein. Nun hat mich das etwas weiter geführt als billig, und ich muß hier bleiben, bis die Anlage fertig ist, weil sie mir zuletzt noch verpfuscht werden könnte." *)

Der Aufenthalt auf dem Lande dauerte bis in den Mai hinein und war für seine Wiederherstellung förderlich. „Mit meiner Gesundheit," schrieb er am 2. Juni an Knebel, „geht es leidlich, und ich habe die Zeit bisher so gut als möglich benutzt; in manchen Dingen geht es jetzt sehr rasch, besonders in der Ausbildung der Ideen, die auf die Natur Bezug haben." Doch riethen ihm Aerzte und Freunde nach der grimmigen Krankheit ein stärkendes Bad an, und Goethe ließ sich um so leichter für Pyrmont bestimmen, als er längst schon sich nach einem Aufenthalt in Göttingen gesehnt hatte. So reiste er denn am 5. Juni, von seinem Sohne begleitet, aus Weimar ab. Zu Göttingen im Gasthof zur Krone eingekehrt, ward er in der Abenddämmerung von Studirenden mit einem improvisirten, freudigen Lebehoch begrüßt, worauf sogleich die bewegte Menge wieder auseinderstob, weil dergleichen Beifalls-

*) Ausführlicheres hierüber in Goethe's Annalen unter dem Jahre 1801, einem der Jahrgänge, die er mit besonderer Sorgfalt bearbeitet hat.

bezeugungen polizeiwidrig waren. Bei Blumenbach, der ihn nach gewohnter Weise herzlich empfing, sah er unter andern Neuen und Merkwürdigen den ersten Aerolithen; durch die Betrachtung seiner Schädelsammlung wurde manche alte Idee in ihm wieder aufgeregt. Dann bewunderte er die Reitbahn des berühmten Stallmeisters Ayrer, und begab sich von dort nach der Bibliothek zu einer vorläufigen, übersichtlichen Beschauung. Hier zeigte ihm Heyne Köpfe Homerischer Helden, von Tischbein in großem Maßstabe ausgeführt. Goethe erkannte die Hand seines alten Freundes wieder und freute sich seiner fortgesetzten Bemühung durch das Studium der Antike sich der Einsicht zu nähern, wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe. Unter Blumenbachs Leitung besah er wiederholt die Museen und fand hier ihm noch unbekannte außereuropäische Musterstücke aus dem Steinreiche. Zum Besuch des Heinberges, einer aus vielgestaltigen Versteinerungen zusammengesetzten Höhe wurde er durch seinen Sohn August gedrängt, der schon ein großer Petrefactenliebhaber war. Und wie Goethe von jeher die Neigung hatte, besonders auf Reisen die Welt und das Leben von möglichst vielen Seiten zu ergreifen, so ließ er sich vom Prof. Osiander sogar in das neuerbaute Accouchirhaus führen und die Behandlung des Geschäftes zeigen und erklären.

Am 12. Juni brach er von Göttingen auf, mit dem Vorsatz, zur Nachcur dort länger zu verweilen, und schlug den Weg über Einbeck, durch das freundliche Leinethal, nach Pyrmont ein. Hier bezog er eine schöne, ruhig gegen das Ende des Orts gelegene Wohnung beim Brunnencassirer, wo durch

einen glücklichen Zufall auch Griesbach's aus Jena sich eingemiethet hatten und bald nachher eintrafen. Ueberhaupt bildete sich hier theils von Männern und Frauen, deren Bekanntschaft er jetzt zuerst machte, theils von ältern, geprüften Freunden und Freundinnen ein so angenehmer und interessanter Zirkel um ihn, daß er (in den Annalen) nicht leicht eine Badezeit unter besserer Gesellschaft verlebt zu haben bekennt. Leider war aber ein stürmisch regnerisches Wetter einer öftern Zusammenkunft im Freien hinderlich, wo er dann zu Hause bisweilen die Uebersetzung des Theophrast vornahm oder seine Farbenlehre weiter auszubilden suchte. An der Dunsthöhle in der Nähe des Ortes stellte er zur Unterhaltung seiner Gesellschaft Experimente mit Seifenblasen an, die auf der dichtern Luftschicht tanzten, mit flackernden Strohwischen, die eingetaucht augenblicklich verloschen und sich beim Herausziehen plötzlich wieder entzündeten u. dgl. mehrere. Er ließ sich sogar das geheimnißvolle Agens in Pyrmonter Flaschen füllen und wiederholte die Versuche im Kleinen zu Hause und später noch in Weimar. Wenn es das Wetter gestattete, wurden kleine Excursionen unternommen, z. B. nach Lüde, und hinter diesem Orte auf den sogenannten Krystallberg, wo bei hellem Sonnenschein, zur größten Freude seines Sohnes, die Aecker von tausend und aber tausend kleinen Bergkrystallen wiederschimmerten. Das anhaltende üble Wetter drängte die Gesellschaft nicht selten ins Theater. Hier wandte er mehr dem Personal als den Stücken seine Aufmerksamkeit zu. „Bei dem hiesigen Theater," berichtete er darüber an Schiller, „sind mehrere Subjecte, die ein recht gutes Aeußere haben und per=

fectibel erscheinen. Die Gesellschaft ist im Ganzen eher gut als schlecht, doch bringt sie eigentlich nichts Erfreuliches hervor, weil der Naturalismus, die Pfuscherei, die falsche Richtung der Individualitäten entweder zum Trocknen oder Manirirten, und wie das Unheil alle heißen mag, hier so wie überall webt und wirkt und das Zusammenbrennen des Ganzen verhindert." Eine lebhafte Apprehension erregte in ihm die Leidenschaft des Spiels, die er wie eine böse Schlange sich durch die Badegesellschaft winden und bewegen sah. Hier hörte er eine Gattin ängstlich den Gemahl anflehen, nicht weiter zu spielen, dort sah er einen jungen Mann, in finsterer Verzweiflung über seinen Verlust, die Geliebte, die Braut vernachlässigen. Auch war er Zeuge, wie ein Glücklicher die Bank sprengte und sich sogleich in eine Postchaise warf, um den erbeuteten Schatz in Sicherheit zu bringen.

Unterhaltungen und mannigfache Lectüre, auf Pyrmont's Geschichte und Nachbarschaft bezüglich, erregten in ihm die Idee zu einer Art von Roman, der die lebhafte Wanderschaft aus allen Welttheilen nach Pyrmont im Jahre 1582 darstellen sollte. Er entwarf nach seiner Weise sogleich ein Schema dazu, welches ihm wohl beim Niederschreiben der in den Annalen gegebenen Skizze *) vorgelegen hat. Nach dieser zu urtheilen, würde das Werk mehr Beschreibung und Reflexion als Erzählung enthalten und vielleicht zu sehr der Grundlage einer anziehenden und spannenden Handlung entbehrt haben. Der Gedanke beschäftigte ihn die ganze Zeit seines Aufent-

*) S. Goethe's W. Bd. 27, S. 89 ff.

halts in Pyrmont und auf der Rückreise. Weil aber Vieles durchzustudiren war, um das Werk gehaltvoll und lehrreich zu machen, und die Verarbeitung des zersplitterten Stoffes viel Zeit und Kraft verlangt haben würde, so gerieth es bald, und um so eher ins Stocken, als er den zweiten Aufenthalt in Göttingen zum Studium der Geschichte der Farbenlehre bestimmt hatte.

Die letzten Tage in Pyrmont brachte er in unerfreulicher Stimmung zu; ja er schrieb an Meyer, er habe sich in seinem Leben nicht leicht mißmuthiger gefühlt, als damals. Das anregende Bad, nach der hochentzündlichen Krankheit, hatte ihn so reizbar gemacht, daß er Nachts vor heftiger Blutwallung nicht schlafen konnte, und bei Tage durch das Gleichgültigste in einen excentrischen Zustand versetzt ward. Am 9. Juli kam der Herzog Karl August an. „Er ist im Falle aller Ankommenden," schrieb Goethe über ihn am 12. an Schiller; „er hofft und amüsirt sich; ich hingegen, als ein Abgehender, finde sehr mäßigen Gewinn, und die Weile will alle Tage länger werden. Ich sehe daher mit Sehnsucht meiner Erlösung entgegen." Sie erfolgte am 17. Juli.

Die Bewegung und Zerstreuung der Reise, und vielleicht auch die von dem Arzt versprochene Nachwirkung des Brunnens ließen ihn zu Göttingen in besserer Stimmung anlangen. Seinem Vorsatz gemäß brachte er hier einen großen Theil des Tages auf der Bibliothek zu und arbeitete Vieles zur Geschichte der Farbenlehre zusammen. „Wenn man eine Zeit lang hier bliebe," schrieb er an Meyer, „so würde die historische Behandlung der Wissenschaften für uns, wie für so viele

Andere, reizend werden." Er meinte aber, wenn man nach allen Seiten hin so bequem erfahren könne, was geschehen sei, so könne man leicht darüber vergessen, was geschehen solle. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß er das in der Farbenlehre bereits Geleistete vollständiger erfahren und gewürdigt hätte; wie manche schöne Stunde wäre dadurch für seine poetische Thätigkeit ausgewonnen worden! Die Professoren Sartorius und Hugo baten ihn um einen Vortrag über seine Farbenlehre, und er gab ihrem Antrage „zu eigener Fassung und Uebung" nach. Der Versuch schlug nicht zur Befriedigung aus; allein, weit entfernt, den Grund in der Sache zu finden, suchte er ihn nur in „seiner noch nicht vollständigen Beherrschung des Gegenstandes."

Kam er aus der Bibliothek zurück, so wurden die übrigen Tagesstunden in heiterer Geselligkeit verlebt. Von allen Seiten wetteiferte man, den gefeierten Dichter durch Mittags- und Abendtafeln, Spaziergänge und Landfahrten zu erheitern. Dazwischen fehlte es nicht an mannigfaltiger Belehrung. Blumenbach gab ihm eine Menge neuer Kenntnisse und Aufschlüsse, und suchte zugleich die Sammler-Leidenschaft seines Sohnes zu befriedigen. Prof. Hoffmann machte ihn mit den kryptogamischen Gewächsen näher bekannt und füllte dadurch eine starke Lücke in seinem botanischen Wissen aus. Prof. Seyffer zeigte ihm die Instrumente der Sternwarte mit Gefälligkeit umständlich vor. Indem er so die Tage nützlich und angenehm verbrachte, zeigten sich bei Nachtzeit doch noch einige Reste der krankhaften Pyrmonter Reizbarkeit. Ganz unglücklich machte ihn die Tochter seines Hauswirthes, indem sie sich bis

Mitternacht unermüdlich in einem und demselben cadenzartigen Gange übte, der zuletzt mit einem Triller gekrönt wurde. Dazu kam eine bellende Hundeschaar, nach der manches Ammonshorn des Heinberges hinausflog; und was das Maß seiner Verzweiflung voll machte, war der ungeheure Ton des Nachtwächterhorns, der, wie zwischen die Bettvorhänge herein, ihm ans Ohr schallte. Er trat wegen des Letztern mit der Polizei in Unterhandlung, welche denn auch, dem berühmten Gast zu Gefallen, erst eins, dann mehrere der Hörner zum Schweigen brachte.

Dankbar für Genuß und Belehrung schied Goethe am 14. August von Göttingen, besuchte die Basaltbrüche von Dransfeld, bestieg den hohen Hagen, wo das schönste Wetter die weite Umsicht begünstigte, und reiste über Hannöverisch-Münden nach Cassel. Hier traf er die Seinigen und Freund Meyer an. Von dem wackern Nahl geleitet, gingen sie nach Wilhelmshöhe, betrachteten die herrlichen Gemälde der Bildergalerie und des Schlosses, durchwandelten das Museum und besuchten das Theater. Dann ging die Reise über Hoheneichen, Kreuzburg und Eisenach nach Gotha. Dort nahm ihn der längstbefreundete Prinz August in seinem angenehmen Sommerhause wirthlich auf und hielt die ganze Zeit seines Aufenthaltes eine eng geschlossene Tafel. Goethe's dießjährigen Geburtstag feierte er durch ein stattliches Mahl, zu dessen Nachtisch der Haushofmeister, an der Spitze der sämmtlichen prinzlichen Livrée, eine mächtige, von bunten Wachsstöcken flammende Torte auftrug. In heiterer Stimmung trafen die Reisenden am 30. August wieder in Weimar ein.

Drittes Capitel.

Zwischenbetrachtung. Ausstellung. Theatralische Bestrebungen. Kränzchen. Gesellschaftslieder. Vereiteltes Schillerfest. Zelter's Besuch. Einige Lieder. Vorspiel: „Was wir bringen." Ausflug nach Halle. Aufenthalt in Jena. Kunstausstellung. Verlust eines Kindes. Münzensammlung. Cellini beendigt. Chladni zu Besuch. Die natürliche Tochter aufgeführt. Excerpiren seiner Aufsätze über die Farbenlehre. Abermaliger Besuch Zelter's. Lieder. Umarbeitung des Götz. Dramatische Didaskalien. Sorge für die Jenaer Literaturzeitung. Herder's Tod.

Goethe war auf dem Ausfluge nach Göttingen und Pyrmont wieder in Gefahr gewesen, wie auf der letzten Schweizerreise eine Masse von Anschauungen und Eindrücken auf sich zu laden, deren Ueberfülle nachher seine Productivität hemmen mußte. Er hatte es wirklich abermals darauf abgesehen, Actenfascikel anzulegen und das Mannigfachste zu Protokoll zu nehmen. Glücklicher Weise hinderte ihn daran zweierlei: der Rest seiner Schwäche von der Krankheit her und die Gesellschaft seines Sohnes. Er selbst war freilich damit nicht sehr zufrieden und klagte in einem Briefe aus Göttingen an Schiller: „Leider scheinen meine Acten auf dieser Reise nicht so anzuschwellen, wie auf der letzten nach der Schweiz; damals war ich in dem Falle, meine Kräfte an der Welt zu versuchen, jetzt will ich zufrieden sein, wenn ich sie an ihr wieder herstelle. Mein Reisegefährte August ist auch Schuld an meinem mindern Fleiße, indem er mich zerstreut und manche Betrachtung ab-

leitet. Doch ist er sehr glücklich; er gewinnt in manchem Sinne und auch mein Verhältniß gegen die Menschen wird durch ihn gelinder und heiterer, als es vielleicht außerdem hätte sein können."

So kehrte er denn diesmal nicht belastet und ermüdet, sondern erfrischt und gekräftigt zurück und wir irren wohl nicht, wenn wir in der erfreulichern und fruchtbarern Periode, die jetzt nach beinahe vierjährigem Stocken seiner tiefern produktiven Kraft wieder anhebt, eine Nachwirkung der Reise finden. Mitten unter der Fülle von Anregungen, durch welche er sich diesmal nur leichter hatte berühren lassen, war in ihm der heilsame Entschluß gereift, „sich zu beschränken, nur das Nächste und Nothwendigste zu thun." Und was seinen Hang zum Theoretisiren betraf, so war auch mit diesem eine Veränderung vorgegangen. Er wollte in Zukunft „immer weniger für Andere theoretisiren," wie er aus Pyrmont an Schiller schrieb. „Die Menschen," setzte er hinzu, „scherzen und bangen sich an den Lebensräthseln herum; wenige kümmern sich um die auflösenden Worte. Da sie nun sämmtlich sehr recht daran thun, so muß man sie nicht irre machen." Freilich trafen nach der Rückkehr noch andere günstige Umstände zusammen, auf deren Rechnung zum Theil Goethe's reichere Productivität in der nächsten Zeit zu schreiben ist. Zu diesen gehören die Gründung eines gesellschaftlichen Kränzchens, deren Mittelpunkte Goethe und Schiller waren, und die damit in Zusammenhang stehende engere Verbindung mit Zelter. Beide Umstände vereinigt führten Goethe einmal wieder auf das Feld der Lyrik zurück, das er einige Jahre hindurch unbebaut gelassen hatte.

Daneben gingen seine Bestrebungen im dramatischen Gebiete fort, während das Epos durchaus in den Hintergrund trat. So können wir also die nächste Periode als eine lyrisch-dramatische bezeichnen.

Der Leser erwarte indeß weder eine so reiche und glänzende Blüthenfülle lyrischer Poesien, wie sie das Zusammenwirken mit Schiller in den drei ersten Jahren hervorrief, noch so lebensfrische Dramen, wie Goethe sie auf dem Höhenpunkte seiner poetischen Kraft geschaffen hatte. Er stand jetzt in seinem dreiundfünfzigsten Jahre, und in dem fünfzigsten hatte er schon jenen Höhepunkt hinter sich liegen. Was er von nun an als Dichter leistete, ist zwar großentheils noch bedeutend, und das Meiste läßt, wenn es auch im Ganzen nicht den Eindruck eines aus der Fülle sprudelnder Dichterkraft hervorgegangenen Kunstwerkes macht, doch von der einen oder andern Seite den Meister ersten Ranges erkennen; allein bestimmte Zeichen deuten doch auf ein Sinken hin. Zu kleinern und größern Dichtungen entlehnt er von jetzt an häufiger den Stoff von außen her und begnügt sich bisweilen selbst mit einem geringern Grade der Umbildung, oder er verwendet seine Kraft an eigene ältere Productionen und sucht ihnen eine seinen jetzigen Anforderungen entsprechende Gestalt zu geben, (wie dem Götz), und wo er den Stoff aus der Gegenwart nimmt, da behandelt er ihn, ein tieferes pathologisches Interesse vermeidend, mehr spielend oder rückt ihn durch Betrachtung in eine weitere Ferne. Dann äußert sich mehr und mehr ein Hang, in dem Einzelnen eine allgemeinere Bedeutsamkeit zu erblicken und diese Bedeutung hervorzukehren, kurz die Neigung, die Gegenstände in der Poesie

symbolisch zu behandeln. Ferner legt er auf die allgemeinere Kunstform der Gedichte, die dem Bereich des Verstandes angehört, einen überwiegenden Accent und läßt dafür im Detail, wo Gefühl und Geschmack energischer zu wirken haben, in Ausdruck, Rhythmus und Reim oft Leben, Wärme, Rundung und besonders Klarheit vermissen. Die Sprache entbehrt manchmal zu sehr des Colorits und ist nüchtern und gewöhnlich; in andern Productionen dagegen, wo der Ausdruck sich hebt, herrscht ein forcirter Schwung oder ein vornehmes Pathos. An die Stelle der früheren Lieblichkeit und Wärme tritt häufig Zierlichkeit und Galanterie, und mehr und mehr verdrängt etwas Gesuchtes und Manirirtes die ehemalige natürliche Anmuth und Leichtigkeit in Wort und Wendung.

Wenn diese Erscheinungen den denkenden Beobachter des Menschengeistes überhaupt nicht befremden können, so erklären sie sich bei Goethe insbesondere auch durch ursprüngliche Anlagen und sein bisheriges Leben. Die vom Vater ererbten Charakterzüge, die sogar in den frühern Jahren nicht wirkungslos waren und wenigstens zur Mäßigung seines Jugendfeuers beitrugen, das bedächtige, besonnene Wesen, die Förmlichkeit, die Ordnungsliebe und Oekonomie, das Zurathhalten und stille Ausbilden des Besitzes, das Behagen an demselben, ferner die von der Mutter überkommene Scheu vor allen heftigen Eindrücken, die ruhige Beschaulichkeit, der humoristische Gleichmuth, womit auch diese in spätern Jahren das Leben ansah — Alles dieses trat in Goethe bei herannahendem Alter stärker und stärker hervor. Und daß ein Mann, der ein halbes Jahrhundert lang so intensiv gelebt, späterhin nicht über ein reicheres

Capital von Kräften zu gebieten hatte, darf uns nicht sowohl Wunder nehmen, als vielmehr, daß ihm noch ein so großer Fond zu Gebote stand. Denn unstreitig würde das, was er weiterhin geleistet, das ganze Leben eines andern, selbst bedeutenden Mannes würdig ausfüllen.

Knüpfen wir, nach dieser Zwischenbetrachtung, wieder bei der Zeit an, wo er von der Reise zurückkehrte, so finden wir ihn sogleich durch ein äußeres Geschäft, die Ausstellung der eingesandten Concurrenzstücke, lebhaft in Anspruch genommen. Obwohl er diesmal Entrée bezahlen ließ, um den Ertrag zum Preise zu schlagen, so fehlte es doch nicht an zahlreichem Besuch von Nachbarn und Fremden. Nach geschlossener Ausstellung erhielt Nahl aus Cassel die Hälfte des Preises wegen *Achill auf Skyros*, und Hoffmann aus Köln die andere Hälfte wegen *Achill's Kampf mit den Flüssen*. Außerdem wurden beide Zeichnungen honorirt und zur Zimmerverzierung des in Bau begriffenen Schlosses aufbewahrt.

Dann forderte das Theater wieder Goethe's Aufmerksamkeit, zumal da gegen den 20. September ein bedeutender Gast, Madame *Unzelmann*, erschien, die, in acht wichtigen Rollen auftretend, dem Weimarer Bühnenpersonal eine neue Anregung gab. Schiller urtheilt in einem Briefe an Körner (vom 23. September) über ihre Darstellung der Maria Stuart: „Sie spielt diese Rolle mit Zartheit und großem Verstand, ihre Declamation ist schön und sinnvoll; aber man möchte ihr noch etwas mehr Schwung und einen mehr tragischen Styl wünschen. Das Vorurtheil des beliebten Natürlichen beherrscht sie noch zu sehr; ihr Vortrag nähert sich dem Conversations=

ton und Alles wurde mir zu wirklich in ihrem Munde. Da, wo die Natur graziös und edel ist, wie bei Madame Unzelmann, mag man sich's gern gefallen lassen."

In dieser Abneigung gegen das Natürlichkeitsprincip, die Goethe mit seinem Freunde theilte, begannen jetzt beide, und besonders unser Dichter, auf theatralischem Gebiet über die rechte Gränze hinauszugehen. Daß er am 24. Oktober, als dem Jahrestage des ersten Maskenspiels Paläophron und Neoterpe die Brüder, nach Terenz von Einsiedel bearbeitet, gleichfalls in Masken aufführen ließ, wollen wir nicht tadeln; „es wurde so," wie Goethe selbst in den Annalen sagt, „eine neue Folge theatralischer Eigenheiten eingeleitet, die eine Zeit lang gelten, Mannigfaltigkeit in die Vorstellungen bringen, und zu Ausbildung gewisser Fertigkeiten Anlaß geben sollten." Allein schon das scheint uns ein wunderliches Beginnen, daß man durch die Aufführung älterer französischer Trauerspiele, wie Mahomet und Tankred, Schauspieler und Publikum für die höhere Tragödie heranzubilden suchte; denn wie soll die falsche Nachahmung des Edlen und Hohen im Stande sein, Neigung und Achtung für dasselbe einzuflößen? Noch weniger aber dürfte es Billigung verdienen, daß Goethe gleich zu Anfange des nächsten Jahres (4. Januar 1802) den Jon von A. W. Schlegel und später gar den Alarkos von Friedr. Schlegel auf die Bühne brachte. Mit dem erstern, wodurch er eine Annäherung an das griechische Trauerspiel bezweckte, wie durch die Brüder an das römische, glückte es noch ziemlich. Der sinnliche Theil des Stückes unterstützte seine Wirkung; die sechs Personen: ein blühender Knabe, ein Gott als Jüng-

ling, ein stattlicher König, eine Königin, ein würdiger Greis, eine Priesterin, stellten eine große Mannigfaltigkeit dar; für bedeutende Costüme, für zweckmäßige Ausschmückung der Bühne war gesorgt; die Gestalt der beiden ältern Männer hatte man durch Masken ins Tragische gesteigert; es fehlte nicht an wechselnden gefälligen Gruppen, und die Hauptsituationen gaben Anlaß zu bewegten Tableaux. Dennoch gab sich am Vorstellungsabend eine Opposition kund. In den Zwischenakten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, und Böttiger wollte einen sowohl gegen die Intendanz als den Autor gerichteten satyrischen Aufsatz *) in das bei Bertuch herauskommende Journal für Luxus und Mode einrücken lassen. Aber — der schon gedruckte Bogen durfte nicht ausgegeben werden. „Es war noch nicht Grundsatz," sagt Goethe selbst, „daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten." Wie wenn Goethe's Bauten, bemerkt Hoffmeister hierzu in seinem Leben Schiller's, so schlecht begründet gewesen wären, daß eine solche Abhandlung sie hätte umstürzen können! Es wäre wohl geziemender gewesen, dem abweichenden Urtheil das freie Wort zu gönnen, als sich in Geschmackssachen ein Monopol erzwingen zu wollen; und Goethe handelte mit sich selbst im Widerspruch, wenn er dem ästhetischen Urtheil, welches durch die Aufführung der verschiedenartigsten Stücke aus allen Zeiten, Ländern und Gattungen erst frei werden sollte, durch dieses Machtwort wieder Fesseln anlegte.

---

*) S. Böttiger's literarische Zustände und Zeitgenossen I, 87. ff.

In der eben angedeuteten Absicht wurde auch Gozzi's Turandot, von Schiller frei bearbeitet, am 30. Januar auf die Bühne gebracht; aber gleichfalls ohne den erwarteten Beifall. Das Publikum fand sich nach der Jungfrau von Orleans bei diesem gemischten Genre getäuscht und äußerte Langeweile. Eine zweite Vorstellung gelang zwar etwas besser. Indeß glaubte Goethe doch durch eine Abhandlung das Publikum auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung der Leistungen des Theaters heben zu müssen und schrieb den Aufsatz „Weimarisches Theater" *) für Bertuch's Journal. „Es ist ein Wurf," berichtete er darüber am 19. Februar an Schiller, „den ich so hinthue; man muß sehen, was sich weiter daran und daraus bilden läßt."

Jetzt wurde nun auch die Iphigenia, über deren Einrichtung für die Bühne die beiden Dichter schon vor drei Jahren verhandelt hatten, ernstlicher ins Auge gefaßt. Schlegel's Ion hatte ihr nunmehr die Wege geebnet. „Hiebei kommt die Abschrift des gräcisirenden Schauspiels," schrieb Goethe am 19. Januar an Schiller. „Ich bin neugierig, was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingesehen; es ist ganz verteufelt human. Geht es halbweg, so wollen wir's versuchen, denn wir haben doch schon öfters gesehen, daß die Wirkungen eines solchen Wagestücks incalculabel sind." Schiller meinte, „das Humane darin" werde die Probe besonders gut aushalten, und davon rathe er nichts wegzunehmen. Ueberhaupt fand er bei näherer Betrachtung

*) S. Goethe's W. B. 35, 339.

weniger an dem Stücke zu verändern, als er erwartet hatte, indem das, was den Gang zu sehr verzögern könnte, weniger in einzelnen Stellen, als in der reflectirenden Haltung des Ganzen liege. Nur glaubte er die sittlichen Sprüche und Wechselreden einschränken zu müssen, da überhaupt in der Handlung selbst schon zu viel „moralische Casuistik" herrsche, und rieth jedenfalls die Orestischen Scenen zu kürzen, worin er „eine zu lange und einförmige Qual ohne Gegenstand" sah. *) Allein es war Goethe'n unmöglich, irgend etwas daran zu thun, und so nahm Schiller die Veränderungen ganz nach eigenem Ermessen vor. Am 15. Mai ward das ziemlich verkürzte Stück mit Beifall gegeben und erhielt sich auf dem Repertoire.

Um so unglücklicher war Goethe mit dem Schlegel'schen Alarkos. Schiller warnte vor der Aufführung. „Leider ist es," schrieb er am 8. Mai, „ein so seltsames Amalgam des Antiken und Neuestmodernen, daß es weder die Gunst noch den Respekt wird erlangen können. Ich will zufrieden sein, wenn wir nur nicht eine totale Niederlage damit erleiden, die ich fast fürchte. . . . Einen Schritt zum Ziele werden wir durch diese Vorstellung nicht thun, oder ich müßte mich ganz betrügen." Goethe antwortete: „Ueber den Alarkos bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt, wir müssen Alles wagen, weil am Gelingen oder Nichtgelingen nach Außen gar nichts liegt. Was wir dabei gewinnen, scheint mir hauptsächlich das zu sein, daß wir diese äußerst obligaten Sylben=

*) Vergl. Thl. **III**, S. 49. f. „Ohne Furien kein Orest."

maße sprechen lassen und sprechen hören. (!) Uebrigens kann man auf das stoffartige Interesse doch auch etwas rechnen." Allein das Publikum fühlte, daß es zu Experimenten mißbraucht werde und sprach bei der Vorstellung am 29. Mai unverholen seinen Unwillen aus. „Mit dem Alarkos," berichtete Schiller an Körner, „hat sich Goethe compromittirt; es ist seine Krankheit sich der Schlegels anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpft und schmält." Vielleicht aber waltete bei Goethe auch eine geheime Intention ob, von der Schiller nichts wissen konnte. Denn mitten unter den theatralischen Geschäften hegte und pflegte er im Stillen seinen „Liebling Eugenie" fort, und um dieser Produktion willen mochte ihm auch viel daran liegen, in dem Publikum den Sinn für den höheren und vornehmeren tragischen Kothurn rege zu erhalten.

Die Opposition gegen Goethe's theatralische Bestrebungen war um so bedeutender, als sie einem gewandten Führer in Kotzebue gefunden hatte, der vor Kurzem, nach der Ermordung des Kaisers Paul, aus Liefland nach Weimar, seiner Geburtsstadt, zurückgekehrt war. Um aber seine Mißstimmung gegen unsern Dichter zu verstehen, müssen wir auf das bereits erwähnte Kränzchen zurückkommen, wodurch Goethe, wie Schiller, zu neuen lyrischen Produktionen angeregt wurde. Schon seit dem Anfange Novembers 1801 hielt ein auserlesener Kreis harmonirender Männer und Frauen alle vierzehn Tage in Goethe's Hause am Frauenthor eine Abendzusammenkunft, *)

*) S. Schiller's Briefwechsel mit Körner, IV, 247. f.

„ohne spekulative Zwecke," wie er in den Annalen sagt, „bloß an seinem und Schiller's Umgange und sonstigen Leistungen sich erfreuend." Falk berichtet uns, dieser Zirkel habe außer den beiden Dichtern und Meyer fast nur weibliche Mitglieder gezählt, und er bezeichnet darunter namentlich Frau von Schiller, von Wolzogen, Amalie von Imhoff und die Gräfin von E. (Einsiedel). Allein schon aus dem Stiftungsliede erhellt, daß wenigstens sieben Herren zu dem Kreise gehörten, und nach einem Briefe Schiller's an Körner wurden auch „der Herzog und die fürstlichen Kinder" eingeladen, durch welche man sich aber weder im Singen noch Poculiren stören ließ. „Aus den Elementen der Zusammensetzung," sagt Falk weiter, „kann man abnehmen, daß die zarte Anmuth weiblicher Sitte eben so sehr, als Vorzüge des Geistes, das eigentliche Wesen dieses feinen geselligen Vereins ausmachten. Dazu kam, daß die Damen die größere Anzahl bildeten, daß auch das Romantische in den Statuten, denen man sich unterwarf, auf alle Weise vorwaltete. Demzufolge mußte sich jeder Ritter eine der anwesenden Damen zum Fräulein erwählen, deren Dienste er sich ausschließlich widmete. Goethe'n hatte gegenseitiges Wohlwollen die eben so liebenswürdige, als schöne und geistreiche Gräfin von E. zugeführt. Es versteht sich von selbst, da die Ritter und Sänger der Wartburg gleichsam auf's Neue in diesem Zirkel an der Ilm auflebten, daß auch Jeder die Vorzüge seiner Dame besingen mußte, was Goethe'n besonders nicht schwer fallen konnte." Er bekennt auch selbst, daß er „manche durch Naivetät vorzüglich ansprechende Lieder dieser Vereinigung verdanke, wo Neigung ohne Leidenschaft,

Wetteifer ohne Neid, Geschmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei, und zu all dem Natürlichkeit ohne Rohheit wechselseitig in einander wirkten."

Diese Lieder, die von Körner und Zelter componirt wurden, stellte der Dichter mit einigen andern, später entstandenen und zum Theil in diesen Kreis nicht recht passenden, zu einem Liederstrauße zusammen, und veröffentlichte sie zuerst unter dem Titel „Der Geselligkeit gewidmete Lieder, ein Taschenbuch auf das Jahr 1804, herausgegeben von Goethe und Wieland." In dem Stiftungsliede „konnten sich die Glieder der Gesellschaft," wie Goethe versichert, „als unter leichte Masken verhüllt, gar wohl erkennen." Desto schwerer wird es für uns, die Personen zu errathen; das Gedicht gehört zu denen, die nur der Dichter selbst durch einen Commentar dem Leser hätte vollkommen genießbar machen können; und damit ist freilich ein Tadel ausgesprochen. Das Lied zum neuen Jahre (1. Jan. 1802) zeigt stellenweise schon eine Wendung des Gedankens und der Sprache, die an den manirirten Styl späterer Poesien erinnert, was vielleicht zum Theil der Schwierigkeit der gewählten metrischen Form, der Gedrängtheit der Reime bei daktylischem Rhythmus zuzuschreiben ist. Dagegen gehört die Generalbeichte, worin das Weltkind Goethe mit offener Keckheit aller trübseligen Frömmelei entgegentritt, auch in sprachlicher Behandlung zu seinen musterhaftesten und abgerundetsten kleinen Produktionen. Das Tischlied („Mich ergreift, ich weiß nicht wie") wurde zum 22. Februar gedichtet, wo der Erbprinz, im Begriff nach Paris zu reisen, zum letzten Mal an dem

Kränzchen Theil nahm. Schiller feierte den Abend durch sein Gedicht: „Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reis'te". Bei Vergleichung der zwei Lieder tritt uns die Verschiedenheit des Charakters beider Dichter recht lebhaft entgegen. Schiller's Gedicht ist ernst, herzlich, von vaterländischer und sittlicher Gesinnung durchströmt. „Er warf," wie Hoffmeister treffend sagt, „den Ernst der Weisheit, ein weltumfassendes Gemüth in die Schale der gesellschaftlichen Unterhaltung, und ernst, wie diese, waren auch seine Gesellschaftslieder." Goethe trifft meisterhaft den Ton gesteigerter geselliger Fröhlichkeit. In der Regel wählte er für das Gesellschaftslied leichtere Sujets, anmuthige und gefällige Stoffe, wogegen Schiller sich zu den erhabensten und großartigsten Gegenständen hingezogen fühlte, und z. B. den Mitgliedern des Kränzchens in den „vier Weltaltern" umfassende weltgeschichtliche Gemälde aufrollte, oder in dem „Siegesfest", nach seinem eigenen Ausdruck, in das volle Aehrenfeld der Ilias hineinfiel und daraus heimtrug, was er konnte. Ausnahmsweise hat auch Goethe in einem vielleicht ebenfalls für das Kränzchen bestimmten Liede, der Weltseele, nach einem der erhabensten Stoffe gegriffen. Er stimmt hier in begeisterten Tönen den Hymnus der Kosmogonie an. Das Gedicht stellt das Universalleben der Natur dar, wie es aus dem gemeinsamen Urquelle, der Gottheit, nach allen Richtungen sich ergießt; und so möchte wohl die ältere Ueberschrift „Weltschöpfung" als die bezeichnendere anzusehen sein. Goethe veränderte sie, wahrscheinlich um den Irrthum zu verhüten, als sei hierbei an eine erste, eine einmalige Weltschöpfung zu

denken, während dieser Prozeß der Weltbeseelung in Wahrheit als ein continuirlicher zu betrachten ist.*)

Das liebliche Gedicht „Schäfers Klagelied" soll, wie Falk erzählt, gleichfalls seine Entstehung jenem Abendzirkel verdanken. „Doch streiten sich," fügt er hinzu, „wie einst die sieben Städte um Homer, noch Weimar und Jena um dieses Lied." So viel ist nämlich gewiß, daß Goethe die anmuthige Kleinigkeit eines Abends in jenen Zirkel brachte und sie, als ein treuer Ritter, seiner Dame, der Gräfin von E., zu Füßen legte. Aber was geschah? Eine Weile darauf kommt eine ebenfalls geistreiche Dame von Jena herüber und besucht die Gräfin. Bald lenkt sich das Gespräch auf Goethe, seine Vorliebe für Jena, und wie er sich besonders auch im Hause dieser Dame äußerst wohl gefällt. „So haben wir uns unter Anderm," fährt die vermeintlich oder wirklich begünstigste Dame fort, „auch zur Entstehung eines Liedes Glück zu wünschen, das zu den schönsten, unschuldigsten und anmuthigsten gehört, die je der Seele eines Dichters entflossen sind." Die Gräfin wird gespannt und will wissen, wie das Lied heißt. Da erhält sie die Antwort: „Da droben auf jenem Berge." Sie eilt mit dieser Entdeckung sogleich zu ihrem Ungetreuen, überhäuft ihn mit den liebenswürdigsten Vorwürfen und bedroht ihn mit einer förmlichen Anklage nach den strengen Gesetzen des von ihm selbst beliebten cour d'amour, der

*) Näheres über den Sinn und die Entstehungszeit dieses wichtigen Gedichtes s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichte II. 446 ff.

ihm ausdrücklich untersage, seine Huldigungen mehr als einer Dame darzubringen. Goethe bezeigte die größte Reumüthigkeit, versprach Besserung und konnte freilich nicht umhin, der Dame seines Herzens in allen diesen Stücken Recht zu geben. Auf so anmuthige Weise wurden diese Zirkel gehalten und fortgeführt.

Leider sollte die Gesellschaft, die bei längerm Fortbestehen unserm Dichter noch manche schöne lyrische Blüthe entlockt haben würde, schon im ersten Viertel des J. 1802 einen verderblichen Stoß erfahren, und zwar durch Kotzebue. Dieser suchte an dem Kränzchen Theil zu nehmen, und hatte auch bald mehrere, namentlich weibliche Mitglieder zu seinen Gunsten gestimmt. Allein Goethe wußte durch ein neues in die Statuten eingeschobenes Gesetz, demzufolge kein Mitglied, ohne Zustimmung aller übrigen, einen Fremden oder Einheimischen in die Gesellschaft mitbringen durfte, ihm jeden Zutritt zu den Abendzirkeln zu verschließen, und reizte überdieß noch den eitlen Mann durch ein Bonmot, das ihm bald zu Ohren kam: „Es helfe dem Kotzebue zu nichts, an dem weltlichen Hofe zu Japan (beim Herzoge) aufgenommen zu sein, wenn er sich nicht auch beim geistlichen Zutritt zu verschaffen wisse.“ Dazu kam, daß Goethe sich herausgenommen hatte, ohne mit dem Autor Rath zu pflegen, die Kleinstädter bedeutend abzukürzen und Alles zu streichen, was gegen die mit ihm in der Hauptsache übereinstimmenden Personen gerichtet war, während er die Stücke der verhaßten Schlegel unverkümmert und mit der größten Sorgfalt aufführte. Voll Erbitterung beschloß Kotzebue jenen Zirkel zu sprengen. Zu dem Ende suchte er

ein Fest zu Ehren Schiller's auf den 5. März zu veranstalten und hoffte dadurch zugleich eine Erkältung, wo nicht einen Bruch zwischen den beiden Dichtern hervorzurufen. Die Verhältnisse lagen günstig für ihn; die wachsende Unzufriedenheit der ihm geneigten Damen des Kränzchens war seiner Absicht förderlich. Als ihre Bittgesuche um die Aufnahme Kotzebue's sich ernst und scherzend immer wiederholten, wurde Goethe verdrießlich und äußerte, entweder müsse man dem aufgestellten Gesetze treu bleiben, oder lieber die ganze Gesellschaft auflösen, was vielleicht um so räthlicher sei, da eine zu lange fortgesetzte Treue der Ritter gegen die Damen allerdings etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit sich führe.

Die Verherrlichung Schiller's sollte auf dem neu decorirten Stadthaussaale vor sich gehen. Man hatte sich zu dem Ende eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen ausgedacht. Scenen aus seinen wichtigsten Tragödien, im Kostüm der handelnden Personen gesprochen, sollten die Haupthandlung einleiten. Krause besorgte die artistische Anordnung des Ganzen, Goethe's Dame, die Gräfin von Einsiedel, übernahm die Rolle der Jungfrau von Orleans, Fräulein von Imhoff die der schottischen Königin, Sophie Mereau wollte gewisse Theile der Glocke vortragen, Andere betheiligten sich in anderer Art. Kotzebue selbst gedachte zweimal zu erscheinen, zuerst als Vater Thibaut, und sodann als Meister in der Glocke. Als solcher hatte er die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit einem Hammer mächtig entzweizuschlagen; und, wenn die Form zersprang, sollte Schiller's Büste überraschend zum Vorschein kommen,

und der anwesende Dichter selbst von zarten Händen gekrönt werden.

Schiller'n war nicht wohl zu Muth bei der Sache; er fühlte das Verfängliche der Rolle, die man ihm zugedacht hatte, und nahm doch auch Anstand, sich den Huldigungen so vieler ihm werthen Personen ganz zu entziehen. Einige Tage vor dem anberaumten Termin äußerte er in Goethe's Hause: „Ich werde mich wohl krank schreiben," — worauf Goethe kein Wort erwiderte. Unterdeß herrschte in den ersten Häusern Weimar's die regste Thätigkeit; man war mit dem Kostüme, mit dem Einüben der Rollen eifrigst beschäftigt; ja man trat schon in briefliche Verhandlung mit den Vorstehern der Bibliothek, um die Schiller'sche Originalbüste von Dannecker zu erhalten. Aber — zu Aller Bestürzung lautete die Antwort abschläglich, „weil man noch nie eine Gypsbüste von einem Feste unbeschädigt zurückbekommen habe." Noch größer war aber der Schrecken, als am Tage vor der Aufführung der Bürgermeister Schulze die Schlüssel zum neuen Stadthaussaal verweigerte und im Namen des Magistrats erklärte: Das Aufschlagen des dramatischen Gerüstes im Saale sei unzuläßig; dieser sei erst ganz frisch eingerichtet und decorirt und könne daher zu einem so tumultuarischen Beginnen nicht eingeräumt werden. Alle Vorstellungen und Bitten prallten an dem unbeweglichen Bürgermeister ab; und als dieser bald nachher den Rathstitel erhielt, bemerkte Frau von Wolzogen: „Man hätte billig unter sein Diplom Rath P i c c o l o m i n i schreiben sollen."

Goethe scheint noch in späteren Jahren, bei Abfassung

der Annalen, seine Freude daran gehabt zu haben, daß Kotzebue, obwohl ein großer Meister in der Intrigue, diesmal einen größern gefunden. Aber mit Recht meint Hoffmeister, unser Dichter würde höher da stehen, wenn er, über Privatempfindlichkeiten erhaben, den Huldigungsact gebilligt und sogar befördert hätte; auch wäre dieß klüger gewesen; denn der Vorfall brachte zunächst in der höhern Societät eine große Störung hervor, die sich schnell durch alle Schichten der Gesellschaft in der kleinen Residenz fortpflanzte. Das Kränzchen lös'te sich auf, und, wie Goethe selbst gesteht, „gelangen ihm seitdem nie wieder Gesänge jener Art." Zu Schiller aber blieb sein Verhältniß ungestört. Scherzend schrieb dieser: „Der 5. März ist mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäsar der 15." Als ob nichts vorgefallen wäre, sah man Beide einträchtig ihre hohen Zwecke weiter verfolgen.

Leider stellten sich diesen Zwecken auf Seiten Goethe's immer noch allerlei Hindernisse entgegen. So hatte ihm der Tod des Hofraths Büttner, der sich in der Mitte des Winters von 1801 auf 1802 ereignete, ein mühevolles und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft auferlegt. Büttner hatte der Universität Jena eine sehr umfassende, theilweise höchst ungeordnete Bibliothek und mancherlei physikalisch-chemischen Apparat hinterlassen, mit deren Uebernahme, Katalogisirung und ordnungsmäßiger Aufstellung Goethe als Vorsteher der wissenschaftlichen Anstalten des Staates beauftragt wurde. Er wäre dabei, nach seiner Weise, gern umsichtig und planmäßig zu Werke gegangen; aber die von Büttner eingenommenen Zimmer mußten zu einem andern Zwecke baldigst geräumt werden.

In einem Briefe vom 22. Januar heißt es: „Ich dachte die Zimmer zuzuschließen und diesen Wirrkopf methodisch aufzukämmen; nun muß ich ihn aber rein wegschneiden und sehen, wo die Sachen herumstecken und dabei Sorge tragen, daß ich die Verwirrung nicht vermehre.“ Am 12. Februar beklagt er sich, daß „Mangel an Raum ein zweckmäßiges Deployiren hindere“, und von den Jenensern sich Niemand zu dem Geschäft anstellen lasse, da ihre Zeit schon regelmäßig eingetheilt und besetzt sei. Ihr Treiben vergleicht er (in einem Brief vom 4. Mai) „nahezu mit der Italiener göttlichem Nichtsthun“ und macht die feine Bemerkung, „daß gerade das Arbeiten nach vorgeschriebener Stunde solche Menschen hervorbringe und bilde, die auch nur das Allernothdürftigste stundenweis und stundenhaft, möchte man sagen, arbeiten.“

Zwischen diesen unangenehmen Bemühungen, die ihn zu wiederholtem Aufenthalt in Jena nöthigten, fehlte es aber nicht an erfreulichen Stunden. Bisweilen brachte er einen Abend mit Schelling zu und freute sich „seiner großen Klarheit bei großer Tiefe.“ Dann kam wieder eine „lustige, gesellige Epoche“, wo er Mittags und Abends auswärts war. Mitunter stellten sich auch productive Momente ein; es gelang ihm „etwas Lyrisches“, und dazu möchten wohl Frühzeitiger Frühling, Dauer im Wechsel, Frühlingsorakel, Sehnsucht und das Hochzeitlied zu rechnen sein, wenn sie gleich erst im folgenden Jahre erschienen sind. Zur Belebung seiner poetischen Stimmung trug ohne Zweifel die Anwesenheit Zelter's gegen Ende Februars bei. „Zelter hat sehr lebhafte Eindrücke zurückgelassen,“ schrieb Goethe am 19.

März an Schiller. „Man hört überall seine Melodien, und wir haben ihm zu danken, daß unsere Lieder und Balladen durch ihn von den Todten erweckt worden.“ Das liebliche Gedicht „Frühzeitiger Frühling“ muß schon vor dem April entstanden sein; denn Zelter erwähnt seiner in einem Briefe an Goethe vom 7. April, als eines bereits componirten. In den sieben ersten Strophen hat es einen descriptiven Charakter, was bei Goethe eine Seltenheit ist, und erinnert an Salis. „Dauer im Wechsel“ schildert in sprachlich und metrisch musterhafter Darstellung in den zwei ersten Strophen den ewigen Wechsel der Natur, in den beiden folgenden die stete Umwandlung des Menschen durch die verschiedenen Altersstufen. Aber die Schlußstrophe weist tröstlich auf ein Bleibendes hin: wer den Gewinn wissenschaftlicher Forderung, den Erwerb bedeutender Lebenserfahrungen in seinem Busen zu bewahren und ihm mit künstlerischem Geiste Gestalt und Form zu geben weiß, der bereitet sich einen unvergänglichen Schatz, der ihn treu durch allen Wechsel der Natur und des Menschenlebens hindurch begleitet. Zu dem anmuthigen „Frühlingsorakel“ ward Goethe wohl durch ein Volkslied angeregt. Das Coucou scheint auf ein französisches Vorbild zu deuten. Doch fehlt es auch unter den deutschen Volksliedern nicht an solchen Kuckuks-Orakeln, wie z. B. Erk in seiner Sammlung ein durch ganz Deutschland weit verbreitetes mittheilt („Ein Schäfermädchen weidete“). Das jugendlich feurige, in lebendigen Rhythmen sich ergießende Lied „Sehnsucht“ ist man in Versuchung, einer frühern Periode zuzuschreiben. Zelter erwähnt es in einem Briefe vom 3. Febr. 1803 und weist

dabei auf eine ältere Composition von Reichardt zurück. Das „Hochzeitlied" gehört, wie Goethe in dem Aufsatz „Bedeutende Förderniß durch ein geistreiches Wort" bekannt, zu „gewissen Motiven, Legenden, uraltgeschichtlichen Ueberlieferungen", die er seit langen Jahren in seinem Innern trug und einer immer reinern Form entgegenreifen ließ. Wahrscheinlich war ihm der Gegenstand aus der lebendigen Volkssage zugekommen. *) Er entnahm daraus nur die Grundlinien zur Schilderung der Zwergenhochzeit, indem er alles Uebrige fallen ließ. In dieser Schilderung aber scheint er mit der romantischen Schule zu wetteifern, welche die kunstreichen Formen der Italiener und Spanier auch auf die deutsche Poesie übertragen hatte. Eine Fülle von Klangfiguren, von Alliterationen, Assonanzen und Binnenreimen jeder Art, die er verschwenderisch über das Ganze ausgegossen hat, verleiht diesem ein launenhaft-zauberisches, zum Gegenstande trefflich passendes Colorit. Daß unser Gedicht schon 1802 entstanden ist, beweist ein Brief Goethe's an Zelter vom 6. Dezember dieses Jahres, worin es heißt: „Nehmen Sie den Grafen und die Zwerge, die sich hier produciren, freundlich auf, die erst jetzt, wie mich dünkt, Art und Geschick haben."

An das verworrene Bibliothekswesen, das sich erst im Frühlinge aufzuklären begann, schloß sich sogleich ein anderes Geschäft an, jedoch von etwas freundlicherer Art. Die Lauchstädter Sommerbühne, von Bellomo möglichst ökonomisch ein-

---

*) Ein paar variirende Formen der Sage s. in meinem Commentar zu Goethe's Ged. II. 465 ff.

gerichtet, wollte nicht mehr genügen; Schauspieler und Stücke, besonders aber das Hallische und Leipziger theilnehmende Publikum forderten ein würdigeres Local. So wurde denn mit den beim Schloßbau beschäftigten Architecten Gentz und Rabe ein Plan entworfen, und der Bau kräftig in Angriff genommen. Im März lag das accordirte Holz noch bei Saalfeld eingefroren, und dennoch ward am 26. Juni zum ersten Mal gespielt. Eine so bedeutende Gelegenheit, wie die Eröffnung eines neuen Schauspielhauses, konnte nicht unbenutzt gelassen werden, um auf die mannigfachen Bestrebungen des Weimarischen Theaters durch irgend eine symbolische oder allegorische Darstellung aufmerksam zu machen; und so schrieb Goethe das Vorspiel: „Was wir bringen". Am 6. Juni hatte er sich zu dem Ende nach Jena begeben, und am 8. heißt es schon in einem Briefe an Schiller: „Ich habe das ganze Opus von vorn bis hinten durchdictirt und bin nun daran, ihm mehr Gleichheit in der Ausführung zu geben. Ich muß mich durchaus an die Prosa halten, obgleich der Gegenstand durch Abwechselung der prosaischen und metrischen Formen sehr gewinnen könnte." Schiller gratulirte ihm zu der glücklichen Entbindung von dem Werke und schrieb: „Sie sehen, wie viel die Nothwendigkeit bei Ihnen vermag und sollten dieses Mittel auch bei andern Werken anwenden." Am 10. Juni meldete Goethe: „Meine Arbeit hat gut gefördert, ob sie gleich viel weitläufiger geworden ist, als ich gedacht habe. Einige Motive gegen das Ende sind noch auszuführen; übrigens ist Alles schon ins Reine und in die Rollen geschrieben. Freilich, wenn man die Arbeit noch vierzehn Tage könnte liegen lassen, so

ließe sich noch Manches daran thun. Ich konnte nicht alle Motive egal ausführen." Von dem Gedanken, sich ganz an die Prosa zu halten, war er unterdeß wieder abgegangen; im letzten Drittel des Stückes, vom sechszehnten Auftritt an, herrschen die metrischen Formen vor. Ueber die Aufführung berichtete Goethe am 28. Juni aus Lauchstädt an Schiller: „Das Wetter begünstigte uns, und das Vorspiel hat Glück gemacht. Der Schluß, ob er gleich besser sein könnte, ist mir doch verhältnißmäßig, zu dem Drang der Umstände, leidlich gelungen. Hätte ich Alles voraussehen können, so hätte ich Ihnen keine Ruhe gelassen, bis Sie mir das letzte Motiv ausgearbeitet hätten."

Wahrscheinlich meinte Goethe damit das Auftreten der Tragödie als „Pathos" in der vorletzten Scene. Unter Schiller's Feder würde allerdings dieser Auftritt glänzender gerathen und wohl auch der Beruf und die Aufgabe der Tragödie treffender und allseitiger entwickelt worden sein. Goethe faßt diese Aufgabe ungefähr in dem Sinne, wie wir sie in seiner Iphigenie gelöst finden („Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen.") Außer Pathos erscheinen in dem Vorspiel noch Phone, als Repräsentantin der Oper, Vater Märten als Personification des bürgerlichen Schauspiels, seine Frau als die des Possenspiels, eine Nymphe als symbolische Darstellung des Natürlichen, Naiven in der Poesie, ein Knabe mit zwei Masken, einer tragischen und einer komischen in der Hand, der die jüngst auf der Bühne versuchten Maskenspiele repräsentirt, ein anderer Knabe, halb schwarz, halb rosenfarb gekleidet, die Phantasie darstellend. Mercur verknüpft und commentirt das

Ganze. Die Verwandlung einer schlechten Bauernwirthshausstube in einen prächtigen Saal deutet symbolisch auf den Neubau hin. Schiller konnte sich mit diesen Allegorien nicht befreunden, die er in einem Briefe an Körner vom 15. November „einen unglücklichen Einfall" nennt. Vom Stücke überhaupt urtheilt er: „Es hat treffliche Stellen, die aber auf einen platten Dialog, wie Sterne auf einen Bettlermantel gestickt sind." Wir finden dieses Urtheil zu hart; der Dialog erscheint uns im Allgemeinen anmuthig und gefällig und der Wechsel von Poesie und Prosa geistreich humoristisch behandelt. Schiller urtheilte, bei seiner Vorliebe für den hohen tragischen Styl, über leicht hingeworfene Productionen dieser Art, nicht ohne einseitige Befangenheit, wie er denn auch in Beziehung auf das Kränzchen an Körner schrieb, daß Goethe auf Anlaß desselben „einige platte Sachen" (die oben besprochenen Gesellschaftslieder) habe ausgehen lassen.

Ehe Goethe nach Lauchstädt ging, ward noch in seinem Hause eine fromme Feier, die Confirmation seines Sohnes August durch Herder nach seiner edlen Weise verrichtet. *) „Sie ließ uns," sagt Goethe in den Annalen, „nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge." Indeß konnte diese Hoffnung, sofern sie sich nicht auf die Söhne bezog, nur schwach sein; denn zwischen den Vätern that sich mit jedem Jahre eine weitere und tiefere Kluft auf; und daran war zum Theil

*) In den Annalen ist diese Handlung irrthümlich ein Jahr früher angesetzt.

Schiller's wachsende Abneigung gegen Herder Schuld. So schrieb er im vorigen Jahre (am 20. März) an Goethe, der ihm Herder's Adrastea als eine Novität zugesandt hatte: „Diese Adrastea ist ein bitterböses Werk, das mir wenig Freude gemacht hat. Der Gedanke an sich war nicht übel, das verflossene Jahrhundert in etwa einem Dutzend reich ausgestatteter Hefte vorüberzuführen; aber das hätte einen andern Führer erfordert, und die Thiere mit Flügeln und Klauen, die das Werk zieren, können bloß die Flüchtigkeit der Arbeit und die Feindseligkeit der Maximen bedeuten. Herder verfällt wirklich zusehens, und man möchte sich zuweilen im Ernst fragen, ob einer, der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich gewesen sein kann . . . Und dieses erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren und hämische Vergleichungen anzustellen! Und was sagen Sie zu der Aeonis? Haben Sie eine feste Gestalt gepackt? u. s. w." — Goethe antwortete milder: „Den üblen Eindruck, welchen das Greifenpaar auf Sie machen würde, habe ich vorausgesehen. Das allegorische Drama habe ich diesen Morgen wieder gelesen; was mir besonders auffiel, ist die Bitterkeit und die Trauer in Einem Product. Ich möchte nicht in der Haut des Verfassers stecken." — Herder fühlte seinen Genius durch amtliche und gesellschaftliche Stellung gebunden; „das Beste," klagte er, „was ich schreibe, ist was ich ausstreiche;" und in dieser Stimmung blickte er nicht ohne neidischen Verdruß auf den freien und kühnen Geistesflug seiner beiden großen Zeitgenossen. Dazu kam sein Widerwille gegen die Kantische Philosophie,

welcher Schiller anhing, und seine durchaus abweichende Ansicht von der Aufgabe der Poesie, die er geradezu in den Dienst der Sittlichkeit gestellt haben wollte, während Schiller und Goethe ihr eine gänzliche Unabhängigkeit vindicirten und das Sittlichgute zwar als eine nothwendige Wirkung des Schönen betrachteten, aber nicht als den Zweck desselben gelten ließen. In dem Verhältniß zu Goethe insbesondere dürften auch wohl dessen häusliche Umstände nachtheilig auf die Beziehungen zur Herder'schen Familie eingewirkt haben.

Goethe blieb bis gegen den 8. Juli in Lauchstädt und las noch mit Friedrich August Wolf, der von Jena herübergekommen war, das theophrastische Büchlein von den Farben. Zu seiner großen Genugthuung wurden drei Conjecturen, die er gewagt hatte, von dem großen Philologen acceptirt, so wie dieser auch über das Hauptresultat sich einstimmig erklärte, daß das Werk ächt alt, der peripatetischen Schule werth und ein in sich geschlossenes Ganze sei, welches sogar durch Abschreiben wenig gelitten habe. Wolf's Besuch zu erwidern, machte Goethe um den 9. Juli einen Abstecher nach Halle. Unter den dortigen Freunden nahm Kanzler Niemeyer so lebhaften Antheil an seinen theatralischen Bestrebungen, daß er eine Uebertragung der Andria übernahm, wodurch dann die Weimarische Bühne die Zahl ihrer Maskenstücke sich erfreulich vergrößern sah. Den botanischen Garten unter Sprengel's Leitung und das Meckel'sche Cabinet besuchte Goethe zu großem Gewinn für seine Naturforschungen. Die Erinnerung an den Xeniensturm hielt ihn nicht ab, dem gastfreundlichen Reichardt in dem nahen, romantisch-ländlichen Giebichenstein einen Be-

such abzustatten, wo er manche seiner Lieder, mit Reichardt's Melodien, von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter gefühlvoll vortragen hörte.

Am 26. Juli war er wieder in Weimar zurück; allein schon am 3. August flüchtete er sich auf's Neue nach Jena, in der Hoffnung eine produktive Stimmung zu finden. In den ersten vierzehn Tagen wenigstens bewährte sich diese Hoffnung nicht, wie aus dem Briefwechsel mit Schiller hervorgeht. Dafür gelang es ihm, einige Lücken in der Lehre der Metamorphose der Insekten, und zwar durch Beobachtung des Wachsthums der Wolfmilchsraupe, nach Wunsch auszufüllen. Auch die vergleichende Knochenlehre beschäftigte ihn lebhaft. Mit Loder wurden gewisse anatomische Probleme durchgesprochen, mit Himly über das subjektive Sehen und die Farbenerscheinung Vieles verhandelt. Ferner ergab sich ein angenehmes und fruchtbares Verhältniß mit Voß, der mit seiner Familie nach Jena gezogen war. Goethe schätzte ihn als Dichter und Gelehrten und wurde dazu noch durch die Freundlichkeit seiner häuslichen Existenz angezogen; besonders war es ihm angelegen, sich Voßen's rhythmische Theorie zu verdeutlichen.

In der ersten Hälfte des Septembers rief die jetzt zum viertenmal anzuordnende Ausstellung Goethe nach Weimar zurück. Perseus und Andromeda war der Gegenstand der Preisaufgabe gewesen, wobei wieder die Absicht zu Grunde lag, „auf die Herrlichkeit der äußern menschlichen Natur in jugendlichen Körpern beiderlei Geschlechts aufmerksam zu machen.“ Ludwig Hummel, geboren zu Neapel, wohnhaft in Cassel,

erhielt den Preis. Im Fache der Landschaften wurde ein Concurrenzstück von Rhoden aus Cassel gekrönt. Die Ausstellung zog im Laufe des Oktobers viele auswärtige und einheimische Kunstfreunde herbei und näherte wieder die durch das vereitelte Fest vom 5. März einander entfremdeten Gemüther. Auch aus weiterer Ferne brachten die Herbstferien manchen willkommenen Besuch, wie unter Andern Blumenbach mehrere Tage in Weimar und Jena verweilte.

Nach dem Schluß der Ausstellung scheint Goethe noch einige Zeit in Jena zugebracht zu haben. *) Manche Hin- und Herfahrt veranlaßte der Besitz des kleinen Freigutes Roßla, bei welchen Gelegenheiten bisweilen Freund Wieland im benachbarten Oßmannstede besucht wurde. Der ländliche Aufenthalt gab wohl einmal zu kleinern poetischen Produktionen eine heitere Stimmung; auch verdanken ihm einige Partien der Eugenie ihre Entstehung. Der Schluß des Jahres wurde Goethe'n noch durch einen häuslichen Kummer getrübt. „Bei uns geht es nicht gut," lautet ein Billet an Schiller vom 19. December, „wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper anmerkten. Der neue Gast wird wohl schwerlich lange verweilen, und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Werth Ihres Antheils." Der gefürchtete Verlust erfolgte. In einem Billet vom 6. Januar 1803 heißt es: „Mein einziger Trost ist der numismatische Talisman, der mich auf eine bequeme Weise in entfernte Gegenden und Zeiten führt."

*) Briefwechsel mit Schiller, Nr. 848.

Dieser Talisman, der ihm den Anfang des neuen Jahres und noch später hin manche Stunden erheiterte, war eine Kupfermünzensammlung, aus einer Nürnbergischen Auction erworben. Bei der Uebersetzung des Cellini hatte er, der abgesagteste Feind von Worten, denen keine Anschauung entsprach, oft eine wahre Pein empfunden, daß ihm keine Cellinischen Münzen und Anderes, was jene Zeiten vergegenwärtigen könnte, zu Gebote standen. So war ihm denn die Nachricht überaus erfreulich, daß in jener Auction eine ganze Masse von Münzen des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum achtzehnten herab feil geboten werde. Leider fand sich in der Sammlung, als sie nun anlangte, kein einziger Cellini, aber dafür die ganze Originalfolge von Päbsten seit Martin V. bis zu Clemens XI., dazwischen Cardinäle, Priester, Gelehrte, Künstler, alle in scharfen unbeschädigten Exemplaren. Hierdurch aufgeregt, das Geschichtliche zu studiren, forschte er nach Bonanni, Mazzuchelli u. A. und legte so wieder den Grund zu neuen Kenntnissen.

Die Lebensbeschreibung des Cellini, oder vielmehr der Anhang dazu beschäftigte ihn vielfach bis in den Februar hinein. Mit diesem Supplement beschloß er seine Arbeit an dem Werke, veröffentlichte das Ganze in einer besondern Edition *) und entledigte sich so endlich einer Aufgabe, die er sich vor sieben Jahren gestellt hatte. „Sie wissen," schrieb er am 5. Februar an Schiller über den Anhang, „daß es keine

*) Leben des Benvenuto Cellini. Von ihm selbst geschrieben. Uebersetzt und mit einem Anhange herausgeg. v. G. [illegible]

verwünschtere Arbeit gibt, als solche Resultate aufzustellen. Wie viel muß man lesen und überlegen, wenn es nicht auf eine Spiegelfechterei hinauslaufen soll!" Das Supplement verbreitet sich über die gleichzeitigen Künstler und ihren Einfluß auf Cellini, gibt eine flüchtige Schilderung der damaligen Zustände von Florenz, charakterisirt Cellini und sein Talent, berichtet kurz über seine letzten Lebensjahre, die in der Selbstbiographie nicht besprochen sind, handelt von seinen hinterlassenen Kunstwerken und Schriften und theilt aus den letztern Mehreres mit. Was aber die Hauptarbeit, die Uebersetzung von Cellini's Leben, betrifft, so ergibt sich bei einer Vergleichung des Originals, daß die Uebertragung, wie leicht und fließend sie sich bewegt, doch im Allgemeinen sehr treu gehalten ist und mit großem Glück den naiven Ton der Urschrift wiedergibt. Die Eintheilung in Capitel gehört Goethe'n an; im Original geht die Erzählung ohne eine solche Eintheilung fort. Auch innerhalb der Capitel hat er häufig der Uebersichtlichkeit wegen Absätze gemacht, wo sie in der Urschrift fehlen, und zuweilen längere Perioden aufgelöst, damit sich die Uebersetzung leichter läse. Stellenweise ist eine minder interessante Partie ausgelassen; von den Sonetten und sonstigen kleinen poetischen Versuchen, die Cellini seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt hatte, ist nur Weniges, wie Goethe sagt, „durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes" übertragen; weggeblieben ist unter Anderm ein längeres Gedicht in Terzinen (zum Lobe des Kerkers), ein sogenanntes Capitolo. Goethe scheint die Absicht gehabt zu haben, es noch nachzubringen; denn er erwähnt seiner in der

Inhaltsangabe zum ersten Capitel des dritten Buchs, woraus sich denn auch die auffallende Kürze dieses Capitels erklärt.

Nach Goethe's eigenem Bekenntniß würde er durch das Studium der Florentinischen Kunstgeschichte, wozu ihm im Jahre 1796 Meyer's Briefe aus Italien anregten, auf Cellini aufmerksam gemacht, und unternahm die Uebersetzung seiner Selbstbiographie, um sich recht in jener Geschichte einzubürgern. Allein dieser Zweck hätte ihn sicher nicht das umfassende Werk zu Ende führen lassen; der Charakter, die ganze Persönlichkeit Cellini's war es vorzüglich, was ihn bei der Arbeit festhielt. Er konnte nicht müde werden in dem Anschauen dieser Naturwüchsigkeit, dieser frischen und gesunden Kraft, die sich selbst in den Fesseln einer falschen Cultur überall noch geltend machte. Dann vergegenwärtigte ihm die Schrift auf's lebendigste das geliebte Italien und die Freiheit des Daseins, die auch er dort gekostet; und führte ihm einen Mann vor, dem ein Glück vergönnt war, nach dem er zeitlebens gedürstet hatte, das Glück mit Erfolg seine Kraft der bildenden Kunst zu widmen.

Während Goethe jetzt die letzte Hand an den Cellini legte und ganz im Geheimen seinen Liebling Eugenie zum öffentlichen Erscheinen ausstattete, hielt er in seinen Zimmern eine strenge Quarantaine, und correspondirte mit Schiller, der, mit dem Abschluß der Braut von Messina beschäftigt, gleichfalls das Ausgehen mied, „wie jenes verliebte Paar, über den Schirm." Doch Chladni's, des Akustikers, Besuch durfte er nicht ablehnen, der ihm sein ausgearbeitetes Werk mitbrachte. „Ich habe es schon zur Hälfte gelesen,"

schrieb er darüber am 26. Januar an Schiller, „und werde Ihnen mündlich über Inhalt, Gehalt, Methode und Form manches Erfreuliche sagen können. Er gehört unter die Glückseligen, welche auch nicht eine Ahnung haben, daß es eine Naturphilosophie gibt, und die nur mit Aufmerksamkeit suchen die Phänomene gewahr zu werden, um sie nachher so gut zu ordnen und zu nutzen, als es nur gehen will, und als ihr angebornes, in der Sache und zur Sache geübtes Talent vermag. Sie können denken, daß ich sowohl beim Lesen des Buchs, als bei einer mehrstündigen Unterhaltung immer nach meiner alten Direction fortgeforscht habe, und ich bilde mir ein, einige recht gute Merkpunkte zu weiteren Richtungen bezeichnet zu haben. Auch hatte ich eben die Farbenlehre einmal wieder durchgedacht, und finde mich durch die in so vielem Sinn kreuzenden Bezüge sehr gefördert."

Mittlerweile wurde Schiller mit seiner Braut von Messina fertig, und nun begannen Lese- und Theaterproben unsern Dichter wieder lebhaft in Anspruch zu nehmen. Den Reigen der diesjährigen Theaterstücke hatte Paläophron und Neoterpe, mit einem umgearbeiteten, ins Allgemeinere gewandten Schluß eröffnet. Das Publikum, nun schon durch die Terenzischen Brüder an Masken gewöhnt, nahm die Vorstellung wohl auf. Am 19. März fand die Aufführung der Braut von Messina statt, und am 2. April brachte Goethe zu Aller Ueberraschung seine Eugenie auf die Bühne. Von den Schauspielern vortrefflich vorgetragen, fand das Stück, besonders in seiner letzten Hälfte, großen Beifall. Schiller bewunderte die hohe Symbolik, womit hier der Stoff behandelt war, so daß alles Stoffartige

vertilgt und Alles nur als Glied eines idealen Ganzen erschien. „Es ist ganz Kunst," schrieb er an Humboldt, „und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie, nach meinem letzten Brief, an seiner Produktivität verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie eben so, wie mich selbst, überrascht haben; denn auch mir hatte er, wie der ganzen Welt, ein Geheimniß daraus gemacht." Ein nicht günstiges Prognostikon stellte Körner dem Stücke nach der ersten Lesung. „Der Stoff ist zum Theil drückend und widrig," schrieb er an Schiller, „und es ist mir fast leid um die große Kraft, die Goethe daran verwendet. Indessen darf man dem Dichter nicht vorschreiben, und ich kann begreifen, daß er einen Trieb fühlt, sich auch an einem solchen Stoff zu versuchen. Er ist tief eingedrungen, und in der ganzen Behandlung erkennt man den Meister. Aber auf einen lauten Beifall des Publikums darf er nicht rechnen, und ich wünsche nur, daß er durch eine kalte Aufnahme nicht abgeschreckt wird, das Werk zu vollenden. Für Jeden, den der Stoff überwältigt, muß dies Stück um so unausstehlicher sein, je lebhafter er fühlt. Es wird also von Vielen gehaßt, von noch Mehrern nicht verstanden, und nur von Wenigen bewundert werden." Dagegen sprach sich Fichte in einem Briefe an Schiller mit enthusiastischem Lobe über das Stück aus, und auch Herder und seine Frau waren anfangs davon höchlich erbaut; aber bald meinte Caroline von Herder, in dem weitern Verlauf der Trilogie werde sich die Wolfsnatur des Wolfgang kundgeben; die Menschheit und

die Menschlichkeit würden darin wohl dem ständischen Sonderinteresse zum Opfer gebracht werden.

Viel Vorarbeit verlangte sodann die Aufführung der Jungfrau von Orleans, bereitete dafür aber auch seinem Freude Schiller einen glänzenden Triumph. Alles „Mißwollende, Verneinende, Herabsetzende" lehnte Goethe als Theaterdirector vielleicht mit zu weit getriebener Strenge ab. So wies er ein kleines Lustspiel „der Schädelkenner" betitelt, welches Gall's Bestrebungen lächerlich machte, mit einem Briefe zurück, den er uns in den Annalen mitgetheilt hat. Es heißt darin: „Wir vermeiden auf unserm Theater, so viel möglich, Alles was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Akademie in der Nähe ist." Vielleicht fühlte er sich auch selbst, bei seiner Hinneigung zu den Lavater'schen und Gall'schen Lehren, ein wenig mitgetroffen.

Am 14. Mai begab er sich nach Jena, um sich in der dortigen Einsamkeit der Ausarbeitung der Farbenlehre zu widmen, die ihm wie eine schwere Schuld auflag. Das Hauptübel, welches ihm den Fortschritt erschwerte, war die Masse von Papieren, die er zusammengeschrieben und von denen er sich schwer losmachen konnte. Ehe er noch der Sache gewachsen war, hatte er wiederholt einmal angesetzt sie zu behandeln, so daß von Einem Capitel manchmal drei Aufsätze vorlagen, von denen der erste die Erscheinungen und Versuche lebhaft darstellte, der zweite eine bessere Methode hatte und besser geschrieben war, der dritte auf einem höhern Standpunkt Beides zu vereinigen suchte und doch immer noch unge=

nügend blieb. Alle diese Papiere zu excerpiren und dann zu verbrennen, war ihm ein schwerer Entschluß. Er fühlte schon im Voraus, daß er sie später zurückwünschen werde, um sich selbst sich historisch zu vergegenwärtigen. „Die naive Unfähigkeit," schrieb er an Schiller, „die Ungeschicklichkeit, die passionirte Heftigkeit, das Zutrauen, der Glaube, die Mühe, der Fleiß, das Schleppen und Schleifen und dann wieder der Sturm und Drang, das alles macht in den Papieren und Akten eine recht interessante Ansicht." Aber er fühlte auch, daß er nicht an's Ziel komme, wenn er sie nicht vertilge, und so entschloß er sich die Erze, wie glänzend sie auch zum Theil waren, zu opfern, um endlich das reine Metall herauszubekommen. Diese Arbeit füllte den gegenwärtigen Aufenthalt in Jena ziemlich aus, nur gerieth zuweilen mit ihr sein Interesse für die deutsche Zeitmessung in Streit, welches durch Voßens Nähe rege gehalten wurde.

In der ersten Hälfte des Juni rief ihn ein Besuch Zelter's nach Weimar zurück, der in mancher Beziehung gewinnreich für ihn war. Es bekamen nicht bloß die kleinen Concerte, die er in seinem Hause ausführen ließ, einen belebenden Anstoß, sondern auch für die Organisation des Theaterorchesters und der Oper, womit sich Goethe seit einiger Zeit ernstlich beschäftigte, ging ihm Zelter mit förderlichem Rath an die Hand. Dann entlockte ihm auch das Bewußtsein, an dem neugewonnenen enthusiastischen Freunde einen liebevoll eindringenden Componisten für jede singbare Produktion zu haben, wieder einige Lieder theils lyrischer Art, theils der Balladengattung sich nähernd. Es dürften dahin folgende ge=

hören: Magisches Netz, Trost in Thränen, Selbstbetrug, Nachtgesang, die glücklichen Gatten, Wanderer und Pächterin, Kriegserklärung, Bergschloß, Ritter Curt's Brautfahrt, der Rattenfänger. Das erste derselben war schon, vor Zelter's Ankunft, zu einem Festspiel für den 1. Mai gedichtet worden. Es schließt sich der metrischen Form, und bis auf einen gewissen Grad auch noch dem Geiste nach, an jene Anakreontischen Lieder an, deren Reihe Goethe vor mehr als zwanzig Jahren mit der Nachbildung von Anakreons Lied „An die Cicade" eröffnete. Das magische Netz ist die jüngste Blume dieses frisch duftenden Liederkranzes. „Trost in Thränen", dieses wundervolle, von tiefster, innigster Empfindung durchströmte Gedicht, wurde durch ein in Thüringen und sonst weit verbreitetes Volkslied hervorgerufen. Goethe behielt den Anfang desselben bei, setzte dann aber sein Lied mit freier Erfindung, jedoch in derselben Tonart fort. Von geringerer Bedeutung ist das Gedichtchen „Selbstbetrug"; dagegen um so werthvoller der „Nachtgesang", wozu Goethe durch ein italienisches Volkslied *) angeregt wurde. „Das zarte, dringende Verlangen," sagt Poggel über dieses Gedicht, „in die Seele der einschlummernden Geliebten noch die süße Ueberzeugung unbegrenzten Wohlwollens zu flößen, und Himmel und Erde, äußere und innere Natur mit dem reinen Gefühle des Herzens in Einklang zu bringen, und so die Liebe bis zur höchsten Andacht und Begeisterung unseres Wesens zu läutern, verbunden mit dem

*) Mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten II, 493.

Wunsche, daß auch die Geliebte von der Seligkeit dieses Gefühls bis zum letzten Abklingen des Bewußtseins in Traum und Schlaf möge durchdrungen werden, diese Regungen sprechen aus allen Bildern und Tönen, womit uns die Verse berühren." Für „die glücklichen Gatten" hat Goethe, wie er in den Gesprächen mit Eckermann bekannte, immer eine besondere Vorliebe gehabt; und mit Recht; denn das Gedicht ist von inniger herzlicher Empfindung durchdrungen, und die sprachliche und metrische Ausführung überaus reinlich, leicht und gefällig. Merkwürdig ist es, daß Goethe mit dieser Produktion aus seiner gewöhnlichen poetischen Sphäre heraustritt, und dennoch seinen Gegenstand mit solchem Glück behandelt. Es sind dießmal ganz fremde Situationen, die er uns vorführt, Lebenslagen, die von der seinigen ganz abweichen. Er nähert sich hier dem Genre, dessen verunglückte, triviale Bearbeitung durch Schmidt von Werneuchen u. A. er in den „Musen und Grazien in der Mark" verspottet hatte. Wahrscheinlich war es der Besitz des kleinen Freigutes Roßla, und der dadurch veranlaßte ländliche Aufenthalt, was ihm den Anstoß zu dieser Produktion gab. Weit weniger gelungen ist das Gedicht „Wanderer und Pächterin", worin Riemer „eine Anspielung auf das Verhältniß der Eugenie in dem zweiten (oder vielmehr dritten) Theile" des Stückes sieht. Der Gegenstand ist an und für sich unbedeutend, nichts als die glückliche Katastrophe eines ziemlich gewöhnlichen Romans; und daß er durch die Behandlung gehoben und veredelt worden, läßt sich nicht behaupten. Die Sprache ist ohne Schwung und Colorit, und doch nicht einfach und natürlich, vielmehr

geziert und gezwungen, und obendrein an einigen Stellen unklar. Zu dem Gedicht „Kriegserklärung" empfing Goethe die Anregung wieder von einem Volkslied, *) dessen erste Strophe er unverändert aufgenommen hat. Auf gleiche Weise versetzt er sich im „Bergschloß" durch den Anfangsvers, womit so viele Volkslieder anheben, wie durch einen einleitenden Accord, in den Ton des Volksgesanges, dem er auch darin treu bleibt, daß er besonders in der ersten Hälfte des Gedichtes Alliterationen, Annominationen und Assonanzen reichlich angewandt hat. Das Stück zerfällt in zwei bestimmt geschiedene gleiche Hälften, die durch die siebente Strophe verknüpft werden; die erste ist der Erinnerung an die Vergangenheit gewidmet, die zweite stellt die Gegenwart, aber noch immer von dem Lichte der vergangenen Zeit beleuchtet, dar. Es waltet in dem Gedicht ein Gefühl, von dem Goethe in seiner Selbstbiographie bekennt, daß es ihn oft und mächtig beherrscht habe, „die Empfindung der Gegenwart und Vergangenheit in Eins." „Ritter Curt's Brautfahrt" scheint einem französischen Vorbilde nachgedichtet zu sein. Den „Rattenfänger" hat er aber wieder aus dem deutschen Volksgesange entlehnt. Bekannt sind „der Rattenfänger von Hameln" aus des Knaben Wunderhorn und die Simrock'sche Bearbeitung. Unser Dichter hat aber nicht bloß den Gegenstand seiner lokalen Beziehungen entkleidet (Hameln und die

*) Breslauer Liedersammlung, Hft. I, Nr. 1. „Des Stadtmädchens Wünsche." Mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten II, 483.

Weser werden nicht genannt), sondern auch überhaupt die Sage als ein abgeschlossenes Factum fallen lassen, und zudem das Innere, die Seele der Dichtung ganz verändert, indem er statt eines ahnungsvoll warnenden Märchens uns ein heiteres, anmuthiges Bild gibt. Nach Riemer wäre „der Rattenfänger" ein Ueberbleibsel aus einem verloren gegangenen gleichnamigen Kinderballet der frühern Weimarischen Zeit. Dieß würde den heitern Ton des Ganzen gut erklären; und man könnte dann den „gutgelaunten" Rattenfänger füglich als eine bildliche Darstellung Goethe's, des Kinderfreundes, betrachten, der zu jener Zeit den Kleinen manches frohe Fest bereitete. — Alle diese Gedichte erschienen zuerst in dem von Wieland und Goethe herausgegebenen Taschenbuche auf das J. 1804.

Zelter schied nach vierzehntägigem Aufenthalt. Diese zwei Wochen legten den Grund zu einem nähern und bleibenden Verhältnisse mit Goethe, welches für Beide von unschätzbarem Werthe geworden ist. Was unserm Dichter einst André, Kayser, Reichhardt vorübergehend gewesen waren, das sollte ihm Zelter für sein ganzes übriges Leben sein, — ein ergänzendes Organ seines Wesens für die Musik, so wie ihm bereits vor längerer Zeit für eine andere Seite seines geistigen Strebens, für die bildende Kunst, ein solches ergänzende Organ an Heinrich Meyer zu Theil geworden war. Hatte der Letztere auch, bisher sein Haus- und Tischgenosse, in Folge einer eingegangenen ehelichen Verbindung, im vorigen Jahre sein Haus verlassen, so trat dadurch in ihrem wechselseitigen Einwirken doch weder Hinderniß noch Pause ein. Beide Freunde blieben ihm, Meyer durch fast täglichen persönlichen

Verkehr, Zelter durch unausgesetzten Briefwechsel und wiederholte Besuche, zeitlebens innig verbunden; und, gleichsam wie zum Zeugniß ihrer Unzertrennlichkeit, folgten Beide dem hingegangenen Dichter in kurzer Zeit nach.

Unterdessen hatte die Sommersaison des Theaters zu Lauchstädt begonnen. Das neue Haus, das wohl ausgestattete Repertorium, die sorgfältige Darstellung von Stücken, wie die Braut von Messina, die natürliche Tochter, die Andria des Terenz nach Niemeyers Bearbeitung u. s. w. zogen von Leipzig, Halle und andern Städten ein sehr gebildetes Publicum herbei. Goethe verweilte diesmal nur so lange dort als nöthig war, um mit Hofrath Kirms die Bedürfnisse der Baulichkeiten und einiges Wünschenswerthe der Umgebung anzuordnen, und machte dann noch einen Ausflug über Halle, Giebichenstein, Merseburg und Naumburg, auf welchem er manche werthe Verbindung (mit Wolf, Schmalz, Jakob, Reil, Lafontaine, Niemeyer) erneuerte und auch einige Ausbeute für seine mineralogische Sammlung gewann.

Er hätte sich nun gern das Theaterwesen auf eine Zeit lang ganz aus dem Sinne geschlagen; allein er hatte bereits, um das Repertorium der deutschen Bühne zu bereichern, eine Umarbeitung des Götz begonnen. „Das altdeutsche, wieder erstandene Drama," heißt es darüber in einem Briefe aus Jena an Schiller vom 5. Juli, „bildet sich mit einiger Bequemlichkeit um. Ich wüßte nicht zu sagen, ob sich's organisirt, oder krystallisirt, welches denn doch zuletzt, nach dem Sprachgebrauch der verschiedenen Schulen, auf Eins hinauslaufen könnte." Dann hatten sich auch drei junge Männer,

Wolff, Grüner und Grimmer bei ihm gemeldet, mit entschiedener Neigung und unverkennbaren Anlagen für die Bühne. Mit den beiden erstern begann er, weil er eben einer heitern, ruhigen Zeit genoß, „gründliche Didaskalien," wie er in den Annalen erzählt, „indem er auch sich die Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte, und an den Fortschritten beider Lehrlinge sich nach und nach emporstudirte, so daß er nun selbst klarer über ein Geschäft wurde, dem er sich bisher mehr instinktmäßig hingegeben hatte." Es erwuchsen hieraus allmählig, indem er diese Studien auch später mit andern jungen Schauspielern verfolgte, die „Regeln für Schauspieler,"*) die jetzt in seinen sämmtlichen Werken den Schluß der Rubrik „Theater und dramatische Poesie" bilden. Sie erhielten aber erst im J. 1824 durch Eckermann ihre gegenwärtige Gestalt und bildeten bis dahin nur ein Aggregat von höchst zerstückelten Notizen.**) Auch jetzt noch kann das Ganze nicht für einen vollständigen und gründlichen Schauspieler-Katechismus gelten, enthält aber eine Menge sehr wichtiger und leichtfaßlicher Vorschriften. Man sieht es jeder einzelnen Regel an, daß sie unmittelbar aus der Erfahrung und Praxis hervorgegangen ist.

Die Ausflüge nach Roßla, denen wir in den vorhergehenden Jahren vielfach begegneten, hören von nun an auf; denn er hatte das Gut bereits im Mai***) an seinen Pachter mit

*) S. Bd. 35, S. 435 (Ausg. in 40 Bd).

**) S. Gespräche mit Eckermann, I, 155 und III, 46 ff.

***) Nicht erst gegen „Ende des Jahres," wie er in den Annalen sagt. S. den Briefwechsel mit Schiller, Nr. 876.

Vortheil abgestanden. Dagegen dauerten die Excursionen nach Jena fort, und es boten sich dazu jetzt gerade recht häufige und nicht angenehme Veranlassungen dar. Wie überhaupt seit der Revolution eine große Unruhe und Veränderungslust in die Menschen gekommen war, so ließ sich jetzt auf einmal eine ganze Reihe der vorzüglichsten Professoren, wie Boder, Paulus, Hufeland, Schelling, von Jena nach andern Universitäten herüberlocken; und dazu machte Schütz sogar Anstalten, die berühmte Allgemeine Literaturzeitung mit sich nach Halle zu verpflanzen. Anfangs hielt man den Plan geheim. Als ihn aber Kotzebue mit triumphirender Schadenfreude im Freimüthigen ausgeplaudert hatte, ließ Goethe öffentlich erklären, daß man mit dem neuen Jahre die Literaturzeitung in Jena selbst fortsetzen werde. Die ausgezeichnetsten Männer wurden zur Theilnahme an dem neuen Institut eingeladen. So wandte sich Goethe an Zelter und Johannes Müller, und Schiller in einem umständlichen Schreiben an Fichte. Goethe und Meyer beschlossen auch über die Kunstausstellungen in Weimar und die Preisaufgaben in der Zeitschrift zu verhandeln, und Schiller sollte, so weit es seine übrigen Arbeiten gestatteten, durch Recensionen mitwirken. Hofrath Eichstädt, der bisher schon sich mit besonderer Thätigkeit an der Literaturzeitung betheiligt hatte, entschloß sich zur Uebernahme der Redaction. Auch die Lücken in der Reihe der akademischen Lehrer suchte Goethe so gut als möglich auszufüllen. Als Anatom ward Ackermann herangezogen, welcher den Grund zu einem längst beabsichtigten anatomischen Museum legte; der botanischen Anstalt wurde Schelver vorgesetzt. Fernow, von Rom heimkehrend, er=

hielt die seit Jagemann's Tod vacante Bibliothekarstelle der besondern Büchersammlung der Herzogin Amalia. Mit ihm kehrte Dr. Riemer aus Italien zurück, welcher dort eine Zeit lang in Humboldt's Familienkreise gelebt hatte. Er war Goethe'n als gewandter Kenner der alten Sprachen höchst erwünscht und wurde von ihm als Lehrer seines Sohnes in sein Haus aufgenommen. Im weitern Verlauf unserer Schrift wird es sich zeigen, was für eine bedeutende Acquisition unser Dichter an diesem Manne, besonders für seine poetischen Zwecke, gemacht hatte.

Den Rest des Jahres hindurch durfte nun Goethe nicht feiern, wenn die Zeitschrift mit dem neuen Jahre würdig in's Leben treten sollte. Jenem Plan zufolge, daß der ganze Complex schriftlicher Ausführungen, der früher in die Propyläen aufgeommen wurde (Preisaufgaben, Recensionen und Preisertheilung u. dgl.), nunmehr der Literaturzeitung zu Theil fiele, arbeitete er fleißig an einem Progamm, worüber er am 2. December aus Jena an Schiller schrieb: „Mich beschäftigt jetzt das Program, das in zwei Theile zerfällt, in die Beurtheilung des Ausgestellten (der Kunstausstellung des J. 1803) und in die Belebung der Polygnotischen Reste. Jenen ersten Theil hat Meyer zwar sehr schön vorgearbeitet, indem er alles zu Beherzigende trefflich bedacht und ausgedrückt hat; doch muß ich noch einige Stellen ganz umschreiben, und das ist eine schwere Aufgabe. Für die Polygnotischen Reste ist auch gethan was ich konnte; doch Alles zuletzt zusammen zu schreiben und zu redigiren, nimmt noch einige Morgen weg; indessen führt diese Arbeit in sehr schöne Re=

gionen und muß künftig unserm Institut eine ganze neue Wendung geben." Das Ganze ist jetzt auch dem größern Publicum zugänglich durch die Nachträge zu Goethe's Werken von Boas.*) Nach einer kurzen Vorerinnerung und einem Verzeichniß der sämmtlichen, diesmal ausgestellten Kunstwerke folgt eine Beurtheilung der einzelnen Arbeiten. Odysseus, welcher den Kyklopen hinterlistig durch Wein besänftigt, war die erste Aufgabe gewesen für den Künstler, der sich mit menschlichen Gestalten beschäftigte; die Küste der Kyklopen „nach Homerischen Anlässen" die andere für den Landschaftsmaler. Die Zahl der eingelaufenen Concurrenzstücke zeugte wieder von erfreulicher Theilnahme; den Preis erhielt eine Zeichnung „Odysseus und Kyklop" von Martin Wagner aus Würzburg. Einen großen Theil des Progamms nimmt dann ferner der Versuch ein, „Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi zu restauriren und sich in Gedanken der Kunst dieses Urvaters, wie es sich thun ließe, zu nähern." Diese Arbeit sollte der Vorläufer einer ganzen Reihe ähnlicher sein; die Weimarischen Kunstfreunde gedachten, auf dem eingeschlagenen Wege fortschreitend, durch successive Behandlung des Pausanias und Plinius, besonders auch der Philostrate, die Künstler zu fördern und zugleich den Alterthumsforschern in die Hände zu arbeiten. Als Preisaufgabe für das nächstfolgende Jahr wurde „das Menschengeschlecht, vom Element des Wassers bedrängt", ausgewählt. Goethe und Meyer hatten aus den bisherigen Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen, daß eine allzu eng

*) III, 253 ff.

bestimmte Aufgabe den Künstlern nicht ganz zusage und die Sphäre ihrer Erfindungskraft beschränke; und so hatten sie diesmal einen Gegenstand ausgedacht, welcher dem Geiste einen freien Spielraum gewährte.

Gegen Ende des Jahres, am 18. December, erlitt Goethe einen Verlust, der, wenn er ihn einige Jahre früher getroffen hätte, freilich ungleich schmerzlicher gewesen wäre. Herder starb nach längerm Hinsiechen. Kränklichkeit und wohl auch das Gefühl, daß aus ihm nicht geworden war, was er werden konnte, hatten in der letzten Zeit alles Herbe, Verletzende, Verneinende, was in seinem übrigens so edlen Gemüthe lag, aufgeregt und verstärkt, so daß Goethe schon seit drei Jahren fast gänzlich seinen Umgang mied. Sie sahen sich das letzte Mal im Frühling dieses Jahres, während Goethe's Aufenthalt zu Jena, wohin Herder zur Einführung des Superintendenten Marezoll gereis't war. Goethe wünschte und hoffte damals eine Wiederannäherung; denn er hatte vernommen, wie günstig und einsichtsvoll sich Herder nach der Vorstellung der natürlichen Tochter über das Stück geäußert. *) Zusammen unter

---

*) Nach Falk (Goethe, aus näherm persönlichen Umgange dargestellt, Lpz. 1836. 2. Aufl. S. 153 ff.) nannte Herder die Natürliche Tochter „die köstlichste, gereifteste und sinnigste Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geistes, der die ungeheure Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höhern Ansichten entwickelt habe, zu deren Aufnahme die Menge freilich gegenwärtig kaum fähig sei.“ Die Stelle, wo Eugenie so unschuldig mit ihrem Schmucke spielt, indeß ein ungeheures Schicksal schon dicht hinter ihr steht, verglich er mit einem Ge-

einem Dache im Schlosse wohnend, wechselten sie „anständige Besuche", wie Goethe berichtet. Eines Abends fand sich Herder bei ihm ein und entwickelte, zu Goethe's innigster Freude, mit Ruhe und Reinheit die Vorzüge des Dramas. Aber diese Freude sollte nicht lange dauern; denn er endigte seine Kritik „mit einem zwar heiter ausgesprochenen aber höchst widerwärtigen Trumpf," wie es in den Annalen heißt, „wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstande vernichtet wurde." Goethe sah ihn an, ohne etwas zu erwiedern, und die vielen Jahre ihres Zusammenseins erschreckten ihn in diesem Symbol auf's Fürchterlichste.

---

dichte der griechischen Anthologie, wo ein Kind unter einem schroff-abhängenden Felsen, der jeden Augenblick den Einsturz droht, ruhig entschlafen ist. Im Ganzen aber, meinte er, sei der Silberbleistift Goethe's für das heutige Publicum zu zart; die Striche desselben seien zu fein, zu unkenntlich, zu ätherisch. Das an so arge Vergröberungen gewöhnte Auge könne sie zu keinem Charakterbilde zusammenfassen. Die jetzige literarische Welt, unbekümmert um richtige Zeichnung und Charakter, wolle durchaus mit einem reichergiebigen Farbenquast bedient sein. Uebrigens wünschte er nichts angelegentlicher als die Beendigung, eines Werkes, das er eben wegen seiner Einfalt und Zartheit und der Perlenebene seiner Diction, wie er es nannte, mit keinem jener Producte vertauschen möchte, die, in Farben schwimmend, die Ungewißheit ihrer Umrisse nur allzuoft durch ein glänzendes Colorit verbergen.

Viertes Capitel.

Die natürliche Tochter. Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen.

Bei Weitem die bedeutendste Frucht der im vorigen Capitel erzählten lyrisch-dramatischen Periode war die natürliche Tochter. Vergleicht man dieses Drama mit der Quelle, woraus der Dichter den Gegenstand geschöpft, den Memoiren der Prinzessin Stephanie Louise von Bourbon-Conti,*) so sieht man, wie frei er mit den Stoffe geschaltet und Alles ins Ideale hinauf geläutert hat. Statt der historischen Personen treten abstracte, symbolische Gestalten auf, die Zeit der Handlung ist eben so wenig als der Schauplatz bestimmt bezeichnet. In der Figur des Königs sind, was das geschichtliche Verhältniß zur Heldin des Stückes betrifft, Ludwig XV. und Ludwig XVI. zusammengefaßt, und besonders von dem Letztern einige Hauptcharakterzüge entlehnt. Aus dem Prinzen Ludwig Franz von Bourbon-Conti ist, mit bedeutender Veränderung seines Charakters und seiner politischen Stellung, der Herzog entstanden. Eine Frucht seines geheimen Liebesverständnisses mit der schönen Herzogin von Mazarin, die in dem Drama als „die Fürstin, die verehrte, nah verwandte,

---

*) Vergl. oben S. 81. Die Memoiren erschienen April und Mai 1799.

nun erst verstorbene" angedeutet wird, war die Prinzessin, in unserer Dichtung einfach Eugenie (die Gut- oder Edelgeborne) genannt. Nach den Memoiren lebte die Herzogin noch, als der Moment der Anerkennung der natürlichen Tochter sich näherte, während der Dichter sie jüngst verstorben sein läßt. Die Hofmeisterin des Drama's, die liebevolle Erzieherin Eugeniens, erscheint in den Memoiren als eine feingebildete, aber hartherzige, ränkevolle junge Wittwe, Namens Delorme, die ganz der Partei des Halbbruders der Prinzessin, des Grafen von Marche, zugethan ist. Um ihre Hand bewarb sich ein Herr Jaquet, Officier des königlichen Hauses, aus dem der Dichter, gleichfalls mit bedeutender Umformung des Charakters, den Secretär des Herzogs geschaffen. Am weitesten ist Goethe in dem Gerichtsrath von seinem historischen Vorbilde abgewichen, dem Procurator Antoine Louis B., nach der Schilderung der Memoiren einem gefühllosen, geizigen, bigotten, abergläubischen Menschen von widerlichem Aeußern. Die Heirath der Prinzessin mit ihm wurde durch die unwürdigsten Mittel erzwungen, während der Dichter Eugenien aus den edelsten Motiven dem Gerichtsrathe die Hand reichen läßt. Die übrigen Personen des Stückes, der Weltgeistliche, der Mönch, der Gouverneur, die Aebtissin sind rein symbolische Figuren. So hat also Goethe von jener dem Dichter zustehenden Freiheit, den vorgefundenen Stoff nach seinem Bedürfniß umzuschaffen, reichlichen Gebrauch gemacht.

Andererseits ließ er sich nicht leicht einen Zug aus der Wirklichkeit entgehen, welcher seinen Zwecken förderlich sein

konnte.*) Die Zerwürfnisse des Königs und seiner Großen, das offenbare Geheimniß von der Abkunft der Prinzessin, die Zärtlichkeit des Vaters, der Haß des Halbbruders gegen sie, die Uneinigkeit des Fürsten von Bourbon-Conti mit seinem Sohne, das Verhältniß von Herrn Jaquet zu Frau Delorme, die Huld des Königs gegen die Prinzessin, die Vorbereitungen zu ihrer feierlichen Vorstellung bei Hofe, ihre ritterlich-männliche Erziehung, die Macht geheimer Instructionen, die der Verstoßenen überall in den Weg tritt, und so viele andere geschichtliche Thatsachen sind in die Dichtung herübergenommen und ziehen sich als ein zusammenhaltender Faden durch das Ganze hindurch. Jedoch ist keines dieser Verhältnisse in der rohen Form der Wirklichkeit dargestellt; alle haben durch das poetische Läuterfeuer hindurchgehen müssen, und erscheinen von den Schlacken der Zufälligkeit gereinigt, in veredelter, idealischer Gestalt.

Die wichtigste Veränderung aber, die Goethe mit seinem Stoffe vorgenommen, besteht darin, daß er den ganzen Gegenstand aus seiner ursprünglichen Enge und Unbedeutsamkeit herausgerückt, daß er ihn zum Träger der großartigsten welthistorischen Verhältnisse gemacht hat. Der Handel, wie er in der Wirklichkeit vorging, gehört, nach Weber's treffender Be-

---

*) Vergl. zu dem Nächstfolgenden die „Vorlesungen zur Aesthetik“ von W. E. Weber (Hannover 1831) S. 77—192. Außer dieser tief eingehenden Erörterung von Goethe's Eugenie sind noch die betreffenden Vorlesungen in der Schrift von Rosenkranz: „Goethe und seine Werke“ mehrfach benutzt worden.

merkung, in das Gebiet gewöhnlicher Hof- und Familienränke. Goethe hat ihm die höchste politische Bedeutung geliehen; Eugeniens Loos ist bei ihm der Erisapfel, welcher unter dem bereits merkbaren Beben des gesammten Gemeinwesens zwischen zwei Parteien geworfen wird, die nur auf den Anlaß harren, um zu wildem Bürgerkriege loszubrechen und ihren Herrscher und das gesammte Vaterland an den Rand des Verderbens zu ziehen. Gerade der Umstand, daß sich an die Schicksale der natürlichen Tochter, durch eine zweckmäßige Umformung des Sujets, ein Gemälde der verschiedenen Phasen der Revolution anknüpfen ließ, war es, was unsern Dichter den Gegenstand aufgreifen ließ. Er bereitete sich darin, wie er selbst sagt, ein Gefäß, worin er schließlich seine Ansichten der französischen Revolution, ihrer Ursachen, ihres Verlaufs und ihrer Folgen niederlegen wollte. Die poetischen Werke, die er bisher diesem ungeheuern Phänomen in der Weltgeschichte gewidmet hatte, wollten ihm nicht genügen. Auf epischem Felde hatte er durch Hermann und Dorothea gewissermaßen mit der Revolution Frieden geschlossen. Er erkannte sie dort, wie Rosenkranz treffend sagt, „als eine unvermeidlich gewordene Katastrophe an, und waffnete sich gegen sie durch die Zuversicht, die er aus der unverwüstlichen Substanz des Menschengeistes herausnahm, welcher aus allen Verirrungen zum Gehorsam gegen die Gesetze der Natur und zur Ausgleichung der Eigenkraft mit den von außen auf ihn eindringenden Veränderungen sich zurückgewiesen sieht.“ Auch im Spiegel der dramatischen Poesie hatte er schon, wie uns bekannt ist, die grauenvolle Erscheinung aufzufassen und dadurch ihren beäng-

stigenden Eindruck zu mildern gesucht; allein er war damit selbst unzufrieden, und vermißte namentlich an jenen Versuchen „den geziemenden Ernst“. Jetzt endlich, durch Schiller's glänzenden Erfolg in dem höhern Drama angespornt, schickte er sich an, den Gegenstand, wie es die Größe und Würde desselben verlangte, in einer Tragödie, und zwar in einer Folge von mehreren Stücken, als Trilogie zu behandeln.

An eine solche cyklische Darstellung hatte er schon, wie wir wissen, bei seiner Iphigenie gedacht, und sich näher noch mit dieser Behandlungsweise durch die lebhafte Theilnahme an Schiller's Wallenstein befreundet. Allein seine Tragödie sollte dem Begriff der Trilogie vollständiger, als die Wallenstein'schen Dramen, genugthun. Jedes ihrer drei Stücke sollte für sich selbst ein größeres, selbstständiges Drama, und alle drei zusammen sollten ein abgerundetes höheres Ganze bilden. In Beziehung auf diesen höheren Organismus ist das uns fertig vorliegende Stück, welches mit der Einwilligung Eugeniens in die Heirath mit dem Gerichtsrath schließt, nach Goethe's eigenem Geständnisse, nur die Exposition.

Ueber den Inhalt, welcher dem zweiten Drama zugedacht war, hat uns Goethe zwar nur skizzenhafte, aber doch zureichende Andeutungen hinterlassen, um uns von dem Gange desselben im Allgemeinen eine Vorstellung zu geben. Der erste Aufzug exponirt in Gesprächen, theils des Secretairs mit der Hofmeisterin, theils des Herzogs mit dem Grafen (einem Freunde des Königs), den politischen Zustand und deutet auf eine bevorstehende, wichtige und gefährliche Epoche. Gegen den milden, kinderlosen König, der dem Volke herzlich zuge-

than ist, hat sich im Stillen eine Partei unter der hohen Aristokratie gebildet. Sie strebt durch Intrigue und Gewaltthätigkeit nach Herrschaft und Genuß; ihr Opfer ist auch Eugenie geworden. Indem aber die Aristokratie den König umgarnt und unschädlich zu machen sucht, ahnt sie nicht, daß ihr der mächtigste und gefährlichste Feind von unten auf, aus dem Volke, erwächst. Der zweite Aufzug beginnt idyllisch auf dem Landsitz des Gerichtsrathes, wo Eugenie schon manche Verbesserungen getroffen; aber selbst in ihre traulichen Gespräche mischt sich die Betrachtung der öffentlichen Zustände, die der Gerichtsrath mit begeisterten Hoffnungen, Eugenie mit düsterer Besorgniß ansieht. Ihre Unterredung wird durch die Ankunft von Gästen gestört, worauf sich Eugenie entfernt. Es finden sich zu einer geheimen Conferenz mit dem Gerichtsrath ein Sachwalter, ein Soldat und ein Handwerker ein, wieder sämmtlich symbolische Figuren, Vertreter von ganzen Volksklassen und Ständen. Der Gerichtsrath eröffnet die Besprechung mit einer Darstellung der augenblicklichen Auflösung der politischen Verhältnisse und ermahnt zu patriotischem Zusammenhalten durch Föderalismus; er gehört zu den aufrichtigen, idealisirenden Freiheitsfreunden, wie ihrer so viele den Beginn der französischen Revolution mit froher Hoffnung begrüßten. Aber in dem Gespräche zeigt sich, daß die andern Stände, die von dem Grundbesitz ausgeschlossen waren, durch die Revolution die Vortheile der bisherigen Besitzer an sich reißen möchten; die Versammlung geräth in Streit und lös't sich auf. Eugenie, durch ihre heftigen Discussionen neugierig gemacht, erkundigt sich beim Gerichtsrathe, erfährt näher den

Zustand des Staates und die Absichten der Parteien, entsetzt sich über die Entdeckung, und beschließt zuletzt in einsamem Selbstgespräch, nach der Hauptstadt zu fliehen und dem König zu Hülfe zu eilen.

Ueber den dritten Aufzug haben sich nur schwache Andeutungen erhalten. Er führt uns auf einen Platz in der Hauptstadt, wo der Weltgeistliche, die Hofmeisterin, der Secretair, der Handwerker, der Herzog, Volk und zuletzt auch Eugenie auftritt. Die Revolution scheint in voller Entwicklung begriffen, der Herzog als ein edler gehaltener Louis Philipp Egalité sich auf die Seite des aufrührerischen Volkes gestellt zu haben. Dann findet im Palais des Herzogs eine Zusammenkunft Eugeniens mit dem Könige und zuletzt, wie es scheint, Eugeniens Verhaftung statt. Der vierte Aufzug versetzt uns in einen Kerker. Hier finden wir den Grafen, aus der Höhe des Lebens in die Tiefen der Gefangenschaft hinabgesunken; er spricht seine Sorge für den König aus. Zu ihm kommen noch der Gouverneur und die Aebtissin, aber auch der Weltgeistliche, der Mönch, die Hofmeisterin, der Secretair, Eugenie, ja selbst der Handwerker; und dies beweist, daß die Revolution bereits ihr höchstes Stadium erreicht. „Die Masse wird absolut," wie Goethe dieses Stadium selbst charakterisirt, „sie vertreibt die Schwankenden, erdrückt die Widerstrebenden, erniedrigt das Hohe, erhöhet das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen." In dem fünften Acte fehlt uns jede Anschauung des Einzelnen. Es sollten darin der Handwerker, Sachwalter, Soldat, Gerichtsrath und Eugenie auftreten, mannigfach im Dialog combinirt; der Ort der Handlung ist nicht angegeben.

Aus dem in den neuesten Ausgaben von Goethe's Werken veröffentlichten Schema für die Fortsetzung der natürlichen Tochter, dem wir in dem Vorhergehenden genau folgten, geht deutlich hervor, daß er in den Annalen entweder aus undeutlicher Erinnerung berichtete, oder einen andern Plan für die Fortsetzung vor sich hatte, wenn er sagt: „Der zweite Theil sollte auf dem Landgute, dem Aufenthalt Eugeniens, vorgehen; der dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett (aus dem ersten Theil) freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben.“ Wahrscheinlich entschloß er sich, weil man dem ersten Stück einen zu langsamen Gang, eine zu große Ausführlichkeit vorgeworfen hatte, den ursprünglich auf die zwei andern Stücke vertheilten Stoff in eines zusammenzudrängen; und so entstand wohl das in den jüngsten Ausgaben der Goethe'schen Werke mitgetheilte Schema. Riemer vermuthet, daß das Gedicht „Wanderer und Pächterin“ in Bezug zu unserm Drama stehe. Wenn sich dieses so verhält, so wäre damit wohl ein Wink über den projectirten Abschluß des Ganzen gegeben, welcher sich hiernach idyllisch gestaltet und an den Ausgang und die Schlußlehre von Hermann und Dorothea erinnert hätte.

Nach diesen Andeutungen über den Gesammtinhalt der Trilogie wird der Leser sich selbst sagen, wie sehr die Nichtvollendung derselben zu bedauern ist. Freilich ein lebendiges, bewegungsreiches, markiges Bild der Revolutionsepoche durfte man von Goethe in diesem Alter nicht mehr erwarten; jene Fülle und Energie der Darstellungskraft, womit er einst die

Volksscenen seines Egmont hingeworfen hatte, war versiegt. Aber welches Licht würde er über das dunkle Getriebe ausgegossen, mit welcher Einsicht die wirksamsten Factoren aus dem verworrenen Ganzen hervorgehoben, mit welcher Kunst die verwickelten Erscheinungen entfaltet und übersichtlich gruppirt, welche Fülle von Weisheit, von Lehren und Warnungen in sein Werk verwebt haben! Er selbst suchte die Ursache der Nichtvollendung darin, daß er den großen, unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theile hervorzutreten, ehe das Ganze fertig war. „Ich nenne den Fehler unverzeihlich," sagt er in den Annalen, „weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der sich indeß ganz vernünftig erklären läßt. Einen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Eben so bedeutsam ist das Märchen, man müsse, bei wunderhafter Wagefahrt nach einem Talismann, in entlegensten Bergwildnissen unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden. Indessen war's geschehen und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich manchmal wie unstäte Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen." Mag es sein, daß die voreilige Veröffentlichung des ersten Stückes nachtheilig wirkte, so ist das Unterbleiben der Vollendung doch zum Theil gewiß auf Rechnung der Beschaffenheit des Stoffes zu setzen, welcher den weitern Stücken zu=

gedacht war. Goethe mußte fühlen, daß diesem Gewühle sich drängender und überstürzender Begebenheiten, diesen furchtbaren Auftritten, diesen hochtragischen Motiven sein jetzt schon mächtig zu ruhiger Contemplation sich hinneigendes, immer apprehensiver werdendes Gemüth nicht mehr recht gewachsen sei. Im August 1804 schrieb er an Zelter, er fühle sich bisweilen versucht, den ersten Theil zu eigentlich theatralischen Zwecken zu zerstören und aus dem Ganzen der erst intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen. Er besorgte jedoch, es möchten die Situationen, die nach der ersten Anlage vielleicht zu sehr ausgeführt seien, nunmehr allzu skizzenhaft erscheinen. Zehn Jahre später äußerte er gegen Falk, er sei so völlig von dieser Arbeit zurück, daß er damit umgehe, auch sogar den Entwurf des Ganzen unter seinen Papieren zu zerstören, damit nicht nach seinem Tode ein Unberufener sich an die Fortsetzung mache. Im Jahr 1823 gestand er indeß, er bilde diese Fortsetzung noch immer in Gedanken aus, ohne aber den Muth zu gewinnen, sich im Einzelnen der Ausführung zu widmen. Im Jahre 1831 endlich schrieb er an Zelter: „An die natürliche Tochter darf ich gar nicht denken; denn wie wollte ich mir das Ungeheuere, das da gerade bevorsteht, wieder ins Gedächtniß zurückrufen?"

Obwohl uns nun, dieser unterbliebenen Vollendung wegen, über die volle Bedeutsamkeit und den ganzen Werth des fertig gewordenen ersten Stückes kein Urtheil gestattet ist, indem in der Trilogie, wie in einem dreitheiligen musikalischen Ganzen, die einzelnen Stücke sich vor- und rückwärts auf einander beziehen, einander erklären, ergänzen und heben: so darf uns

dieses doch nicht abhalten, das erste Drama an den Maßstab einer vollendeten Tragödie zu legen, da doch auch wieder jedes der drei Stücke, die einen Cyklus bilden, für sich bis auf einen gewissen Grad ein selbstständiges, künstlerisch abgegränztes Ganze darstellen muß. In der That läßt auch das vorliegende Drama keineswegs die wünschenswerthe Einheit und Abrundung vermissen. Eine mit körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattete Jungfrau aus fürstlichem Geschlechte, die ihre Kindheit in halber Verborgenheit verlebt hat, steht auf dem Punkte, zu der ihr gebührenden glänzenden Stellung erhoben zu werden; da stürzt sie, zum Theil durch eigene, jedoch schwache Verschuldung, zumeist aber durch Verkettung unglücklicher Umstände, von ihrer Höhe herab und wird gezwungen, sich die Rückkehr zu ihrem frühern Standpunkt durch die Ehe mit einem unebenbürtigen, wenn gleich edelgesinnten Gatten zu verschließen. Die Höhe des Sturzes, die außerordentlichen Umstände, womit er in Verbindung steht, der sittliche Werth der Person, die von dem Unglück betroffen wird, ihr Geschlecht, ihre Jugend, ihre äußern Vorzüge, ihre geringe Verschuldung, die gewaltsame Trennung der Tochter von dem liebenden Vater — Alles vereinigt sich, das Ereigniß zu einem vollkommen tragischen zu machen. Um die Heldin des Stückes ist ein Kreis bedeutender Charaktere gestellt: ein König, der durch manchen Charakterzug an jenen gekrönten Märtyrer erinnert, der unter der Guillotine seine edle Seele aushauchte, ein Herzog, in dem nicht bloß das Bild eines zärtlichen Vaters, sondern auch eines hochsinnigen Edel- und Staatmannes dargestellt ist, ein Graf als Musterbild treuer Anhänglichkeit an seinen Monarchen;

und selbst den drei Mittelspersonen des Gewaltstreiches, wodurch Eugeniens Unglück herbeigeführt wird, muß man einen Antheil höherer und edlerer Denkart zuerkennen. Mit Recht macht Weber auf diesen Grundzug in Goethe's Dichtungen besonders aufmerksam, daß er selbst die Vertreter des bösen Princips nicht unedel und verächtlich darzustellen pflegt. „Nichts steht mit Goethe's Gesinnung, wie sie in seinen Werken sich überall offenbart, in so vollkommenem Gegensatze, als das Rohe und Gemeine; er hat nie ohne Noth und stets in einer höchst mäßigen, zurückhaltenden Anwendung diese ungeschlachten Elemente in seine Productionen zugelassen; in der hohen Tragödie hat er sich ihrer gänzlich enthalten. Selbst das Böse, soweit es in die Maschinerie seiner Dramen einwirkt, ist von jedem Beischmack des eigentlich Rohen frei gehalten; es erscheint furchtbar, aber nicht verächtlich. So steht auch in der natürlichen Tochter die feindselige Kraft, welche die unglückliche Jungfrau so erbarmungslos aus dem Wege drängt, nicht als grobe Selbstsucht da, sondern sie wirkt als eine in Zeiten tumultuarisch gährenden Dranges mit den Mitteln, die ihr zu Macht und Ansehen dienen können, haushälterisch geizende, mehr der Nöthigung gebieterischer Umstände, als einem unmenschlichen Hasse wider ein harmloses Wesen gehorchend. Wir sehen den Sekretair als eine tüchtige, gesunde, praktische Natur, welche die Welt nimmt, wie sie liegt, nicht ohne den zarteren Bedürfnissen des Geistes und Herzens zu huldigen; wir freuen uns der ungeheuchelten Anghänglichkeit der Hofmeisterin an ihren Zögling, wir beklagen die wohlgesinnte Frau, wenn die Sophistik eines überlegenen Verstandes ihrem wider-

strebenden Gefühle jeden Ausweg abschneidet; wir folgen mit jener lebhaften Theilnahme, welche jede selbstständige, energische und sinnreiche Wirksamkeit eines weit umfassenden Verstandes zu gewinnen pflegt, dem Unterrichte, welchen der Weltgeistliche in den Künsten des Machiavelli ertheilt." Durchaus schön und würdevoll ist endlich der Gerichtsrath gehalten, der wenigstens durch Adel der Gesinnung und Bildung der Jungfrau ebenbürtig ist, die ihm die Hand reicht.

Ungeachtet solcher Vorzüge hat es dem Stücke von Anfang an nicht an Tadlern gefehlt. Man vermißte darin das rechte Leben, man fand es zu gedehnt, zu wenig theatralisch; man behauptete, es fehle ihm an Wärme und Energie, es sei „marmorglatt, aber auch marmorkalt"; man erklärte es für zu vornehm, und Gervinus namentlich findet darin nur Diplomatie. Was den Vorwurf zu großer Gedehntheit betrifft, so scheint diesen Goethe selbst nicht abzuweisen, und er erklärt sich die Ausführlichkeit daraus, daß er unter allerlei „Tumulten" das Stück fortgeführt habe. Da ihm das Ganze vollkommen gegenwärtig gewesen sei, so habe er am Einzelnen, wie er ging und stand, weiter arbeiten können, und dabei sich nun auf den jedesmaligen besondern Punkt concentrirt, der in die Anschauung treten sollte. Zur richtigen Beurtheilung der Frage, ob das Drama theatralisch sei oder nicht, muß man nothwendig das Publikum, wofür es berechnet ist, in Betracht ziehen. Allerdings eine Zuschauermasse, der sich nur durch eine lebhaft spannende Handlung, durch ein Getümmel bunter Erscheinungen, durch eine rasche Folge effektvoller Scenen Antheil abgewinnen läßt, wird unser Stück nicht theatralisch

finden; aber edlere, bildungsreichere Zuhörer, welche mit Genuß eine feine, sinnreiche, gefühlvolle Entwickelung gemüthlicher, den Tiefen der menschlichen Brust abgelauschter Verhältnisse verfolgen, möchten in dieser Beziehung wohl anders urtheilen. Goethe pflegte bei seinen dichterischen Produktionen zunächst an den Kreis, der ihn umgab und den er sich zugebildet hatte, an Weimar zu denken; und wie viel war hier nicht in den letzten Jahren durch Aufführung Schiller'scher und Schlegel'scher Stücke, durch Uebertragung französischer Tragödien, durch Uebung der Schauspieler in der rhythmischen Sprache des höhern Kothurns geschehen, um das Theaterpublikum für den Genuß eines Dramas, wie die natürliche Tochter ist, vorzubereiten! Wer dem Stücke Mangel an Wärme vorwirft, den verweisen wir nur auf den dritten Akt, wo der Herzog durch den Weltgeistlichen die erdichtete Geschichte von Eugeniens Tode erfährt. Wahrlich, mit dieser Partie können sich nur wenige Stellen anderer Tragödien an Wärme des Gefühls, an pathetischer Kraft messen. Vornehm, diplomatisch ist allerdings die ganze Haltung unsers Stückes. Aber mit Recht fragt Rosenkranz: Kann der erste Theil anders als diplomatisch sein? Mußte nicht das Tumultuarische in dem Kraftdrang ungebändigter Naturen den spätern Stücken aufbehalten bleiben? Müssen nicht die Könige, die Hofleute eine feingebildete, diplomatisch gewandte Sprache reden, wo ein Staat mit dem Maß der individuellen Bildung das Maß der Freiheit, welches seine bestehende Verfassung gewährt, schon überschritten hat? Wie kann man dem Gebildeten die Bildung, dem Hofmann das Höfische zum Vorwurf machen?

Dem mannichfachen Tadel, den unser Stück erfahren hat, mag wohl bei Vielen ein richtiges Gefühl zu Grunde liegen, welches nur nicht zu klarem Bewußtsein gekommen ist, nämlich daß Goethe hier in seiner symbolischen Richtung zu weit gegangen. Wir wissen bereits, von wann sich diese Neigung datirt. Zum Durchbruch kam sie auf seiner letzten Schweizerreise, so wie er auch damals ihrer sich selbst bestimmt bewußt wurde. Bis auf einen gewissen Grad ist alle wahre Poesie symbolisch; das Einzelne, das Individuelle, das sie uns vorführt, ist immer der Repräsentant von etwas Allgemeinem. Allein der ächte, der naive Dichter stellt, ohne daß er es weiß und will, in dem Besondern das Allgemeine dar; und dieses klingt in jenem nur dunkel, aber um so reicher mit an. Der ächte Dichter strebt mit Bewußtsein nach individueller Charakteristik, und die Idealität gesellt sich seinem Werke von selbst zu, in dem Maße wie er eine wahrhaft dichterische Weltanschauung hat. So war es in Goethe's frühern Werken. Seit jener Epoche aber arbeitete er zu absichtlich auf symbolische Darstellung hin. So wie sein Geist mit zunehmenden Jahren in immer höhere und ruhigere Regionen eines beschaulichen Quietismus sich erhob, verloren seine poetische Gestalten an plastischer Bestimmtheit und wurden immer mehr zu ätherischen Gebilden. Die Idealität begann die Individualität zu überragen. Weber hat sich bemüht, beim vorliegenden Stücke aus der Natur des Stoffes diese Erscheinung zu erklären und zu rechtfertigen. „Die ganze unserm Andenken zu nahe liegende Periode," sagt er, „welche der französischen Umwälzung voranging, ist an poetischem In=

teresse nackt und kahl wie keine andere der Völkergeschichte (?); die Figur Ludwig's XV. steht in den Annalen seines Reichs in furchtbarer Kläglichkeit und Entwürdigung da, welche ohne die schmählichste Lüge durch den Griffel keiner Dichtkunst zu heben wäre; Fürst Conti, so rechtschaffen und achtbar er in Hinsicht seiner bürgerlichen Ansichten gewesen sein mag, tritt in persönlicher Gewichtigkeit keineswegs also hervor, daß sie ihm zu der Rolle eines tragischen Helden verhelfen konnte; hätte auch aus dem brutalen Grafen von Marche sich ein Bühnenbösewicht einigermaßen zurichten lassen, die Prinzessin selbst, als die gräßliche Katastrophe ihrer bürgerlichen Austilgung sie ergriff, war noch ein Kind; ihr Schicksal hätte rühren, nicht ihr Charakter auch durch Adel und Hoheit überwältigen können. Da mußte ein Genius wie Goethe empfinden, daß es nur einen halben und verworrenen Theatereffekt hervorbringen konnte, die historischen Namen und Anspielungen in das Drama nachzuschleppen, während wenigstens, und in nicht geringem Umfange, eine theilweise Umgestaltung der persönlichen Verhältnisse unerläßlich blieb; er verzichtete auf den möglichen Gewinn, der aus dem Eindrucke des etwa Beibehaltenen auf die Gemüther der Menge zu ziehen war; er wollte mit reiner Kunst den Beifall des reinen Geschmackes erwerben. Im Sinne jener griechischen Meister, als deren vollbürtigen Geistesgenossen wir ihn in der Iphigenie und im Tasso erkennen, schuf er auch in der natürlichen Tochter eine Reihe idealischer Gestalten, die in jeder Hinsicht vollendete Typen des abstrakt Charakterischen sind." Allein, abgesehen davon, daß Weber hier die Untauglichkeit des Stoffes zu einer

concretern Behandlung übertrieben darstellt, so gibt uns die Kraft, womit Goethe eine einmal eingeschlagene Richtung zu verfolgen pflegte, die Bürgschaft, daß er um diese Zeit auch auf einen Gegenstand von anderer Art die symbolisirende Manier angewendet haben würde; zeigt sich doch auch in der Mythik der Pandora, in der Allegorik des Epimenides, in der Symbolik des zweiten Theils von Faust, wie entschieden und anhaltend er in dieser Richtung fortging.

Ehe wir von dem Drama Abschied nehmen, gedenken wir noch einer die Heldin desselben betreffenden interessanten Mittheilung Varnhagen's von Ense. Man hat mehrfach den Zweifel aufgeworfen, ob nicht die Memoiren der Stephanie Louise von Bourbon-Conti erdichtet seien, und die Person selbst, die sich als Verfasserin angibt, gar nicht existirt habe. Nun erzählt aber Varnhagen *) von einer Madame Gnachet, einer durch die mannichfachsten Talente ausgezeichneten Dame, die unter den vielen andern französischen Ausgewanderten in Deutschland eine Zuflucht gegen Noth und Elend suchend, nach Berlin kam. Sie machte die feinsten Handarbeiten, künstliche Bildwerke von Thon und Teig, zeichnete und malte, übte Musik und las ihre Dichter mit bewundernswürdigem Ausdruck vor. Aber sie verstand auch mit Pferden rüstig umzugehen, zu reiten, zu fahren, ja sogar zum Hufbeschlag und Wagenschmieren bekannte sie ihre zarten Hände nicht ungeübt. Im Stichfechten und Pistolenschießen war sie bereit, es mit jedem Manne aufzunehmen. Auf näheres Befragen

---

*) Vermischte Schriften III, 24.

vertraute sie Rachel Levin, der nachherigen Frau Varnhagen von Ense, sie sei aus dem Hause Bourbon, dem Makel unehelicher Geburt durch königlichen Machtspruch enthoben, aber durch ein feindliches Familienverhältniß dieses Vortheils beraubt worden, bis die Revolution gekommen und Allen zum Verderben geworden sei. Ihr Vater habe sie Alles lernen lassen, was ein Mädchen, und zugleich was ein Knabe wissen solle, und ihr die besten Lehrer in allen Fächern gehalten; unter Andern rühmte sie sich J. J. Rousseau's Unterricht genossen zu haben. In ihren Gesichtszügen war in der That eine große Aehnlichkeit mit den Bourbonen auffallend. Sie verließ Berlin bald wieder, um nach Rußland zu reisen, lebte aber in den Jahren 1800 und 1801 wieder in Mecklenburg und Holstein bei ihrer Freundin, der Fräulein von Schuckmann, reis'te dann nach Paris, wo unter Bonaparte's Consulate günstigere Hoffnungen für die Ausgewanderten aufzugehen schienen, und knüpfte hier Bekanntschaft mit Friedrich Schlegel an. Sie durfte in Paris nicht bleiben und ging später wieder nach Rußland, wo sich ihr Lebensfaden verliert. Sie erzählte Schlegeln unter Anderm, daß sie auf ihren frühern Irrfahrten auch nach Weimar gekommen sei, und dort ihre Kenntnisse der Chemie zum Behuf eines bedeutenden Unternehmens habe anwenden wollen. Des Herzogs Günstling und Rathgeber (Goethe) habe jedoch den Plan für eine Schwindelei gehalten, das Gesuch sei abgewiesen, und ihr selbst der längere Aufenthalt in Weimar nicht gestattet worden. Goethe ahnte nicht, daß er ein Unglück, dessen geistige Betrachtung ihm so lebhaften Antheil und Mitleid eingeflößt hatte, in der Wirklichkeit noch

vermehrte! Als ihm dieser Umstand lange nachher zufällig eröffnet wurde, schien er von dem unerwarteten Zusammenhange tief ergriffen, sagte aber kein Wort, sondern ging ernst schweigend mehrmals im Zimmer auf und nieder, bis er mit gewaltsamem Entschluß plötzlich das Gespräch auf etwas Anderes hinlenkte.

Des verwandten Gegenstandes wegen reihen wir hier eine kurze Besprechung der im Jahre 1803 unternommenen Umformung des Götz von Berlichingen an, wenn gleich die Hauptarbeit daran und die Vollendung derselben in's nächstfolgende Jahr fällt. Der Gedanke zu dieser dritten Bearbeitung *) ging, wie uns schon bekannt ist, aus dem Plane hervor, in Verbindung mit Schiller allmählig ein würdiges Repertorium des deutschen Theaters zu schaffen. Die zweite Bearbeitung (das Schauspiel) genügte nicht seinen gegenwärtigen Anforderungen an ein bühnengerechtes Drama, und so beschloß er, sich nochmals an dem Jugendwerke, wie fern es seiner jetzigen Empfindungs- und Ausdrucksweise lag, zu versuchen.

Was uns an der dritten Bearbeitung, die wir kurz das Bühnenstück nennen wollen, beim ersten Anblick auffällt, ist eine veränderte Abtheilung in Aufzüge. Der erste Akt schließt nicht, wie im Schauspiel mit der Entlassung Weislingens aus der Gefangenschaft bei Götz, sondern mit der durch Carl und Marie vermittelten Versöhnung von Götz und Weislingen. Dadurch scheint uns der Uebelstand, auf den

---

*) Vergl. Thl. II. S. 80 ff.

wir früher schon bei dem Schlusse des ersten Actes im Schauspiel aufmerksam machten, *) noch gesteigert. Denn nun schließt der erste Aufzug, ohne die geringste Spannung im Zuschauer zurückzulassen. Der zweite hebt sodann mit dem Auftritt an, wo Weislingen Marien seine Liebe betheuert und endet mit Scenen, die im Schauspiel fehlen: Götz nimmt Nürnberger Kaufleute gefangen. Der dritte Act beginnt ungefähr wie im Schauspiel, schließt aber weit früher mit den Scenen, wo Götz sich aus dem Kampf in offenem Felde in sein Schloß zurückzieht. Die Vermählung Mariens mit Sickingen, die Belagerung, die Capitulation, die Gefangennahme Götzens, die im Schauspiel noch zum dritten Act gehören, sind im Bühnenstück in den vierten verlegt. Dieser enthält außerdem, nach einigen neu hinzugekommenen Scenen, die uns Adelheid, Weislingen und Franz vorführen, noch die Auftritte zu Heilbronn bis zu Götzens Befreiung durch Sickingen. Die übrigen Scenen, welche im Schauspiel die letzte Häfte des vierten Actes bilden, sind im Bühnenstück ausgefallen. In diesem finden wir im Beginn des fünften Actes Götz mit Georg auf der Hirschjagd, wo ihn die aufrührerischen Bauern treffen und ihm die Hauptmannsstelle antragen.

Aber nicht bloß in der Eintheilung, auch sonst hat das Drama bei der Bearbeitung für die Bühne große Veränderungen erfahren. Die humorreichen Scenen am Hofe zu Bamberg, der witzige Liebetraut, der pedantische Olearius, das massive Weinfaß von Fulda sind gänzlich ausgeschieden wor-

---

*) Vergl. Thl. II, S. 85.

den; so sehr war es dem Dichter um Herstellung einer compacteren, einheitvolleren dramatischen Handlung zu thun. Ueberall sieht man, wie er sich bemüht hat, wenigstens die stärksten Verstöße gegen die Gesetze der Zeit- und Ortseinheit zu beseitigen. Dann ist auch an die Motivirung größere Sorgfalt verwendet. Wir machen nur auf Sickingen's Heirathsantrag im dritten Acte (am Schlusse des siebenten Auftritts) und auf Götzens Uebernahme der Hauptmannsstelle bei den rebellischen Bauern aufmerksam. Ließ uns der Dichter noch im Schauspiel über das Motiv dieser Uebernahme im Zweifel,*) so zeigt er hier aufs Bestimmteste, daß ihn nicht die Furcht dazu bewog. Zweierlei bestimmt Götz im Bühnenstücke zur Annahme des Antrags: seine Sehnsucht nach Thätigkeit, und Stumpf's Vorstellungen von all dem Unglück, das in seiner Macht stehe zu verhüten. Das erste Motiv ist durch die unmittelbar vorhergehende Scene vorbereitet, welche diesem Zwecke augenscheinlich ihr Entstehen verdankt. Götz setzt mit seinem lieben Georg einem Hirsche nach bis an die äußerste Grenze seines Bannkreises. Auf die Frage Georg's, ob er die Beschränkung, daß er nicht hinüberdürfe, mit Gelassenheit ertrage, antwortet er: „Mit Gelassenheit? Nein! So oft ich in die Ferne sehe, fühle ich mich von unwillkürlichem Krampf ergriffen, der mich vorwärts treibe u. s. w.“ Das zweite Motiv findet an Stumpf ein beredtes Organ und tritt viel bedeutender hervor als im Schauspiel. Damit man aber ja nicht glauben solle, daß Furcht zu Götzens Entschluß mitge-

---

*) Vergl. Thl. II. S. 88.

wirkt habe, so hat der Dichter eine Situation hiezu erdacht, worin Götzens Todesverachtung recht ins Licht tritt. Da er sich bedenkt, fällen die Aufrührer im Kreise ihre Spieße gegen ihn. Aber jetzt bricht sein Grimm gegen sie los: „So! So recht! Die Stellung ist mir willkommen! Um desto freier kann ich sagen, was ich von Euch denke u. s. w." Erst, als sie nach und nach, durch die Hoheit seiner Erscheinung überwältigt, die Spieße wieder aufgerichtet haben, erklärt er sich unter gewissen Bedingungen zur Annahme der Hauptmannsstelle bereit.

Ferner sind vielfache Derbheiten und übertrieben scheinende Naivetäten in dem Bühnenstücke gemildert oder getilgt, und endlich mehrere Charaktere weiter ausgeführt und detaillirt. So erschien Selbitz in dem Schauspiel als eine Nebensonne zu Götz, in matterm Glanze, sonst aber in den Hauptzügen ihm verwandt. In dem Bühnenstück löst sich sein Charakter durch komische Zuthaten entschiedener von dem des Haupthelden ab und ist zugleich bedeutsamer geworden. Sein erstes Auftreten ist hier ungemein anziehend und charakteristisch gehalten, wenn gleich der Ton des Dialogs nicht mit dem Gesammttone der Dichtung harmonirt. Er erscheint als ein treuherziger Hans ohne Sorge, durch „ein Kleeblatt verwünschter Ritter" (Würfel) fast bis aufs Hemd ausgezogen, so daß ihm Götzens Hausfrau mit nicht weniger, als mit Allem aushelfen muß. Auch Götzens Charakter, und noch mehr der seiner Frau hat eine andere Färbung bekommen. Die Elisabeth, die wir im Bühnenstück in der achten Scene des zweiten Actes mit Selbitz in spielend coupirtem Dialog begriffen finden, ist nicht mehr Götzens schlichte, einfache Hausfrau. Vor Allem aber sind

die Umbildungen, welche dem Charakter der Adelheid zu Theil geworden, bedeutend, und nehmen einen großen Raum ein. In der ältern Bearbeitung beruhte ihre zauberische Gewalt hauptsächlich auf ihren äußern Reizen, welche der Dichter natürlich nur mittelbar, durch ihre Wirkungen, darstellen konnte. Im Bühnenstück ist ihr eine liebenswürdige, verführerische Etourderie geliehen, die sich unmittelbar darstellen ließ und jene Wirkungen uns begreiflicher macht. Sehr ansprechend ist die Scene, wo sie dem schwachen Weislingen, der aber beim Kaiser viel vermag, eine ganze Reihe von Verwandten und guten Freunden, lauter unfähige oder unwürdige Menschen, zur Anstellung im Executionsheer vorschlägt, den Edlen von Wanzenau, den von Blinzkopf u. s. w. Weislingen befürchtet alle die Namen zu vergessen; sie verspricht ihm einen Staar abzurichten, der ihm die Namen immer wiederholen und „bitte, bitte" hinzufügen soll. Kaum ist Weislingen weg, so kommt Franz. Sie versucht gleich, ob sie durch ihn sich den Staar nicht ersparen kann; und er, durch die Liebe zu einem gelehrigen Schüler gemacht, extemporirt alsbald die versus memoriales:

Beim alten Herrn von Wanzenau
Gedenk' ich meiner gnäd'gen Frau;
Beim Marschall, Truchseß, Kämmerer, Schenken,
Muß ich der lieben Frau gedenken u. s. w.

Nach Götzens Gefangennahme sehen wir sie vermummt mit einem Maskengefolge auftreten, aber unter diesen scheinbar leichtsinnigen Zerstreuungen von weitaussehenden ehrgeizigen Entwürfen bewegt. Von hinreißender Gewalt ist die Abschieds=

scene zwischen ihr und Franz, wo dieser sich, um den Preis ihrer höchsten Gunstbezeugung, mit dem Fläschchen zur Vergiftung seines Herrn auf den Weg macht und bald darauf eine schwarze vermummte Gestalt mit Strang und Dolch sich in das Schloß hereinschleicht. Vorbereitet sind diese Scenen durch eine frühere kurze, worin vier Boten des heimlichen Gerichts von den vier Himmelsgegenden an derselben Stelle zusammentreffen und sich mit geheimnißvollen Worten begrüßen. Dafür ist aber die Sitzung der heiligen Vehme, die sich in den ältern Bearbeitungen findet, ausgefallen.

In der Ausdrucksweise stechen diese neuen Partien seltsam gegen die alten Theile ab, so daß das Bühnenstück, was den Styl betrifft, durchaus nicht wie aus einem Guß erscheint, sondern den Eindruck des Zusammengestückten macht. Es ist merkwürdig, in welchem Grade der Dichter in spätern Jahren unfähig war, auch nur in dergleichen Einschiebseln den jugendlichen Genius zurückzubeschwören. Man sollte denken, der Geist und Ton des Ganzen hätte ihn für eine so kurze Zeit aus dem augenblicklichen Bannkreise emporheben und tragen müssen. Er scheint also die Fähigkeit, deren er sich irgendwo rühmt, einen Menschen, den er nur eine halbe Stunde sprechen gehört, ganze Stunden in seiner eigenthümlichen Art sprechend nachzuahmen, damals nicht mehr besessen zu haben. Wie schlecht stimmt es zu den naiven, kräftigen Tönen der Jugenddichtung, wenn Marie in dem Bühnenstück ihren Bruder und Weislingen mit den Worten zusammenführt: „Nähert euch, versöhnt, verbündet euch! Einigkeit vortrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch," oder wenn Götz bei

Tisch zu den Seinigen sagt: „Von diesem spärlichen Mahle wendet den Blick hinauf zu euerem Vater im Himmel u. s. w. Laßt uns, meine Kinder, nach guter alter Sitte bei Tisch nur des Erfreulichen gedenken. Und wenn uns dießmal die Gefahr zusammenbringt, wenn sie Herrn und Knechte an Einen Tisch versammelt, so laßt uns erwägen, daß Lebensgenuß ein gemeinsam Gut ist, dessen man sich nur in Gesellschaft erfreuen kann." — Und selbst, wo der Dialog in den neuen Scenen frisch und lebhaft ist, haftet ihm doch etwas Glattes, Feines, Geziertes an, das an den Dichter der natürlichen Tochter erinnert.

So konnte also unmöglich diese dritte Bearbeitung, schon ihres buntscheckigen Ansehens wegen, Goethen zu eigener Befriedigung gereichen. „Ueberdieß blieb," wie er selbst sagt, „das Stück immer noch zu lang; in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der fließende historische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indessen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverlust und sonstige Unbilden."

Fünftes Capitel.

Frau von Stael, Benjamin Constant, Johannes Müller u. A. zu Besuch. Theilnahme an Schiller's Tell. Interesse für Calderon. Beschäftigung mit dem Götz. Arbeiten für die Literaturzeitung. Uebersetzung von Rameau's Neffen. Charakteristik Winckelmann's. Krankheit. Schiller's Tod. Goethe's Trauer.

Schon im December des vorigen Jahrs (1803) war die berühmte Frau von Stael auf ihrer Reise durch Deutschland nach Weimar gelangt, worauf sie es ganz besonders abgesehen zu haben schien. Sie kam unserm Dichter sehr ungelegen; denn er war eben in Jena mit den Arbeiten für die neue Literaturzeitung beschäftigt. Der Herzog ließ ihn berufen; allein er erklärte sich anfangs in einem Briefe an Schiller auf's Entschiedenste, nicht kommen zu wollen. „Ich habe", schrieb er, „besonders in diesem bösen Monat, nur gerade so viel physische Kräfte, um nothdürftig auszulangen, da ich zur Mitwirkung an einem so schweren und bedenklichen Geschäfte verpflichtet bin." Aber weiterhin im Briefe zeigt es sich, daß er eigentlich das Zusammentreffen in der Societät mit ihr scheute. „Will Mad. de Stael mich besuchen, so soll sie wohl empfangen sein. Weiß ich es vier und zwanzig Stunden voraus, so soll ein Theil des Loderischen Quartiers meublirt sein, um sie aufzunehmen; sie soll einen bürgerlichen Tisch finden, wir wollen uns wirklich sehen und sprechen, und sie soll bleiben so lange sie will. Was ich hier zu thun habe, ist in

einzelnen Viertelstunden gethan, die übrige Zeit soll ihr gehören; aber in diesem Wetter zu fahren, mich anzuziehen, bei Hof und in Societät zu sein, ist rein unmöglich." So mußte denn einsweilen Schiller, obwohl auch er durch die Vollendung seines Tell schwer bedrängt war, für ihn eintreten und schickte ihm den 21. Dec. eine höchst treffende Charakteristik der geistreichen Französin, die Goethe in die Annalen aufgenommen hat.*) Wir geben zur Vergleichung Schiller's Bericht an Körner vom 4. Jan. 1804: „Mein Stück nimmt mir den ganzen Kopf ein, und nun führt mir der Dämon noch die französische Philosophin hierher, die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. Sie ist aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, und wenn sie nicht wirklich interessant wäre, so sollte sie mir auch ganz ruhig hier sitzen. Du kannst aber denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Cultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen und vollends mit meinem Wesen contrastiren muß. Die Poesie leitet sie mir beinahe ganz ab; und ich wundere mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich sehe sie oft, und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich wirklich harte Stunden. Man muß sie aber ihres schönen Verstandes, selbst ihrer Liberalität und vielseitigen Empfänglichkeit wegen hochschätzen und verehren."

---

*) S. Bd. 27, S. 136 f. (Ausg. in 40 B.)

Gegen Anfang des neuen Jahrs fand sich auch Goethe in Weimar ein, wo die Französin mit ihrem Begleiter Benjamin Constant bereits eine allgemeine Bewegung in der einförmig stockenden höhern Gesellschaft hervorgerufen hatte; aber er brachte aus dem Jenaer Schlosse einen Katarrh mit, der, ohne gefährlich zu sein, ihn einige Tage im Bette und sodann Wochen lang in der Stube hielt (!). So mußte denn die Unterhaltung mit der „seltenen, verehrten Frau“ erst durch Billete, dann durch Zwiegespräche, später in dem kleinsten Cirkel gepflogen werden. Frau von Stael mochte sich in ihm einen etwas älter gewordenen Werther gedacht haben und war erstaunt über seine Ruhe und seine — rotondité, wie sie sich einmal ausdrückte. Dann war es ihr auch unbegreiflich, qu'un esprit supérieur tel que lui puisse être si mal logé. Goethe wurde noch durch einen besondern Umstand einen Augenblick scheu gemacht. Er erhielt so eben die neu erschienene Correspondenz zweier Frauenzimmer mit Rousseau, die den unzugänglichen Mann erst durch kleine Angelegenheiten zu interessiren gewußt und zu einem Briefwechsel angelockt hatten, den sie dann, nachdem sie den Scherz genug hatten, zusammenstellen und drucken ließen. „Ist denn doch nichts Neues unter der Sonne,“ schrieb darüber Goethe an Schiller. „Hat nicht unsere vortreffliche Reisende mir heute früh mit der größten Naivetät versichert, daß sie meine Worte, wie sie solcher habhaft werden könne, sämmtlich werde drucken lassen? Diese Nachricht von Rousseau's Briefen macht wirklich der gegenwärtigen Dame bei mir ein böses Spiel. Man sieht sich selbst und das fratzenhafte französische Weiberbestreben im dia=

mantnen — adamantinen Spiegel." Ihre eigentliche Lust und Leidenschaft war ein gesellschaftliches Philosophiren, selbst über Dinge, die, wie Goethe sagt, „nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten." In Goethe wurde dadurch jener bekannte böse Genius aufgeregt, so daß er alles Vorkommende widersprechend dialektisch oder problematisch behandelte. Dann ärgerte es ihn auch, daß sie über die bedeutendsten Gesprächsgegenstände keinen Augenblick stilles Nachdenken gestattete, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle jedesmal so schnell bei der Hand sein, als gälte es einen Federball aufzufangen. Kein Wunder, daß bei solcher Verschiedenheit der Geistes- und Gemüthsstimmung sie über Goethe äußerte, sie möge ihn eigentlich nur dann, wenn er eine Flasche Champagner getrunken habe. Eine Dame, die damals in Goethe's Kreisen lebte, erzählte, man habe sich nichts Interessanteres denken können, als Goethe und die Stael in vertrautem Cirkel einander gegenüber zu sehen, in ewigem Wechsel sich anziehend und wieder abstoßend. Bald fällte Frau von Stael ein Kunsturtheil, worüber er erstarrte; bald sprach er ein schneidendes Wort über falsche Sentimentalität und die verfluchte moralische Tendenz, die alle Kunstreinheit beflecke; da bebte Frau von Stael ob solcher Ketzerei zurück. Neue Annäherung, neues Abstoßen. So ging es in endlosen divergirenden und zuneigenden Linien, ein langes Conversationsmenuet, das zuletzt mit zwei tiefen Verbeugungen endigte.

Goethe mußte endlich seine Clausur brechen und mit ihr in den Hofzirkeln erscheinen, um so mehr als auch Schiller zuletzt unwohl wurde und ein Uebel bekam, welches ihn am

Gehen hinderte, so daß er die Concerte und Diners der Frau von Stael versäumen mußte. Der Unmuth beider Dichter über ihr langes Verweilen wuchs mit jedem Tage. Als Schiller vernommen hatte, daß sie noch drei Wochen bleiben wolle, schrieb er: „Trotz aller Ungeduld der Franzosen wird sie, fürchte ich, doch an ihrem eigenen Leibe die Erfahrung machen, daß wir Deutschen in Weimar auch ein veränderliches Volk sind, und daß man wissen muß, zu rechter Zeit zu gehen." Nachdem sie endlich den 29. Februar aufgebrochen war, sagte er in einem Billet an unsern Dichter, ihm sei nach der Abreise der Freundin nicht anders zu Muthe, als wenn er eine große Krankheit ausgestanden hätte.

Von großem Nutzen waren für Goethe die Unterredungen mit ihrem Begleiter Benjamin Constant. Seine Grundsätze und Ueberzeugungen, die, wie es in den Annalen heißt, „durchaus in's Sittlich-politisch-praktische auf einem philosophischen Wege gerichtet waren", sprach er offen und vertraulich aus und verlangte von Goethe ein Gleiches. Indem es diesem nun nicht immer gelingen wollte, dem Fremden seine Art und Weise, wie er Kunst und Natur ansah, zu verdeutlichen, wurde ihm selbst durch seine Bemühungen einleuchtend, was noch Unentwickeltes, Unklares, Unpraktisches in seiner Behandlungsweise liegen mochte. Um dieselbe Zeit verweilte auch Johannes Müller etwa vierzehn Tage in Weimar.*) Er brachte einige Abende bei Goethe in Gesell-

*) Vergl. hierzu und zum Nächstfolgenden den Briefwechsel mit Zelter I, 100.

schaft des Herzogs Carl August und der Frau von Stael zu, wo denn die wichtigen Zeitereignisse zur Sprache kamen. Um von diesen das Gespräch etwas abzulenken, kamen Goethe'n seine Münzschubladen zu statten, an denen der berühmte Geschichtschreiber eine große Freude hatte. „Da er so unerwartet unter lauter alte Bekannte kam," schrieb darüber Goethe an Schiller, „so sah man recht, wie er die Geschichte in seiner Gewalt hat; denn selbst die meisten untergeordneten Figuren waren ihm gegenwärtig, und er wußte von ihren Umständen und Zusammenhängen." Ungefähr eben so lange, als Müller, hielt sich Wolf, „der mächtige Philolog", in Goethe's Nähe auf, und auf einige Tage kam auch Voß von Jena herüber. Der verdienstvolle Maler Rehberg, durch die Kriegsbedrängnisse aus Italien vertrieben, zeigte preiswürdige Arbeiten vor, mit denen er sich nach England begeben wollte. Auch Fernow's Gegenwart war sehr belehrend, da er für Kunst und italienische Literatur viel Anregendes mitgebracht hatte.

Zwischen all diesen Besuchen hatte Goethe es in den zwei ersten Monaten des Jahres nicht an häuslicher Thätigkeit fehlen lassen. Die Theilnahme an Schiller's Tell, der eben in dieser Zeit entstand, die Lectüre Calderon's, die Fortführung der bereits im vorigen Jahre begonnenen Bühnenbearbeitung seines Götz von Berlichingen und die Sorge für die Literaturzeitung füllten alle freien Stunden hinreichend aus. Es läßt sich denken, mit wie lebhaftem Interesse er die Gestaltung des Schiller'schen Drama's verfolgen mußte, da er hier ein poetisches Sujet, dessen ersten Keime sein Inneres empfangen und entwickelt hatte, durch die noch jugendlicher

sprudelnde Productivität seines Freundes sich zu einem herrlichen Gebilde entfalten sah. War gleich die Form eine andere, als die er dem Gegenstande zugedacht hatte, und trug das Werk auch im Einzelnen entschieden das Gepräge des Schiller'schen Geistes: so mußte er doch in der Auffassung des Ganzen, wie in der Ausführung des Besondern überall mit Genugthuung seinen wohlthätigen Einfluß erkennen. Er that in spätern Jahren sich selbst Unrecht, wenn er sagte, daß Schiller ihm nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung (der Schweizerischen Oertlichkeiten und Zustände) verdanke; schon die Auffassung des Hauptcharakters wurzelt ganz in Goethe's ursprünglicher Conception. Schiller sandte ihm die einzelnen Acte, wie er damit fertig wurde, zu, und schöpfte aus seinem Beifall erhöhte Lust und Kraft zur Vollendung des Ganzen. Alsdann wurde sogleich zwischen beiden Dichtern über die Aufführung des Werkes verhandelt, deren sich Goethe nicht mit größerer Liebe hätte annehmen können, wenn das Werk sein eigenes gewesen wäre. Er überließ dem Verfasser die Vertheilung der Rollen und leitete mit ihm gemeinschaftlich auf's Sorgfältigste die Proben. In allem Aeußern, in Costüm und Decoration, hielt er ein bescheidenes Maß, wogegen er das Innere, das Geistige, Declamation, Gesticulation, Gruppirung der Figuren u. s. w. so hoch als möglich zu steigern suchte. Jene Mäßigung war nicht bloß durch die ökonomischen Mittel des Theaters geboten, sondern floß auch aus der Ueberzeugung, daß niemals im Schauspiel der sinnliche Stoff das Geistige und Höhere überwuchern dürfe.

Aber die Begeisterung für dieses jüngste Geschenk der

dramatischen Muse hielt ihn nicht ab, sich gleichzeitig an ältern Meisterwerken, namentlich an einem Stücke von Calderon, zu erfreuen. „Fernando, Prinz von Portugal," schrieb er darüber Ende Januars an Schiller, „stirbt zu Fez in der Sclaverei, weil er Ceuta, das man als Lösepreis fordert, nicht herausgeben will. Man wird, wie bei den vorigen Stücken, aus mancherlei Ursachen im Genuß des Einzelnen, besonders beim ersten Lesen, gestört; wenn man aber durch ist, und die Idee sich wie ein Phönix aus den Flammen vor den Augen des Geistes erhebt, so glaubt man nichts Vortrefflicheres gelesen zu haben. Ja, ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wieder herstellen."

So durch ältere und neuere Meisterwerke auf das Drama hingewiesen, nahm er wieder, wie er in einem Briefe an Zelter berichtet, „im Februar den Götz von Berlichingen vor, um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den das deutsche Publicum allenfalls auf einmal hinunterschlucken könnte." „Das ist denn eine böse Operation," fügt er hinzu, „wobei man, wie beim Umändern eines alten Hauses, mit kleinen Theilen anfängt und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt hat, ohne deßhalb ein neues Gebäude zu haben." Die unerquickliche Arbeit beschäftigte ihn bis tief in das Jahr hinein. Am 30. Juli schrieb er an Zelter: „Von meinem Götz hoffe ich in vier Wochen Leseproben zu halten. Daß es damit so weit kommt, bin ich Ihnen ganz allein schuldig. Ich begriff nicht, warum ich seit einem Jahr in dieser Arbeit Penelopeisch verfuhr und, was ich gewoben hatte,

immer wieder aufdröselte. Da las ich in Ihrem Auffatz:*) Was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht auf, und ich sah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das eben auch so mit andern weggethan sein wollte, und deßwegen war es auch geschehen, wie es gethan war, und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerksamkeit und Neigung, mit mehr Sammlung, auf diesen Gegenstand, und so wird das Werk, ich will nicht sagen gut, aber doch fertig." In einem Briefe an Zelter vom 8. Aug. heißt es: „Ich verlange sehr, den umgearbeiteten Götz außer mir zu sehen. Ich wäre schon lange damit fertig, wenn mich nicht seine Länge incommodirt hätte; denn indem ich das Stück theatralischer machen wollte, wurde es eher länger als kürzer; das Zerstreute wurde gesammelt, aber das Vorübergehende wurde beharrlich." Am 10. Sept. meldet er endlich, „daß er im Probiren stecke; Alles gehe gut, nur fürchte er sich vor der Länge."

Neben dem Götz von Berlichingen nahm die ganze Zeit her die neue Literaturzeitung seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch. „Unsere Zeitung," schrieb er am 27. Febr. an Zelter, „nimmt sich gut genug aus; wenn nur erst die schweren Quadersteine im Grunde liegen, wird sich das Uebrige schon leichter in die Höhe bauen." Er meinte mit

*) Zelter hatte dem neuen Curator der Königl. Akademie der Künste, Freiherrn von Hardenberg, einen Aufsatz über den Zustand des Kunstwesens im preuß. Staate eingereicht und Goethe'n eine Abschrift zugesandt.

diesen Quadersteinen Aufsätze, welche die allgemeinen Grundsätze der einzelnen Gebiete von Kunst und Wissenschaft behandelten. In diesem Sinne verlangte er denn auch von Zelter „etwas recht Fundamentales" über Musik, und er freute sich über den Beifall, den Schiller einer „Einleitung in die Philosophie der Nationen" spendete, welche ein Anonymus zur Literaturzeitung eingesandt hatte. Er selbst hielt sich für seinen Theil am liebsten an ausgezeichnete Erscheinungen und die Theorie der bildenden und poetischen Kunst und lieferte im Laufe des Jahrs mehrere darauf bezügliche kleinere Arbeiten. So brachte die Literaturzeitung in Nr. 19 und 20 einen Aufsatz über „Zwei Landschaften von Philipp Hackert", die gegen Anfang des Jahres in Weimar zur Verzierung des fürstlichen Schlosses angelangt waren, in Nr. 32 — 34 eine ausführliche Abhandlung, die „Vorlesungen über Malerei von H. Füeßli, aus dem Engl. von Eschenburg" betreffend, in Nr. 46—48 zwei kürzere Anzeigen über „Neu erschienene Kupferstiche". Alle diese Aufsätze sind mit der Chiffre W. K. F. (Weimarische Kunst-Freunde) unterzeichnet, gehören aber, wenn sie gleich unter Meyer's Beirath und Mitwirkung entstanden sein mögen, der Form und Fassung nach ohne Zweifel Goethe'n an und sind daher auch von Boas in die Nachträge zu seinen Werken aufgenommen worden. — Mit besonderer Liebe und gutem Humor ist eine Recension der Gedichte von Voß ausgeführt. In lebendiger, blühender Darstellung, wie sie jetzt unserm Dichter nicht gerade geläufig war, schildert sie den Kreis, worin sich Vossens Muse bewegt, und erörtert seinen Einfluß und seine

Verdienste, namentlich auch um deutsche Sprache und Metrik. Die ganze Arbeit ist ein Muster von Urbanität und Feinheit, selbst im leisen Tadel und Spott, z. B. wo er von Vossens vorübergehendem Antheil an „jenem dichterischen Freiheitssinne" spricht, der ihn „auch an seinem Theile den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut habe färben lassen." Ueberhaupt aber zeugt die Recension von aufrichtiger Achtung und Zuneigung zu Voß, die er auch sonst wiederholt kund gegeben hat.

Gegen Ende Juni begab sich Goethe nach Jena und ward denselben Abend durch muntere Johannisfeuer auf den Höhen begrüßt. Unter diesen that sich auf der Spitze des Hausberges ein kolossales leuchtendes A (auf den Namen der Herzogin Mutter deutend) hervor. Es war das gemeinsame Werk der sogenannten Mohren von Jena, einer Art von Lazaroni's, Knaben verschiedenen Alters, die am Markt und an den Straßenecken zu stehen pflegten, und für geringen Lohn allerlei kleine Aufträge und Geschäfte besorgten. Nicht bloß den Studenten, auch den weiblichen Dienstboten willfährig, erhielten sie von diesen das Jahr über die Besenstumpfe, die sie dann für den Abend des Johannistags zum Verbrennen aufbewahrten. Goethe bewunderte die Erscheinung bei einem heitern Abendgelag in einem Kreise von Freunden, und da schon seit einiger Zeit eine immer ernster werdende Polizei Anstalt machte, dergleichen feurige Lustbarkeiten zu verbieten, so improvisirte er den Toast:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt,
Und Jungens immer geboren.

Als Oberaufseher der wissenschaftlichen und Kunstinstitute des Weimarischen Gebietes untersuchte er die Anstalten zu Jena und hatte die Freude, besonders die mineralogische Sammlung in Reichthum und Ordnung gefördert zu finden. Die von Büttner hinterlassene Bibliothek gab noch immer, durch Binden-lassen und Einordnen der Bücher, Manches zu thun. Nachdem auch der Herzog mit dem Geheimenrath Voigt herübergekommen war, faßte man den Beschluß, ein anatomisches Museum einzurichten, welches auch unter Prof. Ackermann's Leitung bald zu gedeihen begann.

Je weiter er in seinen chromatischen Studien fortrückte, desto lieber wurde ihm die Geschichte der Naturwissenschaften. So las er jetzt die Geschichte der nachher königlich genannten Englischen Gesellschaft von Thomas Sprat und die Protokolle dieser Gesellschaft von Birch. Fast jede ruhige Stunde widmete er diesen Werken, und gab später in seiner Geschichte der Farbenlehre von dem, was er sich daraus zugeeignet, kurze Rechenschaft.

Seine poetische Ader stockte, die Umarbeitung des Götz abgerechnet, in diesem Jahre wieder gänzlich. Nicht ein einziges Gedicht ward ihm durch den Verkehr mit Zelter entlockt, und selbst der auf den 9. Nov. bevorstehende festliche Einzug der neuvermählten Erbprinzessin Maria Paulowna, der liebenswürdigen nordischen Kaisertochter, vermochte ihn nicht zu einem theatralischen Gelegenheitsgedichte anzuregen. Im Gefühl seiner jetzigen Unproductivität wollte er Anfangs sich auf der Bühne gar nicht in Unkosten setzen. Als er aber von allen Seiten her die großartigsten Anstalten zum Empfange der

Fürstin machen sah, wurde es ihm doch zuletzt, einige Tage vor ihrer Ankunft, angst, daß er sich allein auf nichts gerüstet hatte, und da er selbst seine Erfindungskraft umsonst anstrengte, so wandte er sich an Schiller, welcher denn auch in vier Tagen eine seiner freundlichsten Schöpfungen ersann und ausführte: Die Huldigung der Künste.

Aber unthätig konnte Goethe nie sein und „sein Müßiggang war," wie Schiller an Humboldt schrieb, „nur ein Wechsel der Beschäftigung." So unternahm er denn noch im Spätjahr 1804 zwei Arbeiten, die er jedoch erst im nächsten Jahre vollendete: die Uebersetzung von Rameau's Neffen, einem Manuscript von Diderot, und die Herausgabe von Winckelmann's Briefen an Berendis, denen er eine Charakteristik Winckelmann's beifügte. Die Schrift von Diderot, ein Dialog, wurde ihm von Schiller mitgetheilt mit dem Bemerken, der Buchhändler Göschen sei zur Herausgabe desselben geneigt, wünsche aber vorher, zur Erregung größerer Aufmerksamkeit, eine deutsche Uebersetzung in's Publicum zu senden. Goethe, der schon seit längerer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegte, übernahm die Arbeit gerne, und widmete sich ihr mit großem Eifer. Im ersten Wurfe war sie bereits am 24. Jan. 1805 fertig, wo er sein Manuscript an Schiller mit folgendem Billet übersandte: „Hier, mein Bester, das Opus. Haben Sie die Güte, es aufmerksam durchzulesen, am Rande etwas zu notiren und mir dann Ihre Meinung zu sagen. Darauf will ich es noch einmal durchgehen, die Notata berichtigen, einige Lücken ausfüllen, vielleicht einige cynische Stellen mildern, und so mag es abfahren."

Was die hier erwähnten „Notata" betrifft, so hatte er sich anfangs vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in dem Dialog besprochen sind, in einem Anhange alphabetisch geordneter Anmerkungen mehr in's Klare zu stellen. Er führte den Plan nur theilweise aus, fügte aber das, was er zu Stande gebracht, „in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung" der Uebersetzung bei. Diese erfuhr das eigene Schicksal, daß sie im J. 1821 in Paris von zwei talentvollen jungen Männern, dem Vicomte de Saur, und seinem Freunde de Saint Géniés rückübersetzt und unter dem Titel Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit, par Diderot, für das Original ausgegeben wurde. Das große Aufsehen, welches die Schrift erregte, und die Bemühungen des Herausgebers der sämmtlichen Werke Diderot's, Brière, führten zur Auffindung einer Copie des wirklichen Originals in Diderot's Familie. Da aber jene beiden jungen Männer auf ihrer Behauptung bestanden und das wahre Original für untergeschoben erklärten, so entstanden darüber mancherlei öffentliche Contestationen, die erst im J. 1823 durch Goethe's Zeugniß zu Gunsten Brière's ihre Erledigung fanden.

Ein sehr ungünstiges Urtheil fällt Gervinus über diese Arbeit Goethe's. „Einem Manne wie Gentz sogar," sagt er, „schien das Ganze, Uebersetzung und Noten, das Werk eines gesunkenen Autor's und Goethe's unwürdig. Auch wir gestehen, daß wir, was dieses Kunstwerk etwa von Menschenkenntniß bietet, lieber in Tribunal- und Tollhausakten suchten, und daß wir für eine noch so treffliche Form, die an solchen Gegenständen verschwendet wird, keinen Sinn haben. Und auch

Goethe's Anmerkungen sind von dem bösen Geiste wie angesteckt, und zwar gerade da, wo sie sich um Kunst und Geschmack drehen. Es scheint eine Art nachgiebiger Stimmung gegen die romantische Kunst und die Götter der neuen Schule eingetreten zu sein; Shakspeare und Calderon heißen vor dem höchsten Richterstuhl untadelig, und selbst daß sie ihren Zeiten und Nationen ganz verfallen sind, verdient ihnen einen zweiten Lorbeer; Werke wie Lear, Hamlet und der standhafte Prinz, die Geburten der romantischen Jahrhunderte, heißen aber in demselben Athemzuge die Früchte der Verbindung des Ungeheuern mit dem Abgeschmackten; und der Rath wird gegeben, uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen zu erhalten, da wir die antiken Vortheile doch nie erreichen würden." Dagegen bemerkt aber Rosenkranz mit Recht, ein Werk, das Diderot geschrieben, und Goethe zu übersetzen und zu erläutern unternommen, welches er — setzen wir hinzu — in einem Briefe an Zelter für ein wahres Meisterwerk erklärt, und von welchem Schiller mit gleichem Lobe in Briefen an Körner und Humboldt spricht, könne unmöglich so schlecht und verächtlich sein. Den richtigen Gesichtspunkt zur Würdigung der Schrift gibt Schiller in folgender Stelle eines Briefes an Körner: „Es ist ein Gespräch, welches der fingirte Neffe des Musicus Rameau mit Diderot führt. Dieser Neffe ist das Ideal eines Schmarotzers, aber eines Heroen unter dieser Classe, und indem er sich schildert, macht er zugleich die Satyre der Societät und der Welt, worin er lebt und gedeiht." Und damit übereinstimmend, findet Rosenkranz nach einer nähern Analyse des Dialogs, daß

Goethe darin einen wichtigen Beitrag zur innern Geschichte Frankreichs vor der Revolution, den Codex seiner socialen Zerrissenheit gegeben habe, wie sie noch mit den Rosen heiterer Geselligkeit, übermüthigen Scherzes überstreuet war. Schiller's Annahme, daß der Neffe Rameau's nicht existirt habe, widerlegt sich durch eine Stelle in Mercier's Tableau de Paris, bei deren Vergleichung mit der Diderot'schen Zeichnung sogar eine gewisse Portraitähnlichkeit unverkennbar ist.*)

Die andere Arbeit Goethe's, die Schilderung Winckelmann's, bezeichnet dagegen Gervinus als die beste Charakteristik, die er geschrieben habe. Den Anlaß dazu gaben Winckelmann's Briefe an Berendis, die längst schon in seinen Händen waren. Berendis, von einem Aufenthalte zu Seehausen her mit Winckelmann befreundet, und seitdem mit ihm in Correspondenz stehend, hatte zuletzt als Kammerrath und Chatouillier bei der Herzogin Amalia in Weimar gestanden und war dort im J. 1783 gestorben. Die Herzogin überlieferte Goethe'n die Winckelmann'schen Briefe, mit der Erlaubniß, sie in Druck zu geben. Nachdem unser Dichter selbst Römisches und Italienisches Leben angeschaut und von antiker Welt und Kunst eine reinere Vorstellung gewonnen hatte, mußte er sich doppelt angeregt fühlen, eine Charakteristik des von ihm seit früher Jugend verehrten Mannes zu entwerfen. Sie gelang ihm deshalb so ausgezeichnet, weil er damit wieder nur eine Seite seines eigenen Wesens zeichnete. Was er

---

*) S. Goethe's W. Bd. 29, S. 375 ff. Vergl. Varnhagen's Vermischte Schriften, Bd. 3 gleich zu Anfange.

hier über „Antikes, Heidnisches, Schönheit, Gewahrwerden griechischer Kunst u. s. w." sagte, hatte er selbst erlebt und empfunden. Daher auch die Wärme, wovon das ganze, wenn gleich skizzenhaft gehaltene Gemälde durchströmt ist. Uebrigens gesteht er, auch seine Freunde Meyer in Weimar, Fernow in Jena und Wolf in Halle mit in's Interesse gezogen und besonders aus einem Aufsatze des Letzteren manches Anregende geschöpft zu haben. Drei Skizzen schickte er am 19. April 1805 an den Drucker ab, und er schrieb darüber am nächsten Tage an Schiller: „Ich weiß nicht, welcher Maler oder Dilettant unter ein Gemälde schrieb: in doloribus pinxit. Diese Unterschrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl passen. Ich wünsche nur, daß der Leser nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron die Gichtschmerzen nicht spürte."

In doloribus pinxi konnte Goethe diesmal im doppelten Sinne sagen. Die Sehnsucht nach Italien hatte ihn über der Arbeit wieder lebhaft ergriffen, und er würde auch dem Zuge seines Herzens gefolgt sein, wenn er nicht die Kosten und Mühseligkeiten gescheut hätte. *) Dann hatte er auch beinahe seit dem Anfange des Jahres, das für ihn durch den unersetzlichen Verlust seines theuersten Freundes so verhängnißvoll werden sollte, fast immer körperlich gelitten. Zweimal war er an einer Nierenkolik mit heftigen Krämpfen so krank, daß Dr. Starke zweifelte, ihn ganz herstellen zu können. Brandunglück in seiner Näh., wovon er persönlich bedroht war,

*) S. Schiller's Briefw. mit Humboldt, S. 488.

warf ihn in das Uebel, aus dem er sich zu retten strebte, zurück. Auch Schiller war gegen die Mitte Januars, ungefähr gleichzeitig mit ihm, erkrankt: das persönliche Zusammenkommen der beiden Freunde war unterbrochen, sie wechselten fliegende Blätter. Doch erholte sich Schiller wieder und besuchte Goethe'n, den sein Uebelbefinden fortdauernd an die Stube fesselte. Sie umarmten sich lange und stumm, und knüpften dann schnell eine erheiternde geistige Unterhaltung an, ohne daß Einer des Andern Krankheit erwähnte. Durch zu frühes Ausgehen mochte sich Schiller verdorben haben; schon am 9. Februar mußte er in seinem Notizenkalender einen neuen Fieberanfall anmerken, und war wieder auf den Billetwechsel mit Goethe beschränkt. Noch einmal siegte die Lebenskraft über sein Uebel. Am 27. März meldete er: „Ich habe mich mit ganzem Ernst endlich an den Demetrius angeklammert und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden." Seine letzten Zeilen an Goethe, welche dieser wie ein Heiligthum aufbewahrte, sind vom 24. April. Er würdigt hier sachverständig Goethe's Anmerkungen zu Rameau's Neffen und schließt mit den Worten: „Leben Sie recht wohl und immer besser!" Von Goethe erzählt man, als er am Morgen des letzten Neujahrstages einige Zeilen an Schiller richtete, habe er beim Wiederdurchlesen zu seinem Schrecken gefunden, daß er unwillkürlich Schiller'n Glück „zum letzten neuen Jahr" gewünscht; und auch in einem erneuten Billet habe er sich kaum enthalten können, das ominöse Wort abermals zu gebrauchen.

Am 29. April war Schiller zum letzten Mal im Theater. Er stand eben im Begriffe dahin zu gehen, als Goethe zu ihm

in's Zimmer trat. Dieser wollte ihn nicht vom Besuch des Schauspiels abhalten, und fortdauerndes Mißbehagen erlaubte ihm auch nicht, den Freund zu begleiten. So schieden sie denn vor Schiller's Hausthüre, um sich nie wieder zu sehen. Schiller erkrankte noch denselben Abend auf's Neue, und Goethe mußte sich seines eigenen Uebels wegen wieder zu Hause halten. Der Zustand seines Körpers und Geistes war der Art, daß es aller eigenen Kraft bedurfte, um sich aufrecht zu halten. Eine böse Ahnung lag schwer auf ihm. Heinrich Voß *) fand ihn in diesen Tagen einmal in seinem Garten mit Thränen im Auge. Der junge Hausfreund erzählte ihm Vieles von Schiller, das er mit Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!" Das war Alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher ging er zu einem heitern Gegenstande über.

An dem Abende, wo Schiller starb (9. Mai), war Meyer bei Goethe, als die Todesnachricht draußen eintraf. Meyer wurde hinausgerufen, hatte aber nicht den Muth zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben ihm auszuweichen — Alles läßt ihn nichts Tröstliches erwarten. „Ich merke es," sagte er endlich; „Schiller muß sehr krank sein," und war die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte was ge-

*) Der Sohn des berühmten Dichters Johann Heinrich, seit dem Frühjahre 1804 Professor in Weimar, Hausfreund von Schiller und Goethe.

schehen war; man hörte ihn Nachts weinen. Am andern Morgen sagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank." Der Nachdruck, den er auf das „sehr" legte, ergriff sie so heftig, daß sie, statt zu antworten, in Schluchzen ausbrach. „Er ist todt?" fragte Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" antwortete sie. „Er ist todt!" wiederholte Goethe und bedeckte sich die Augen mit der Hand. Auch in den nächstfolgenden Tagen wichen seine Freunde und Angehörigen einem Gespräche mit ihm über Schiller aus, und er selbst fühlte, daß einem solchen weder seine Ruhe noch seine Fassung gewachsen war.

Die Leiche des hingeschiedenen Freundes wollte er nicht sehen. „Warum," äußerte er sich später gegen Falk auf Veranlassung von Wieland's Tod, „warum soll ich mir die lieblichen Eindrücke meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Portraitmaler." Auch gefiel es ihm, daß Schiller's Körper nicht ausgestellt wurde. „Unangemeldet," sagte er, „und ohne Aufsehen zu machen, kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht das, was ich liebe."

Sobald er sich etwas ermannt hatte, sah er sich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit um. Sein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von der frühesten Conception an bis in die jüngste Zeit hatte er, weil Schiller eben so wenig müde ward fremde Meinungen zu vernehmen,

als seine eigenen hin und her zu wenden, stets beiräthig und mitthätig eingewirkt; das Stück war ihm so lebendig als Schillern selbst. Nun brannte Goethe vor Begierde, die Unterhaltungen mit dem Freunde, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letzten Mal auf dem höchsten Gipfel zu zeigen. Schiller's Verlust schien ihm ersetzt, indem er sein Dasein fortsetzte. Die gemeinsamen Freunde hoffte er zu verbinden; das deutsche Theater, für das sie bisher gemeinschaftlich, Schiller dichtend und bestimmend, er lehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines ähnlichen frischen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwais't sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust eingibt, hatte unsern Dichter ergriffen. Frei war er von aller Arbeit, in wenigen Monaten glaubte er das Stück vollenden zu können; eine gleichzeitige Darstellung auf allen Theatern mußte die herrlichste Todtenfeier werden, die der Verblichene selbst für sich und seine Freunde bereiten konnte. In diesen Hoffnungen, diesen Träumen schien Goethe sich gesund, er schien sich getröstet.

Der Leser wird sich selbst zu sagen wissen, was aus dem Plane werden mußte. Wie hätte er, der in diesen Jahren in seinen eigenen Götz keine noch so kleine Scene hineinzudichten vermochte, die man nicht sogleich als ein späteres, heterogenes Einschiebsel erkannte, wie hätte er ein Stück ergänzen sollen, das, wie Hoffmeister sagt, in der entgegengesetzten Hemisphäre

wurzelte? Wie durfte sein weiches, „conciliantes“ Gemüth, das, seinem eigenen Geständnisse nach, dem ersten wahren Trauerspiele zu erliegen drohte, sich an eine so mächtige Tragödie, wie der Demetrius wagen? Er selbst sah freilich in späterer Zeit nur Eigensinn und Uebereilung darin, daß er den Vorsatz aufgegeben; mit einiger Besonnenheit und Klugheit, meinte er, seien die Hindernisse der Ausführung zu beseitigen gewesen, die er im Gegentheil durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit noch vermehrt habe. Den Zustand aber, in den er sich nun versetzt fühlte, wagte er sich kaum noch in seinen alten Tagen zu vergegenwärtigen. Nun war ihm Schiller eigentlich erst entrissen. Seiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den er dem entschlafenen Freunde aufzurichten gedachte, und der länger, als jener zu Messina, das Begräbniß überdauern sollte; sie wandte sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun erst fing ihm Schiller an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff ihn, und da ihn körperliche Leiden von jeder Gesellschaft trennten, so war er in der traurigsten Einsamkeit befangen.

Ganz ohne Todtenopfer ließ er indeß doch den Freund nicht, in welchem, wie er Zeltern schrieb, ihm die Hälfte seines Daseins verloren ging. Man wandte sich dringend an ihn von Seiten des Weimarer Theaters und anderswoher, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feiern. Wie sehr sich ihm dabei der Schmerz erneute, daß er dieß nicht auf die von ihm beabsichtigte Weise thun konnte, so

ging er doch auf den Wunsch ein und verlangte zu dem Ende von Zelter einige Musikstücke in feierlichem Styl. Dann aber faßte er einen andern Plan und beschloß, Schiller's Glocke dramatisch darzustellen, wozu er sich ebenfalls Zelter's Unterstützung erbat. Die erste Aufführung fand im Anfange des August zu Lauchstädt, *) eine Wiederholung am 10. Mai 1816 auf der Weimarer Bühne statt. Man hatte die herrliche Dichtung, ohne die mindeste Veränderung des Textes, vollkommen dramatisch belebt, indem die verschiedenen Partien derselben an die Mitglieder der Gesellschaft, nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts, der Persönlichkeit u. s. w. vertheilt wurden. Auch that der mechanische Theil des Stücks eine gute Wirkung. Die ernste Werkstatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, sein Verschwinden in die Form, das Aufdecken derselben, das Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände liefen, geschmückt erschien, das alles zusammen gab dem Auge eine angenehme Unterhaltung. Die Glocke schwebte so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten konnte, worauf denn der herrliche Epilog zu Schiller's Glocke vorgetragen wurde. Eben dieser Epilog ist der rührendste Tribut der Verehrung und Liebe, welcher dem Hingeschiedenen dargebracht werden konnte. Er gehört zu den empfundensten und zugleich zu den äußerlich vollendetsten und abgerundetsten Dichtungen Goethe's. Seine gegenwärtige Form erhielt er erst

---

*) S. Briefe von und an Goethe, herausgeg. von Riemer (Leipzig 1846) S. 79.

im Jahr 1815, wo er um die beiden Schlußstrophen bereichert und auch sonst in einigen Versen verändert wurde. *)

Sechstes Capitel.

Besuch von F. A. Wolf und Fr. Jacobi. Gegenbesuch in Halle. Bekanntschaft mit Dr. Gall. Tour nach Helmstädt. Beireis. Der tolle Hagen. Reise nach dem Harz. Heimkehr. Das Jahr 1806: Revision seiner Werke behufs einer neuen Ausgabe. Vier Gedichte an Tischbein. Aufenthalt in Karlsbad. Schlacht bei Jena. Vermählung mit Christiane Vulpius. Patriotischer Zorn.

Goethe preist es selbst als Fürsorge eines gutgesinnten Genius, daß bald nach dem herben Verlust, der ihn getroffen, ein bedeutender Mann sich enger an ihn anschloß, freilich kein Mann, der ihm den verewigten Freund ersetzen konnte, aber jedenfalls ein hochbegabter, bildungs- und kenntnißreicher Geist und gediegener Charakter. Fr. A. Wolf, damals Professor in Halle, traf den 30. Mai mit einer in frischem Jugendreiz prangenden Tochter in Weimar ein und wurde von Goethe in seinem Hause gastfreundlich aufgenommen. Er hatte bisher mit unserm Dichter nur in gelegentlichem Briefwechsel und Umgang gestanden, in der letzten Zeit jedoch schon an der Arbeit über Winckelmann eine nähere Theilnahme bethätigt.

---

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Ged. Thl. 3, S. 192 ff.

Jetzt war sein freundschaftliches Entgegenkommen Goethe'n doppelt erwünscht; einmal, weil dieser die durch Schiller's Hinscheiden entstandene furchtbare Lücke in seinem Innern möglichst auszufüllen strebte, und dann weil zu den vielen Richtungen, nach welchen sein Geist hin forschte und geschäftig war, auch die philologische gehörte. Die antike Kunst, Homer, Aristophanes und die großen Tragiker der Griechen, Aristoteles, in die er alle so liebevoll eingedrungen war, selbst seine naturwissenschaftlichen Forschungen, führten ihn auf philologische Gebiete; hatte er doch sogar, wie uns aus Früheren bekannt, Conjecturen in dem Text des Theophrastischen Büchleins von den Farben gewagt, die Wolf's Zustimmung fanden. Nun war es ihm aber Bedürfniß, nach allen jenen Richtungen hin, gleichsam zur Erweiterung und Ergänzung seines eigenen Wesens, sich mit einem ausgezeichneten Manne des Faches enge zu verbünden, und wie er einen solchen für die Musik in Zelter, für die bildende Kunst in Meyer gewonnen hatte, so fand er ihn für antike Poesie und Literatur überhaupt in Wolf. Freilich ein so enger und inniger Freundschaftsbund, wie mit jenen beiden, konnte sich aus dem Verhältniß nicht entwickeln; dazu war Wolf's Geist und Charakter nicht anschmiegend genug. Er ruhte mit seinen Ansichten und Ueberzeugungen zu fest und abgeschlossen in sich, und war dazu von einem Widerspruchsgeist beherrscht, der sich mit den Jahren steigerte. Andererseits war auch Goethe nicht der Mann, um leicht in den Gedankengang eines Andern einzugehen; er entnahm und assimilirte sich daraus, was ihm homogen war, und ließ das Uebrige, ohne viel zu streiten, auf sich beruhen.

Mitunter jedoch gab es ihm auf kurze Zeit Unterhaltung, sich mündlich an einem Andersdenken zu reiben; und so kam es denn auch jetzt zu lebhaften Debatten mit Wolf, welcher der Philologie ausschließlich den Vorzug vindicirte, ein sicheres Urtheil, eine zuverlässige Kritik zu begründen, wogegen Goethe und Meyer glaubten, bei der geschichtlichen Betrachtung alter und neuerer Kunst, auch von ihrer Seite sich manches Merkmals bemächtigt zu haben, um Zeit und Ort, Meister und Schüler, Ursprüngliches und Nachgeahmtes, Vorgänger und Nachfolger zu unterscheiden. Eine Verständigung war nicht möglich; Wolf war nicht zu bewegen, den Documenten seiner Gegner gleiche Gültigkeit mit den seinigen, ihrer durch Uebung erworbenen Sagacität gleichen Werth mit der seinigen zuzugestehen. Und so kehrte er auch von einem Ausfluge nach Rudolstadt von der Besichtigung der beiden Riesenköpfe, die Meyer und Goethe entschieden für die Dioskurenköpfe von Monte Cavallo erklärten, unüberzeugt und widersprechend zurück. Indessen trübte dieses Streiten und Polemisiren keineswegs die gute Laune unsers Dichters und seines Gastes; vielmehr erheiterte dieser, da er auch ein munterer Lebemann war, den ganzen Kreis und richtete ihn aus der tiefen Herzenstrauer um den Verlust eines seiner edelsten Mitglieder empor. Als er nach vierzehntägigem Aufenthalte wieder heimgekehrt war, schrieb Goethe an Zelter: „Die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes hat mich in jedem Sinne gestärkt.“

Ein paar Wochen nach Wolf's Abschiede, gegen Ende Juni, führte ein gutes Geschick einen Jugendfreund zu Goethe: Fritz Jacobi, welcher trotz der Verschiedenheit der Richtun=

gen, die sie eingeschlagen, noch immer seinem Herzen theuer war. Jacobi berichtete über sein diesmaliges Zusammensein mit Goethe in einem Briefe vom 24. Juli an Friedr. Köppen: „Von dem mißlichen Gesundheitszustande, worin Goethe sich seit dem Anfange dieses Jahres befindet, werden Sie gehört haben. Meine Erscheinung machte ihn sehr froh, und nach und nach erheiterte und erholte er sich dergestalt, daß ich die zwei letzten Tage fast meinen alten Goethe wieder hatte. Sein großes Anliegen war, meine Philosophie ganz zu erfahren, und hierauf sie mit der seinen verträglich zu machen. Ich glaube, er hätte mir gern darthun mögen, daß er alle meine Wahrheiten in sein System aufnehmen könne, dem meinigen aber einige Wahrheiten des seinigen mangelten. Einmal wurde er fast ärgerlich, da ich es ihm fast zu klar machte, daß, wie Pascal sagt, ce qui passe la géometrie, nous surpasse, und deßwegen eine speculative Naturlehre nach der neuern Art nur ein Hirngespinnst sein könne. Er erholte sich aber gleich wieder, da ich mit Heiterkeit den Beweis fortsetzte, und die Gründlichkeit meines Dualismus (von Geist und Natur) gegen alle neuern Identitätssysteme ins Licht stellte." Goethe schweigt auffallender Weise in den Annalen ganz von Jacobi's Besuche; hatte aber wahrscheinlich folgende, jetzt unter den „Biographischen Einzelnheiten" *) mitgetheilte Stelle zur Aufnahme in die Annalen unter dem J. 1805 bestimmt: „In solchen Zuständen befand ich mich, als der vieljährig geprüfte Freund Jacobi, auf seiner Rückreise aus dem nördlichen Deutschland,

*) Bd. 27, S. 499 f.

bei mir einsprach und mehrere Tage verweilte. Schon die Anmeldung hatte mich höchlich erfreut, seine Ankunft machte mich glücklich; Neigung, Liebe, Freundschaft, Theilnahme, Alles war lebendig wie sonst. Nur in der Folge der Unterhaltung that sich ein wunderbarer Zwiespalt hervor. Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegenstand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren. Jeder hielt alsdann fest an seiner Persönlichkeit so lange, bis wir uns wieder gemeinschaftlich zu irgend einem Denken und Thun vereinigen konnten. Bei Jacobi fand ich gerade das Gegentheil. Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehen; Alles, was wir erfahren, gethan und gelitten, hatte Jeder in sich verarbeitet. Als wir uns wiederfanden, zeigte sich das unbedingte, liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Theilnahme, so wie durch Gesinnung, also auch durch Denken und Dichten. Allein es erschien bald anders; wir liebten uns, ohne uns zu verstehen. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie. Er konnte sich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. Wie sehr hätte ich gewünscht, hier Schillern als dritten Mann zu sehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung gestanden, und gewiß auch da eine schöne Vereinigung vermittelt hätte, die sich zwischen den beiden Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte. In diesem Gefühl begnügten wir uns, den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen, und von unsern Ueberzeugungen, philosophi=

schem und dichterischem Thun und Lassen nur im Allgemeinsten wechselseitige Kenntniß zu nehmen." — So gereichte also dieser Besuch dem über Schiller's Tod tief trauernden Goethe durch liebevolle Theilnahme zu Trost und Erquickung, mußte aber zugleich wieder ihm die Größe des erlittenen Verlustes lebhafter vergegenwärtigen.

Das an Wolf gegebene Versprechen eines baldigen Gegenbesuches in Halle veranlaßte Goethe'n, auch in diesem Jahre nach Lauchstädt zu gehen, obwohl das vollkommen versorgte Theater ihn eigentlich nicht verlangte. Sein Sohn August begleitete ihn. Hier fand sich, auf seine dringende Einladung auch Freund Zelter aus Berlin ein, und half ihm die Schiller'sche Glocke für die Aufführung arrangiren. Nachdem sodann über Baulichkeiten und Anderes das Nöthige mit den dortigen Beamten verabredet war, begab sich unser Dichter nach Halle, wo er im Hause des Freundes die gastlichste Aufnahme fand. Die jüngst in Weimar abgebrochenen Unterhaltungen wurden jetzt lebhaft fortgesetzt und nach vielen Seiten hin erweitert; die Discussionen dauerten meistens bis tief in die Nacht hinein. Trat hierbei nun Wolf's ungeheures Wissen recht klar an den Tag, so wünschte Göthe ihn auch als Lehrer kennen zu lernen, und hörte, durch des Freundes liebenswürdige Tochter geleitet, mehrmals hinter einer Tapetenthüre seinem Vortrage zu. Da zeigte sich ihm denn, wie er selbst berichtet, „eine aus der Fülle der Kenntniß hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung."

Eine hochwillkommene Erscheinung für Goethe war Dr. Gall, der in den ersten Tagen des August in Halle eine Reihe von Vorlesungen über seine neue Lehre eröffnete. Gleich Anfangs hatte ihm diese Lehre zugesagt, und mit dem Hauptbegriff war er schon von der vergleichenden Anatomie her befreundet, wo es sich dem Auge klar genug darstellt, daß die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen, und erst noch einzeln deutlich zu erkennen, nachher aber immer schwerer zu beobachten sind. Da sich nun aber diese organische Operation in allen Systemen des Thieres wiederholen und vom Greiflichen bis zum Unmerkbaren steigern muß: so war ihm die Art, wie Gall das Gehirn betrachtete, durchaus nichts Fremdes, wenn er gleich den Gegnern Gall's nicht abstreiten mochte, daß er, durch seinen Scharfblick gereizt und verlockt, das Absondern und Zerlegen zu weit trieb. Beim Anfang seiner Vorträge brachte er einiges, die Metamorphose der Pflanzen Berührende zur Sprache, so daß Loder seinen Nachbar Goethe mit einiger Verwunderung ansah; aber eigentlich sei es zu verwundern gewesen, meint dieser, daß Gall, obgleich er die Analogie gefühlt haben müsse, doch in der Folge nicht wieder darauf gekommen sei, da er doch füglich durch sein ganzes Geschäft die Idee hätte durchführen können. Außer den öffentlichen Belehrungen entfaltete er noch privatim, zu Goethe's größter Freude, das Gehirn vor seinen Augen; und als dieser, vielleicht durch die lebhaften geistigen Anstrengungen, einen Rückfall in seine Nierenkolik bekommen hatte, schaffte Gall den Apparat jeder Vorlesung in sein Zimmer, und theilte ihm besonders seine Beobachtungen und Ueberzeugungen mit. Auch

in Gesellschaft verkehrte Goethe täglich und fast stündlich mit dem interessanten Manne, der seinerseits nicht minder Gefallen an Goethe fand und nach sorgfältiger Beobachtung seines Stirnbaus versicherte, er könne nicht den Mund aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen und sei, seinem ganzen Wesen nach betrachtet, zum Volksredner geboren.

Nach Gall's Abreise entschloß sich Goethe, wie er den 12. August an Meyer berichtete, „mit Geheimrath Wolf eine Tour nach Helmstädt zu machen, um den alten Beireis in seinem Hamsterneste zu besuchen." Von dem Hofrath Beireis, seiner seltsamen Persönlichkeit, seiner Umgebung, den außerordentlichen Schätzen, worüber er wie ein geheimnißvoller Greif waltete, hatte ihm das Gerücht schon so viel gemeldet, daß er die Gelegenheit, in Gesellschaft Wolf's ihn zu sehen, nicht versäumen durfte. Die Fahrt nach Magdeburg wurde ihm durch allerhand lustige Neckereien des vierzehnjährigen Sohnes mit dem humoristischen Reisegefährten erheitert, wobei es mitunter bis zum Kitzeln und Balgen im Wagen kam. In Magdeburg betrachtete er die Alterthümer des Doms, und unter den plastischen Monumenten besonders das treffliche, dem Erzbischof Ernst gewidmete Grabmal von Peter Vischer. Bei wiederholtem Besuch bemerkte er im Dom einen lebhaften Franzosen in geistlicher Kleidung, und erfuhr, es sei der Abbé Grégoire. Er hatte große Lust, mit ihm Bekanntschaft anzuknüpfen; aber Wolf, der nichts von dem Gallier wissen mochte, widersetzte sich; und so mußte sich Goethe begnügen, aus einiger Entfernung sein Benehmen zu bemerken und seine laut ausgesprochenen Urtheile zu vernehmen.

In Helmstädt wurden sie von dem Personal der dortigen Lehranstalt (Henke, Pott, Lichtenstein, Crell, Bruns, Bredow u. s. w.) höchst ehrenvoll und freundlich empfangen. An einer stattlichen Abendtafel hatte man dem Dichterfürsten und dem großen Philogen zwei schön geflochtene Kränze zugedacht. Goethe dankte dem schönen Kinde, das ihm denselben aufsetzte, mit einem Kusse, der lebhaft erwidert wurde, indeß der eigensinnige Reisegenosse sich gegen seine Schöne sträubte, so daß sie, nicht ohne Beschämung, sich mit ihrem Kranze zurückziehen mußte. Auch Beireis war in der Gesellschaft und spielte den Galanten gegen ältere und jüngere Damen. Wir lassen uns nicht, nach Goethe's *) Vorgange, in eine ausführliche Schilderung seiner wunderlichen Persönlichkeit und seiner reichen und mannichfaltigen Sammlungen von Automaten und sonstigen künstlichen Maschinen, von Naturalien, Gemälden, Münzen u. s. w. ein, die er in den nächsten Tagen mit Bereitwilligkeit seinen berühmten Gästen vorzeigte; und bemerken nur, daß Goethe für die große Geduld und Zurückhaltung, die er beim Anrühmen gewöhnlicher und schlechter Bilder aufzubieten hatte, zuweilen doch durch den Anblick eines trefflichen Gemäldes belohnt und getröstet wurde. So fand er dort ein herrliches Potrait Albrecht Dürer's, von ihm selbst gemalt, ferner ein geistreiches Bild von Rubens; auch die Münzensammlung enthielt manches Seltene und Bedeutende.

In den anmuthigen gesellschaftlichen Kreisen zu Helmstädt, wo sich die beiden Gäste über Erwarten lange festgehalten

*) S. Annalen unter dem J. 1805.

sahen, wurde mehrmals eines wunderlichen Edelmannes gedacht, eines Landraths, unter dem Namen des „tollen Hagen" in der Gegend bekannt, und nicht mit Unrecht einem Cyklopen verglichen, der von seinem ansehnlichen, mit Heerden trefflich ausgestatteten Sitze, der Nienburg, die ganze gesittete Welt, so weit seine Bekanntschaft reichte, zu verhöhnen gewohnt war. Da die Rückfahrt der Reisenden über Halberstadt gehen sollte, und er unfern des Weges wohnte, so entschlossen sie sich zu einem Abstecher nach der Nienburg um so eher, als der heitere, geistreiche Probst Henke sie dorthin zu begleiten versprach. Auch dieser Expedition hat Goethe in den Annalen eine ausführliche Schilderung gewidmet, die eine dankenswerthe Ergänzung gefunden durch den von Goethe gar nicht genannten Hauslehrer des tollen Edelmannes, welcher später als Geistlicher ebenfalls seine Memoiren schrieb. *) Auf den ersten Blick scheint zwischen den Erzählungen beider Autobiographen eine bedeutende Verschiedenheit obzuwalten, die sich jedoch daraus erklärt, daß Goethe nur auf die Lächerlichkeiten des Wirthes achtet, während der Candidat fast ausschließlich seine Aufmerksamkeit auf Goethe's imponirende Erscheinung richtet. Der Herr von Hagen stört ihn dabei nur wenig; denn er betrachtet ihn trotz seiner Wunderlichkeiten mit einer gewissen Pietät, und meint, daß seine „humoristische Periode" eigentlich schon vorüber sei, daß der Ernst der Jahre

---

*) Wir geben im Folgenden, meistens wörtlich, ein Referat aus diesen Memoiren, nach H. Pröhle (S. Feuilleton der Köln. Zeit. vom 14. Sept. 1847.)

ihn beruhigt und abgeklärt habe. Bei der Ankunft des berühmten Trifoliums (denn auch Henke war zu seiner Zeit eine Celebrität) hörte der Hauslehrer seinen Principal rufen: „Willkommen, willkommen! Ihr Ersten bei einem der Ersten Eurer Bewunderer!" während Goethe nur das vor dem Empfange aufzeichnet, daß der Landrath auf das an starkem Schmiedewerk hangende Schild seines neugebauten Gasthauses aufmerksam machte, welches durch ein sehr zweideutiges Gemälde die Gäste anlocken sollte. Dem Candidaten entgeht es nicht, daß Goethe zuerst verstimmt ist und dann „aufthaut", eine Umwandlung, die er direct dem Herrn von Hagen zuschreibt. „Als Goethe sah," berichtet er, „welch regen Geist und welch redliches Gemüth er hier vor sich hatte, wurde er auf eine Art so gesprächig, wie ich es noch von Keinem gehört." Mehrmals habe er über die Bemerkungen des Wirthes laut aufgelacht, was ihm wohl nicht oft begegnet sein möge.

Bei Tisch hatte der Candidat die Freude, seinen Hausherrn über einen ernsthaften Gegenstand ordentlich mit Goethe disputiren zu hören, „indem Letzterer der Behauptung widersprach, daß eine Person, welche die Erfüllung des kategorischen Imperativs in sich darstelle, als sittlich vollendetster Charakter zugleich der höchste Gegenstand schöner Darstellung sei." Auch auf objective und subjective Darstellung kam im Verlaufe dieser Disputation, deren Goethe nicht gedenkt, die Rede. Wolf machte dabei die geistvolle Bemerkung, „bei den Griechen habe, sowohl bei den Dichtern als bei den Rednern der besten Zeit die objective Darstellung vorgeherrscht, weil die Objectivität zur Subjectivität nicht des Individuums bloß, sondern der Nation

geworden sei. Als die Nation diese Richtung verloren, sei immer das Individuelle, Subjective hervorgetreten und dadurch die volksthümlich-classische Bildung verloren gegangen." Weiter kam das Gespräch auf poetische Behandlung philosophisch-religiöser Gegenstände, welche Goethe einen widerstrebenden Stoff nannte, und es wurde dabei Tiedge's gedacht. Der Hausherr, der mit ihm bekannt war, lobte an ihm Wohllaut und Musik der Sprache, holte ein ungedrucktes Gedicht, das er von ihm erhalten hatte, und trug es vor. Goethe nahm es mit großer Theilnahme auf, bemerkte aber einige Stellen, „wo doch gefehlt sei." Der Landrath gestand, daß auch ihm die Urania nicht gefalle; als Philosophen störe ihn die Poesie; Stoff und Gewand seien da nicht zusammengehörig; es sei ihm dabei so, als wolle man dort dem Apoll oder dort der Venus (er wies auf zwei im Saal befindliche Carton-Statuen) ein Kleid von Drapd'or anziehen. Goethe billigte den Vergleich. — Als sich die Gesellschaft in Gruppen vertheilte, „würdigte" der große Dichter auch den Hauslehrer einer kurzen Unterredung. Da er hörte, daß dieser auf dem Gute Religionsunterricht ertheile, so trat er zu ihm und erzählte ihm, daß sein Sohn unlängst von Herder confirmirt und vorher unterrichtet worden sei. Er habe bei dieser Gelegenheit selbst zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Was ihm dabei so sehr gefallen, sei, daß Alles dem Confirmanden so hingehalten und überall so klar dargestellt worden sei, daß er immer selbst habe das Rechte erkennen und bei sich feststellen können. „Es war eine Vollständigkeit, die keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm, ob er

dem Lichte, oder der Finsterniß angehören wolle.“ Des letzten biblischen Ausdrucks erinnerte sich der Candidat später oft, wenn er hörte, „Goethe habe alle religiösen Ideen zurückgewiesen.“

Nach einem Spaziergange versammelte sich Abends, wie Goethe erzählt, die Gesellschaft wieder. Der Wirth nöthigte jetzt die Hausfrau, einige Lieder nach eigener Wahl zum Flügel zu singen, weil ihm aber diese, so gut sie vorgetragen wurden, nicht gefielen, so fing er selbst an zu singen, und die Frau sah sich gezwungen, eine höchst unschickliche und absurde Strophe mit dem Flügel zu begleiten. Da widerstand Goethe nicht länger der Lust, seine Jugendpferde einmal wieder zu besteigen, auf denen er sich einst so übermüthig getummelt hatte. Mit der Versicherung, das Gedicht sei ganz vortrefflich, ließ er den Landrath die Strophe unausgesetzt wiederholen, corrigirte fortwährend an dem Vortrag, und machte ihn zuletzt so mürbe, daß er gegen Mitternacht gern seine Gäste zu Bett entließ.

Der Candidat, der bei diesem Auftritt nicht zugegen war, berichtet nichts davon, theilt aber eine harmlosere, gleichfalls interessante Scene jenes Abends mit, deren Goethe hinwieder nicht gedenkt. Der Landrath setzte eine für die seltensten Fälle gesparte Flasche vor und bemerkte, daß dieselbe ein Jahr älter sei als Goethe und er selbst. Trotzdem wollte Henke, der sich nicht ganz wohl befand, durchaus nicht davon trinken und sich beim Biere halten. Der Wirth suchte ihn auf seine Weise zum Kosten wenigstens zu bewegen, indem er Goethe'n zum Gesetzgeber und Kampfrichter gegen Henke ernannte. „Es hilft nichts, Hochwürden!“ rief er, „Sie müssen sich heut der

Excellenz unterwerfen." Goethe dictirte, Jeder solle, wie er es am besten könne, Henke'n zum Kosten auffordern. „Der alte Herr hier," sagte er zum Landrath, „von dem ich höre, daß er ein fester Lateiner sei, muß es in Form eines Syllogismus thun, dem Henke nichts anhaben kann. Wolf muß ihn in einer griechischen Anrede in anakreontischem Tone auffordern." Darauf sah er den Candidaten an. Dieser verneigte sich und sagte: „Ich komme bei dem Symposion solcher Männer nicht in Betracht." Der Wirth aber rief: „Ei was! der Herr macht Verse; gebe Er sein Scherflein auch!" Goethe sagte: „Nun gut, so schmieden Sie schnell ein Distichon. Henke mag sich vertheidigen, aber nur in lateinischer Rede, die ihm ja so sehr zu Gebote steht." — „Nein," erwiederte Henke, auf Wolf zeigend; „da sitzt der Mann, der eine fünfte Fakultät, eine philologische gestiftet hat. Der läßt mir nicht ein Wort passiren; es wäre Verwegenheit, mit geistlichem Latein vor ihm zu erscheinen." Hagen kam zuerst an die Reihe und bestand mit seinem Syllogismus gut, obwohl Henke die Abfassung des major anfocht. Wolf gestand bei der Gelegenheit, daß er von der Logik nichts verstehe, und warnte dann Henke'n vor der Verschmähung des köstlichen Weins in anakreontischen Versen, die er auch sogleich metrisch übersetzte:

„Schönste Gaben,
Uns zu laben,
Reicht Lyaus mild und hold;
Und die Becher
Froher Zecher
Füllt er an mit flüss'gem Gold.

Und er lächelt zu den Zügen,
Die mit wachsendem Vergnügen
Jeder tiefer wiederholt;
Duldend doch auch, daß die Lippe
Mäßig nur und schüchtern nippe,
Wenn er Göttertrank ihr beut u. s. w.

Dann kam die Reihe an den Hauslehrer, welcher sich, wie er sagt, nochmals entschuldigen wollte, aber doch mit folgendem Distichon herausrückte:

„Golden perlet der Wein, ein Bild der geistigen Freude;
Aehnlich dem sinnlichen Rausch schimmert das schlechtere Bier.“

Durch so viel Aufwand von Gelehrsamkeit und Classicität erklärte sich Henke besiegt und trank einige Tropfen Wein. — Am andern Morgen, als sich der heidnische Wolf mit dem Weltkinde Goethe entfernt hatte, sagte der würdige Probst zum Hauslehrer, der sein Schüler gewesen war: „Nun müssen wir das theologische Air wieder annehmen.“ Damit griff er nach einer Pfeife, während er in Goethe's Gegenwart nicht geraucht hatte, und unterhielt sich mit der Frau von Hagen über religiöse Gegenstände, „insbesondere über Predigten sehr anziehend.“

In Halberstadt suchte Goethe mit Wolf die Wohnung des vor ein paar Jahren hinübergeschiedenen Dichters Gleim auf, wo er von Herrn Körte freundlich empfangen wurde. Besonders anziehend war den Reisenden der sogenannte Freundschaftstempel, eine Sammlung von Portraits aller jener ältern und jüngern Zeitgenossen, zu denen der menschenfreundliche

Mann in näherer Beziehung gestanden. Unserm Dichter fiel es dabei sehr auf, daß unter mehr als hundert Poeten und Literatoren sich kein einziger Musiker und Componist fand. „Wie?“ fragte er sich, „sollte jener Greis, der nur im Siegen zu leben und zu athmen schien, keine Ahnung von dem eigentlichen Gesange gehabt haben? von der Tonkunst, dem wahren Element, woher alle Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren?“ Wir begreifen seine Verwunderung, wenn wir uns erinnern, mit welchem Eifer er selbst sich früher und später an André, Kayser, Reichardt, Zelter u. s. w. angeschlossen. Auch die ablebende Nichte Gleim's, die unter dem Namen Gleminde einst die Zierde eines dichterischen Kreises gewesen war, wurde auf ihrem Siechbette begrüßt, und zuletzt, um die Wallfahrt ernst und würdig abzuschließen, in dem Garten das Grab des edlen Dichtergreises aufgesucht.

Die weitere Reise ging sodann nach den Spiegelbergen, buschig bewachsenen Anhöhen, dem nachbarlichen Harz vorliegend, die er jetzt durch seltsame, fratzenhafte steinerne Gebilde verunstaltet fand, ferner in's Budethal und zu dem längst bekannten Hammer. Von hier wanderte er, nun zum drittenmal in seinem Leben, das von Granitfelsen eingeschlossene rauschende Wasser hinan, wobei ihm recht lebhaft auffiel, daß nichts so sehr, als das Wiedersehen bedeutender Naturscenen nach langer Zwischenzeit, uns die mittlerweile in uns vorgegangene Veränderung zum Bewußtsein bringt. Er machte im Ganzen die Bemerkung, daß mit den Jahren immer mehr das Object hervortrete, daß, wenn er früher an den Gegenständen sich selbst empfunden, und Freude wie Leid, Heiterkeit wie

Verwirrung auf sie übertragen, er nunmehr bei gebändigter Selbstigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren ließ, kurz, daß der Dichter und Künstler in ihm durch den Naturforscher verdrängt worden sei. Anfangs gewahrte er dieß nicht ohne Schmerzen; zuletzt aber meinte er sich doch glücklich preisen zu müssen, daß, indem der künstlerische Blick sich ihm nach und nach zu verdunkeln drohte, der Sinn des Naturforschers sich dafür um so kräftiger in Aug und Geist entwickelte. Ueber Aschersleben begaben sich die Reisenden nach Halle; und von dort war Goethe am 1. Sept. wieder in Lauchstädt zurück.*)

Ueber seine Beschäftigungen in dem letzten Drittel des Jahres gibt uns der Briefwechsel mit Zelter u. A. nur einige flüchtige Andeutungen. „Hier bin ich nun wieder ganz allein," schrieb er am 1. Sept. aus Lauchstädt, „nachdem ich meinen August, der mich bisher begleitet, nach Weimar gesandt habe, und recapitulire, was mir in den letzten acht Wochen Gutes widerfahren ist, und suche das unter uns Verabredete nach und nach hervorzulocken. Zu diesem Zwecke dienet wohl ein altes Werk, das mir fast zufällig in die Hände gekommen ist. Sie erhalten hierbei die Uebersetzung einer Uebersetzung. Sobald ich sie nach dem Original revidiren kann, werden die Worte freilich ganz anders klingen; aber Sie werden vielleicht nicht mehr dabei denken, als jetzt bei diesen noch hie und da stockenden Aeußerungen." Als Beilage finden wir bei dem Briefe eine Stelle aus Plotinus, die später in die „Maximen

---

*) S. Briefwechsel mit Zelter, Nr. 72.

und Reflexionen“ aufgenommen wurde.*) Dann heißt es weiter in einem Schreiben aus Jena vom 12. October: „Seit dem Empfang Ihres lieben Briefs (d. 12. Sept.) ist es sehr bunt um mich zugegangen; ich benutze eine ruhige Stunde in Jena, Ihnen einige Nachricht von mir zu geben. Ich habe mich leidlich wohl befunden und Manches mehr vorbereitet als gethan. Ich habe mich mit gewissen Gegenständen der Naturlehre beschäftigt, und will suchen meine Farbenschrift gegen das Frühjahr vom Stapel laufen zu lassen. Von dem wunderbaren Mystiker (Plotinus) hätte ich Ihnen gern noch übersetzt, ehe ich sage, wer es ist; aber ich konnte auch leider! nicht daran kommen. Ich bin hierüber nach Jena gegangen, um noch vor Winters Einiges anzuordnen und abzuschließen, im Glauben, daß so eine Anstalt, die unsterblich ist, auch wieder eine gute und glückliche Epoche haben wird.“

Die Gemäldeausstellung und Preisertheilung, die ihm sonst im Spätjahr viel zu schaffen machten, hatte er eingehen lassen. Das öffentliche Verhältniß zur bildenden Kunst war ihm durch Mancherlei verleidet worden, obwohl er sie für sich stets lieb und werth behielt. Auch mochte jetzt die Theilnahme an der bildenden Kunst auf einen Augenblick dem erhöhten Interesse für die Naturwissenschaft weichen. „Ich habe wöchentlich,“ meldete er Zelter'n am 18. Nov., „einen Morgen eingerichtet, an dem ich einer kleinen Societät meine Erfahrungen und Ueberzeugungen, natürliche Gegenstände betreffend,

*) S. Bd. 3, S. 220 („Da wir überzeugt sind“) bis S. 222 (in der Mitte) Ausg. in 40 B.

vortrage. Ich werde bei dieser Gelegenheit erst selbst gewahr, was ich besitze und nicht besitze.“ Aehnlich heißt es in einem Briefe an Knebel (vom 7. Dec.) über diese Vorträge, welche Mittwochs stattfanden: „Der Mittwoch treibt mich immer an, über das Ganze und Einzelne zu denken, und fördert mich sehr.“

So war das Jahr 1806 herangekommen, abermals für ihn ein verhängnißvolles Jahr. Es begann unter kriegdrohenden Auspicien. Preußische Truppen rückten ein; dem Regiment Ostin folgten bald Fusiliere, später noch drei andere Regimenter. Der Geburtstag der Herzogin, der 30. Januar, wurde pomphaft genug, aber mit unerfreulichen Vorahnungen gefeiert. Der unvergleichliche Trompeterchor des Regimentes Ostin trat in einem Halbkreis zum Willkommen auf die Bühne und gab ergreifende Proben seiner Kunst. An Goethe'schen Stücken kamen in der diesmaligen Theatersaison Stella, zum ersten Mal mit tragischer Katastrophe, Götz und Egmont zur Aufführung. Auch die Schiller'sche Glocke wurde wieder mit allem Apparat des Gießens und der längst eingeübten Darstellung gegeben. Im Ganzen beschränkte man sich aber während des Frühjahrs darauf, das bestehende Repertorium zu erhalten und einigermaßen zu vermehren.

In der ersten Jahreshälfte bis Ende Juni's, wo Goethe nach Karlsbad ging, war er vorzüglich mit der Durchsicht seiner Werke Behufs einer neuen Ausgabe beschäftigt. Er widmete jeder einzelnen Production die gehörige Aufmerksamkeit, obgleich er den Vorsatz festhielt, nichts eigentlich umzuschreiben oder bedeutend zu verändern. Die Elegien erhielten ihre gegenwärtige Einrichtung, wornach sie in zwei Abtheilungen zer=

fallen, und der zweite Theil von Faust wurde zum Druck abgeschlossen. Dazwischen tauchte der Plan wieder auf, den Tell episch zu behandeln; ein dramatischer und ein epischer Tell, meinte er, könnten recht gut neben einander bestehen; und das Verhältniß zu Voß, dem Vater wie dem Sohne Heinrich, gab ihm Hoffnung, in der Handhabung des Hexameters immer sicherer vorzuschreiten. Aber die ängstlich ahnungsvolle Zeit ließ ihm nicht die zur Ausführung erforderliche Gemüthsfreiheit.

Der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung widmete er fortwährend eine rege Theilnahme und Mitwirkung. Unter Anderm wandte er ihr eine Recension von des Knaben Wunderhorn zu, das in diesem Jahre von Arnim und Brentano herausgegeben wurde. Wie innig er die Lieder dieser Sammlung durchgenossen, zeigt die meisterhafte, tiefempfundene Charakteristik, die er von allen der Reihe nach in einzelnen scharf bezeichnenden Epitheten gibt. Am meisten ergötzte ihn die Mannigfaltigkeit des Charakters dieser Gedichte, die, wie jede frische Quelle, die dem Gebirg entsprudelt, sämmtlich eine entschiedene Eigenthümlichkeit zeigen. Diesen Vorzug vermißte er an den Gedichten von Gottlieb Hiller, von denen er gleichfalls eine Recension in die Literaturzeitung einrücken ließ; aber dafür interessirte ihn um so mehr die Person, wie sie sich in diesen Gedichten und der beigefügten Selbstbiographie kund gibt. Ein begeistertes Lob spendete er ferner in der Literaturzeitung den Ideen zur Physiognomik der Gewächse von Alex. v. Humboldt. Was er dem kurzen Schriftchen, „dem kleinen Gefäß voll köstlicher

Früchte", nachrühmt, läßt sich noch ganz auf die letzte und gereifteste Production des großen Naturforschers, den Kosmos, anwenden; „er zeigt, wie das einzeln Erkannte, Eingesehene, Angeschaute in völliger Pracht und Fülle dem Gemüthe zugeeignet, und der so lange geschichtete und rauchende Holzstoß durch einen ästhetischen Hauch zur lichten Flamme belebt werden könne."

Zwischen diesen Arbeiten ergötzte sich Goethe an dem Anschauen mancher Kunstwerke, die ihm von nah und fern her zugesandt wurden. Unter mehreren, deren er in den Annalen gedenkt, erwähnen wir einiger Sendungen von Tischbein, da auf sie die dem Jahr 1806 angehörigen Vier Gedichte an Tischbein sich beziehen. Der alte Freund, der nach der Rückkehr aus Italien vom Herzog von Oldenburg in eine angenehme Lage versetzt worden war, schickte im Frühjahr an Goethe unter Andern einige aquarellirte Copien und an die Herzogin Amalia einen mäßigen Folioband Federzeichnungen, gleichfalls in Aquarell. Hierin war Tischbein ganz besonders glücklich, indem er, als ein geübtes Talent, auf solche Weise Gedanken, Einfälle, Grillen ohne großen Aufwand und ohne Gefahr von Zeitverlust aussprechen konnte. Thiere darzustellen*) war immer Tischbein's Liebhaberei. Namentlich gedenkt Goethe eines Esels, der mit großem Behagen Ananas statt Disteln fraß. Auf einem andern Bilde blickte man über die Dächer einer großen Stadt gegen die aufgehende Sonne; ganz im Vordergrunde saß ein schwarzer Oessenjunge unmittelbar am

---

*) S. das vierte Gedicht an Tischbein.

Schornstein, so weit er noch Farbe annehmen konnte, von der Sonne vergoldet, obwohl der letzte Sohn des jammervollsten Gewerbes, doch der Einzige unter vielen Tausenden, welcher des erhebenden Naturschauspiels genoß. Dergleichen Mittheilungen geschahen aber von Tischbein nur unter der Bedingung, daß man ihm eine poetische oder prosaische Auslegung seiner sittlich-künstlerischen Träume zukommen ließ; und so wurde Goethe zu den obenerwähnten vier Gedichten angeregt.

Gegen Ende Junis *) begab er sich auf den Rath der Aerzte in Begleitung Riemer's und eines Majors von Hendrich, der die Reisesorgen übernahm, nach Karlsbad, obwohl er diesmal wenig Vertrauen zu den dortigen Heilmitteln hatte und lieber nach Berlin zu seinem Freunde Zelter gegangen wäre, welcher jetzt gerade nach dem Verluste einer geliebten Frau seines Trostes sehr bedurfte. Indeß kam er bald von seinem Unglauben zurück, und der Gebrauch der Trink- und Badekur bekam ihm so wohl, daß es ihn gereute, sie nicht früher gegen die Uebel versucht zu haben, die er in duldender Indolenz seit einiger Zeit hatte hinschleichen lassen. „Nur müsse man sich," schrieb er an Zelter, „einer völligen Tagdieberei hingeben, weil man gar zu geschwind fühle, daß man von jeder Art Thätigkeit untüchtig werde." Zum Mineralogisiren forderte jedoch die ganze umliegende Gegend auf, welches denn auch wieder sehr bei ihm an die Tagesordnung trat. Auch machte er viele interessante Bekanntschaften, und begegnete

*) Nicht Ende Mai's, wie es in den Annalen heißt. S. Briefwechsel mit Zelter, Nr. 89 und 91.

Manchem persönlich, dessen Namen und Wirkungen er bisher nur kannte.

Einen alten treuen Gesellen auf seinen geognostischen Ausflügen fand er in dem Steinschleifer Joseph Müller wieder. Dieser war zuerst auf den Gedanken gekommen, die Karlsbader Sprudelsteine in Tafeln zu schneiden, zu poliren und bekannt zu machen. Daneben hatte er auch auf andere geologische Merkwürdigkeiten der Umgegend geachtet und namentlich die interessanten, aus dem verwitternden Granit sich ablösenden Zwillingskrystalle des Feldspaths gesammelt. Seit Goethe zuletzt in Karlsbad war, hatte er seine Studien über die ganze Gegend ausgedehnt, und seine Sammlung vom Grundgebirge an durch alle Uebergänge bis zu den pseudovulcanischen Erscheinungen verbreitet. Goethe fuhr, von ihm begleitet, nach Engelhaus, erstieg und beklopfte den Klingsteinfelsen und durchstreifte forschend und sinnend die Gegend von Karlsbad. An einigen Spazierfahrten nahm auch der russische Legationsrath von Struve Theil, ein im geologischen Fach eben so unterrichteter als mittheilender Kenner, der Goethe'n seine schöne und instruktive Sammlung von Stufen zeigte. Späterhin gesellten sich auch noch Bergrath Werner und Aug. von Herder zu dem Kreise, jener auf längere, dieser auf kürzere Zeit. Mit Werner fand sich Goethe häufig theoretisch im Widerspruch; aber indem er das Gespräch auf die Erfahrung hinlenkte, wußte er sich den Umgang mit dem kenntnißreichen Manne nützlich und angenehm zu machen.

In einsamen Stunden gedachte er der nächsten Theatersaison, und versuchte Oelenschläger's verdienstliche Tragödie

Hakon Jarl der Weimarischen Bühne anzueignen. Oelenschläger hatte ihn zu Weimar gegen Anfang Juni's besucht und ihm wohlgefallen. „Er besitzt ein unverkennbares poetisches Talent," heißt es in einem Briefe an Zelter vom 2. Juni, „und wird auch für uns Deutsche, da er sich unsrer Sprache zu bemeistern sucht, manches Angenehme hervorbringen." Jetzt in Karlsbad beschäftigte sich Goethe sogar schon mit Aufsuchung von Kleidern und Decorationen für das Stück. Allein späterhin schien es ihm bedenklich, zu einer Zeit, wo mit Kronen im Ernst gespielt wurde, „mit dieser heiligen Zierde sich scherzhaft zu gebärden."

Seiner Kunstliebe kam eine Sammlung von Kupfern zu Statten, die Graf Lepel mit sich führte, so wie eine Anzahl großer mit der Feder gezeichneter, aquarellirter Blätter von Ramberg, welche Graf Corneillan nebst sehr schönen Landschaften in Deckfarben und eigenen Arbeiten besaß. Auch fühlte er sich jetzt einmal wieder angetrieben, die bedeutend abwechselnden Gegenstände, die ihn täglich umgaben, sich durch Nachbildung dauernder anzueignen. Die gelungeneren Skizzen bewahrte er als Anfang einer Sammlung auf. Ueberhaupt trat jetzt sein Sammeleifer immer stärker hervor, und die bereits angelegten Sammlungen bewährten mehr und mehr ihre Anziehungskraft. So gewann sein Medaillen-Cabinet, das von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an über den Weg der Bildhauerkunst Aufschluß gab, desgleichen eine Sammlung eigenhändig geschriebener Blätter ausgezeichneter Männer im Laufe des Jahrs eine beträchtliche Vermehrung. Von diesem handschriftlichen Besitz hatte er ein alphabetisches Verzeichniß

drucken lassen; und indem er solches jedem Briefe an Freunde beilegte, spornte er diese zu fortdauernder Vermehrung desselben an.

Unter so vielfacher angenehmer Beschäftigung, im Gefühl einer gut anschlagenden Cur, hätte Goethe in Karlsbad ein glückliches Leben führen können, wenn nur nicht täglich und stündlich einlaufende Nachrichten fortwährend Sorgen und Bekümmerniß um das Vaterland aufgeregt hätten. Fürst Reuß XIII., der sich gleichfalls dort befand, enthüllte ihm mit diplomatischer Umsicht das Unheil, welches Thüringen und ganz Deutschland bedrohte. Manchen hellen Blick in die Vergangenheit ließ ihn der österreichische General Richter thun, der die harten Schicksale von Ulm mit erlebt hatte. Zwischen den beunruhigenden Unterhaltungen fehlte es freilich nicht an ableitenden. So besprach sich Landgraf Karl von Hessen, von jeher tiefern Studien zugethan, mit ihm häufig über die Urgeschichte der Menschheit. Aber dafür mußte er dann wieder von den gefährlichen Plänen braver deutscher Patrioten hören, welche die ernstliche Absicht nicht verhehlten, einen Volksaufstand zu organisiren, und über die Mittel dazu leidenschaftlich verhandelten.

In der ersten Hälfte des August verließ er Karlsbad und Böhmen, welches damals durch seine Ruhe das Gefühl gab, als wäre man im Lande Gosen. Auf der Rückreise durch Hof fand er in Zeitungen die Nachricht von der Auflösung des deutschen Reiches, und kaum war er zu Hause angelangt, als man das drohende Kriegsgewitter im Heranmarsch gewaltiger Heeresmassen sich nähern sah. Die Preußen setzten die Be=

festigung von Erfurt eifrig fort; der Herzog Karl August, als preußischer General, bereitete sich zum Abzuge. Nur flüchtig gedenkt Goethe in den Annalen einer „prägnanten" Unterhaltung mit seinem Fürsten im Hauptquartier Niederroßla, und sorgenvoller Verhandlungen mit seinem treuen Geschäftsfreunde, dem Staatsminister von Voigt. Aber wie selbst in bedenklichen Zeitläuften alles Herkömmliche, Vergnügungen und Arbeiten sowohl, als Essen, Trinken und Schlafen ihren Gang fortgehen, so wurde auch jetzt bei der Herzogin Mutter zu Tiefurt, wo Kapellmeister Himmel gegenwärtig war, wenngleich mit schwerem Herzen musicirt.

Am 26. September begab er sich nach Jena, um eine dort aus Karlsbad angelangte Gebirgsfolge auszupacken und unter Beistand des Directors Lenz vorläufig zu katalogisiren. Er bezog diesmal den Seitenflügel des Schlosses, dem Fürsten Hohenlohe Platz zu machen, der mit seiner Truppenabtheilung heranrückte. Bei ihm zu Tafel geladen, sah er manche bedeutende Männer wieder und machte neue Bekanntschaften. Es entging ihm nicht, daß auf Allen das Vorgefühl eines nahenden Unglücks lastete. Dessen ungeachtet sprach er, seinem Charakter getreu, mit Hegel nach alter akademischer Weise manches philosophische Capitel durch. Den Jenensern zu Liebe überschritt er jetzt einmal ausnahmsweise das selbstauferlegte Gesetz, sich nie in öffentliche Händel zu mischen. Obrist von Massenbach hatte eine Art von moralischem Manifest verfaßt, welches, obwohl seltsam und lächerlich genug, doch im Falle des Einrückens der Franzosen dem Druckorte unheilbringend werden konnte. So wurde denn Goethe vom Drucker und

einigen Jenensischen Rathsherren mit der Bitte angegangen, den Druck des vorgelegten Manuscriptes abzuwenden. Er verfügte sich zum Verfasser, rückte nach erneuerter Bekanntschaft mit seiner Protestation hervor, und fand einen beharrlichen Autor, erwies sich aber selbst als eben so beharrlichen Bürger und trug seine Argumente mit so feuriger Beredsamkeit vor, daß Massenbach endlich nachgab.

Als er am 6. October nach Weimar zurückkehrte, fand er Alles in Unruhe und Bestürzung. „Die großen Charaktere," erzählt er selbst, „waren gefaßt und entschieden; man fuhr fort zu überlegen, zu beschließen. Wer bleiben, wer sich entfernen sollte, war die Frage." Zur großen Beruhigung gereichte es für ganz Weimar, daß sich die Herzogin Louise zu bleiben entschloß. In der Mitte ihres Volkes unter allen Schrecken und Gefahren ausharrend, bewährte sie die Fassung einer großen weiblichen Seele, womit sie selbst dem damaligen Beherrscher der Welt Achtung und Ehrfurcht abnöthigte.

Unterdeß wälzte sich das Kriegsunwetter mit furchtbarer Schnelligkeit heran. Es war Dienstag den 14. October, Morgens 7 Uhr, als die Einwohner Weimars durch den Kanonendonner der Schlacht von Jena aufgeschreckt wurden. In Goethe's Hausgarten vernahm man diesen Donner pelotonweise. Da jedoch, wie der Tag zunahm, der Schall sich verminderte und zuletzt aufhörte, setzte man sich, wie gewöhnlich, um 3 Uhr zu Tisch. Kaum aber hatte man zu essen begonnen, als ganz in der Nähe Kanonenschüsse erst einzeln, dann zu mehrern hintereinander, erdröhnten. Der Tisch wurde eiligst

abgeräumt, Goethe entfernte sich; und Riemer fand ihn gleich nachher im Hausgarten auf- und abwandeln. Unterdessen pfiffen Kanonenkugeln über das Haus, und die preußische Retirade ging hinter dem Garten dicht an der Ackerwand in gräßlicher Verwirrung vorbei; man sah die Spitzen der Gewehre über der Gartenmauer hin schwanken. Unter Angst und Spannung war etwa eine Stunde vergangen, als eine furchtbare Stille auf den Straßen und dem Platz vor Goethe's Hause eintrat. Da kamen einzelne französische Husaren nahe ans Frauenthor gesprengt und spähten, ob Feinde in der Stadt wären. Als sie sicher zu sein glaubten, gallopirten sie hinein; und bald darauf sah Riemer, wie Goethe zu Fuß an der Seite eines Husarenofficiers auf das Schloß zuging. Erst nachher erfuhr Riemer, dieser Officier, der sich geheimnißvoll nach Goethe erkundigt hatte, sei der Sohn seiner Lili, ein Baron von Türkheim gewesen. Goethe ließ vom Schloß ins Haus sagen, der Marschall Ney würde sich dort einquartiren, und außer ihm noch einige Cavalleristen. Die Letztern erschienen auch bald und lagerten sich sogleich, vom sechszehnstündigen Ritt aus Franken nach Jena ermüdet, auf die Streu im Bedientenzimmer. Unterdessen gingen in der Stadt mehrere Häuser in der Nähe des Schlosses in Flammen auf, Läden und Keller wurden erbrochen, und in den Wohnungen geplündert und Mißhandlungen verübt. Viele Personen flüchteten sich in ein Zimmer des Goethe'schen Hinterhauses, wo man um so mehr sich geborgen glauben durfte, als der Marschall dort Quartier nehmen sollte.

Aber noch stand Goethe'n eine schlimme Nacht bevor.

Er war unterdeß vom Schlosse zurückgekommen, ohne den Marschall, für den eine stattliche Tafel bereit stand, mitzubringen. Man erwartete diesen bis tief in die Nacht vergebens, und hielt unterdeß das Haus gegen Eindringlinge verriegelt. Gegen Mitternacht aber donnerten heftige Kolbenschläge an die Thüre, und zwei kleine Kerle von der damals spottweise so genannten Löffelgarde, eigentlich Tirailleurs in voller Bewaffnung, verlangten Einlaß. Als sie, trotz aller Proteste, Anstalt machten ein Fenster einzuschlagen, öffnete man ihnen endlich die Hausthüre. Sie sprachen sogleich der Flasche weidlich zu, und verlangten zuletzt stürmisch den Hausherrn zu sehen. Goethe, obwohl schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock, den er scherzhaft den Prophetenmantel zu nennen pflegte, schritt die Treppe auf sie zu und flößte ihnen durch seine würdige Gestalt und seine geistvolle Miene so viel Respect ein, daß sie auf einmal höfliche Franzosen wurden und mit ihm anstießen. Nachdem er sich wieder entfernt hatte, setzten sie den Flaschen von Neuem zu und stiegen endlich die Treppen hinauf, auf der sie den Hausherrn hatten kommen und hinaufsteigen sehen. Vom Weine erhitzt, rückten sie ihm auf das Schlafzimmer und brachten sein Leben in ernstliche Gefahr. Rasch entschlossen rief Christiane Vulpius einen der ins Haus Geflüchteten zu Hülfe, und dieser erschien noch zeitig genug, um Goethe'n vor den Wüthenden zu retten, sie hinauszujagen und die Thüren des Zimmers und Vorgemachs zu verriegeln. Am nächsten Morgen kam der Marschall, und nun trat sogleich eine Schutzwache vor das Haus.

Das Dankgefühl gegen Christiane Vulpius, welche sich

überhaupt in diesen Schreckenstagen, obwohl des Französischen unkundig, mit musterhafter Entschlossenheit, Gewandtheit und Umsicht benommen hatte, mochte dazu beitragen, in Goethe den zweifelsohne schon lange genährten Plan der kirchlichen Trauung mit ihr zur Reife zu bringen. Die Anschauung nahe drohender Lebensgefahr machte es ihm zum Bedürfniß, sich an eine erprobte treue Seele auch vor den Augen der Welt näher anzuschließen, und ihr für manche bisher empfundene Nachtheile und Entbehrungen eine gerechte Entschädigung zu geben. Auch war seine Vaterliebe dem heranwachsenden Sohne eine öffentliche Anerkennung schuldig; und so haben wir nicht nöthig, noch einen andern Beweggrund heranzuziehen, den die Klatscherei gar als Hauptmotiv jenes Schrittes dargestellt hat: die Aussicht auf eine Unterredung mit Napoleon, von dem vorauszusehen war, daß er sich nach seinen Familienverhältnissen erkundigen würde. Der Augenblick zur Ausführung seines Vorhabens war sehr glücklich ergriffen. Jedermann hatte in dem gegenwärtigen Momente mit den eigenen und den Landes-Calamitäten zu viel zu thun, als daß er jenem Vorfalle eine besondere Aufmerksamkeit hätte widmen können. Es war am 19. Oktober, am ersten Sonntage nach der Schlacht von Jena, wo Goethe mit Christiane Vulpius, seinem Sohne und Riemer, als Zeugen, des Morgens nach der Schloßkirche fuhr, und in der Sacristei den Trauungsact vollziehen ließ. Der Ober-Consistorialrath Günther verrichtete die Ceremonie in angemessener Weise. Alle Freunde und Verehrer Goethe's billigten und belobten den längst erwarteten Schritt.

Der Gewittersturm braus'te über Weimar rasch hinweg,

auf seinem weitern Zuge eine mächtige Monarchie in Trümmer werfend. Wie Goethe den Rest des Jahres verlebte, darüber gibt uns zunächst ein Brief an Zelter vom 26. Dezember, freilich nur summarische Auskunft. „Seit dem 14. Oktober," lautet er, „bin ich täglich in Gedanken bei Ihnen gewesen, und noch eben, wie dieses geschrieben wird, steht ein zugesiegelter Brief an Sie auf meinem Schreibpult, den ich fortzusenden nicht den Muth hatte. Denn was soll man sich einander sagen? Am 12. Dezember habe ich Ihren Geburtstag im Stillen gefeiert, und so werden wir wohl auch künftig nur das stille Gute im Stillen feiern können. Durch die bösen Tage bin ich wenigstens ohne großen Schaden durchgekommen. Es war nicht Noth mich der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen, indem sie durch treffliche Männer genugsam besorgt wurden; und so konnt' ich in meiner Klause verharren, und mein Innerstes bedenken. In den schlimmsten Stunden, wo wir um Alles besorgt sein mußten, war mir die Furcht, meine Papiere zu verlieren, die peinlichste, und von der Zeit an schick' ich zum Drucke fort, was nur gehen will. Die Farbenlehre schreitet stark vor. Auch werden meine Ideen und Grillen über die organische Natur nach und nach redigirt, und so will ich von meinem geistigen Dasein zu retten suchen, was ich noch kann, da Niemand mehr weiß, wie es mit dem Uebrigen werden wird."

In den Briefen an Knebel aus dem letzten Viertel des Jahrs 1806 spricht sich Gefaßtheit und innige Theilnahme aus. Nach allen Seiten spendete Goethe, so viel in seinen Kräften stand, Hülfe, Rath und Trost. „Haltet Euch so gut

es möglich ist," schrieb er sieben Tage nach der Schlacht bei Jena; „nur die erste Zeit ist noch peinlich. Es werden auch Stunden der Genesung und des Wohlseins wiederkommen. Wegen unserer wissenschaftlichen Anstalten (in Jena) schreibe ich Dir nächstens und bitte Dich auf alle ein Auge zu haben. Die regierende Herzogin ist an ihrem Posten. Denon, Director aller kaiserl. Museen, logirte zwei Tage bei mir. Ich hatte ihn in Venedig gekannt und viel Freude am Wiedersehen. So muß erst ein Gewitter vorbeiziehen, wenn ein Regenbogen erscheinen soll." In einer Nachschrift fügte er hinzu: „Unendliche Freude hatte ich zu vernehmen, daß es Euch leidlich ergangen ist. Haltet Euch nur diese ersten Tage, bis man selbst wieder beisammen ist und thätiger zu Hülfe kommen kann." Zwei Tage später ersuchte er Knebel, einer Demoiselle Huber, die in Geldverlegenheit war, auf seine Rechnung, mit 6 Thalern zu Hülfe zu kommen, und in einem Briefe vom nächsten Tage, an Hegel, wenn er etwa Geld bedürfe, bis zu 10 Thalern zu zahlen. In Briefen aus dem November berichtete er über die successive Wiederherstellung der Weimarischen Zustände, wobei freilich alle geistige, leibliche und ökonomische Kräfte aufzubieten seien, um die vergangenen Uebel zu heilen und die gegenwärtigen zu ertragen. „Was mich selbst betrifft," schrieb er am 26. November, „so halte ich mich ganz ziemlich, und suche besonders das chromatische Manuscript in die Druckerei zu schaffen, um endlich diesen sisyphischen Stein los zu werden." Ein Brief vom 13. Dezember beginnt: „Die kurzen Tage gehen mir geschwind in allerlei Beschäftigungen vorbei; besonders ist die Farbenlehre stark auf dem Amboß. Das Manuscript zum

eigentlichen didaktischen Entwurf ist schon ganz abgesendet; nun sind wir am polemischen Theile des ersten Bandes, bei welcher Arbeit gute Unterhaltung, ja sogar leidenschaftliche Gemüthsbewegung zu finden ist. — Die Abende habe ich mich gewöhnt, in Gesellschaft zuzubringen, und so hoffe ich über die nächsten Wochen glücklich hinauszukommen."

Weimar erfreute sich zwar bald wieder der Rückkehr des geliebten und verehrten Landesvaters; aber der edle, offne deutsche Mann war eine geraume Zeit mit Horchern, sogar an seiner Tafel umstellt. Er war bei dem fremden Machthaber angeschwärzt, weil er vormaligen Waffengefährten in ihrer Entblößtheit Hülfe gespendet und preußische Offiziere im Militair- und Civilfach angestellt hatte. Als Falk unserm Dichter eines Tages einen darauf bezüglichen Bericht vorlas, unterbrach dieser ihn mit feurigen Worten, die uns von Falk aufbewahrt worden sind. Mögen sie immerhin nicht buchstäblich getreu wiedergegeben sein, wenn nur der Geist, der in ihnen weht, von Goethe stammt, so haben wir in ihnen eines der sprechendsten Zeugnisse seiner deutschen Gesinnung und seiner edlen Freundschaft mit dem Herzog Karl August. „Genug!" fiel Goethe mit flammendem Gesicht dem Lesenden in die Rede. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtniß so gar nichts in euern Augen? Warum muthet man dem Herzog zu, die schönsten Erinne-

rungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreifen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern macht, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? Setzen wir den Fall, daß heut oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und Dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück,

wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Unglück und sein Fall, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Throns entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er seinen Oheim, den Herzog von Braunschweig auf dem Todbette besuchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!" Hier rollten ihm, wie Falk erzählt, die Thränen stromweise von beiden Wangen herunter; dann fuhr er nach einer Pause fort: „Ich will um's Brod singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf seinen Thron herauf- und euch von dem euren heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgends ist der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst,

was Eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! Oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn Ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu beitragen, bis Alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstab, jedes Komma und jeder Punkt in Rauch und Dunst davon fliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden übrig bleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermüthigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll."

Siebentes Capitel.

Naturwissenschaftliche Forschungen und Lectüre des Jahrs 1806. — Das Jahr 1807: Theater. Tod der Herzogin Amalia. Farbenlehre. Neue Ausgabe seiner Werke. Aufenthalt in Karlsbad. Dortige Arbeiten. Bekanntschaften. Reinhard. Rückkehr nach Weimar. Singschule. Vorspiel zur Wiedereröffnung des Theaters. Pandora. Sonette. Sonstige Gegenstände seiner Theilnahme.

Wir haben zunächst, ehe wir zu dem Jahre 1807 übergehen, noch einiger Arbeiten und Beschäftigungen Goethe's aus dem vorhergehenden Jahre zu gedenken. In Jena gab ihm der Nachlaß von Batsch Mancherlei anzuordnen und zu schaffen. Dieser hatte eine naturforschende Gesellschaft gestiftet,

und allmählig durch und für dieselbe ein ausgebreitetes Museum zusammengebracht, dem er seine eigene Sammlung methodisch eingeschaltet. Jetzt galt es nun, die beiderseitigen Ansprüche der Gesellschaft und der Erben des Verstorbenen auseinanderzusetzen und die Nachlassenschaft zu sondern, was nicht wenig Mühe und Unannehmlichkeiten verursachte. Indeß fand Goethe nach dem Karlsbader Aufenthalte, bei der Rückkehr nach Jena im September, das mineralogische Cabinet bereits in der schönsten Ordnung und auch das zoologische reinlich aufgestellt.

Dr. Seebeck brachte das ganze Jahr in Jena zu und förderte Goethe's Einsicht in die Physik überhaupt, besonders aber in die Farbenlehre. Mit dem Professor der Medicin Schelver tauschte er häufig Betrachtungen über Natur und Naturwissenschaft aus; Alexander v. Humboldt's freundliche Sendungen führten ihn in die weite und breite Welt; Sömmering's Gehörwerkzeuge lockten ihn zur Anatomie zurück; Cotta's Betrachtungen über das Wachsthum der Pflanzen, nebst beigefügten Musterstücken von durchschnittenen Hölzern, riefen ihn auf's Neue zur Morphologie, wobei er den Vorsatz faßte, sowohl die Metamorphose der Pflanzen als sonst sich Anschließendes wieder abdrucken zu lassen; die große Charte botanique d'après Ventenat machte ihm die Familienverhältnisse der Pflanzen anschaulicher; Steffen's Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften gaben ihm Viel zu denken; selbst der Mathematik suchte er sich möglichst zu nähern, zu welchem Zwecke er Montucla's Histoire des Mathématiques las; und nachdem er durch Wiedervergegenwärti=

gung der höhern Ansichten, woraus die Erkenntniß des Einzelnen hervorgeht, sich in die Mitte des Naturreichs zu stellen gesucht hatte, schrieb er ein Schema der allgemeinen Naturlehre.

Es war ihm bei dem Schema besonders darum zu thun, für seine Farbenlehre einen sicheren Standpunkt zu finden; denn diese gedachte er nunmehr ernstlich anzugreifen und zum Druck zu befördern. Sie war auf drei Theile angelegt, einen didaktischen, einen geschichtlichen und einen polemischen. Die Vorarbeiten, womit er sich seit zwölf Jahren beschäftigte, waren so weit gediehen, daß sich besonders die zwei ersten Theile immer mehr zu runden anfingen und der Druck derselben gleichzeitig beginnen konnte. Am meisten war für den didaktischen Theil geschehen; die Lehre von den physiologischen Farben, welche die erste Abtheilung desselben bildet, hatte er nach bestem Vermögen durchgearbeitet und fügte nun noch einen Anhang über die pathologischen Farben hinzu. Sodann redigirte er die Lehre von den physischen Farben, und führte weiter die sinnlich-sittliche Wirkung der Farben aus. Nebenher wurden im Geschichtlichen, dessen Anfänge bereits fertig vorlagen, Gautier's Chroagenosie und das, was Plinius von den Farben gesagt haben mochte, betrachtet. Mit dem Abdruck war man bis zum 13. Bogen des didaktischen Theils und bis zum 4. des geschichtlichen gelangt, als im October das furchtbare Kriegsunheil hereinbrach und die übereilt geflüchteten Papiere unwiderbringlich zu vernichten drohte. Sobald er sich ermannt hatte, ward mit andern Geschäften auch dieses von Neuem aufgegriffen, und mit verdoppelter Thätig=

keit weitergeführt, und zwar wurde besonders auf die Bearbeitung der nöthigen Tafeln die größte Sorgfalt verwandt. Zu lebhafter Freude gereichte ihm der Brief eines jungen Malers Philipp Otto Runge, der, ohne von unsers Naturforschers Bemühungen unterrichtet zu sein, auf die gleichen Wege gekommen war. Goethe fand schon bei seiner Rückkehr von Karlsbad im August einen Aufsatz in Briefform von ihm vor, worüber es in einem Schreiben an Zelter (vom 15. Aug. 1806) heißt: „Ein Theil seines kurzen Aufsatzes steht beinahe wörtlich in meiner Farbenlehre, zu einem andern Theile findet sich der Commentar in meiner Arbeit, und dann hat der Verfasser solche Stellen, die ich ihn ersuchen werde, mir abzutreten, weil man das, wovon ich überzeugt bin, nicht besser sagen kann. Diese Zustimmung eines Lebenden, der bisher gar nichts von mir und meinen Bemühungen gewußt hat, gibt mir eine neue Lust, weiter fortzufahren und mein Pensum zu endigen.“ Bei fortgesetzter Correspondenz erhielt er die Erlaubniß, Runge's ganzen Brief seiner Farbenlehre beizufügen, in der wir ihn jetzt unmittelbar vor dem Schlußwort unter dem Titel „Zugabe“ finden.*) — Den polemischen Theil der Farbenlehre griff er, wie sehr ihm das Streiten auch zuwider war, gleichfalls noch im Jahre 1806 an und brachte die Einleitung desselben mit Ausgang des Jahres zu Stande.

Was seine nicht auf naturwissenschaftliche Forschungen

---

*) S. Goethe's W. Bd. 37, S. 289 ff. Das Datum des Briefes (d. 3. Juli 1808) ist irrig; es ist wohl dafür zu lesen: Den 3. Juli 1806.

bezügliche Lectüre dieses Jahres betrifft, so hebt er selbst in den Annalen folgende Schriften hervor: der Perser des Aeschylus, die Nibelungen, Schiller's Nachlaß, Adam Müller's Vorlesungen, Hamann's Schriften, Wieland's Uebersetzung der Horazischen Epistel an die Pisonen, Fernow's Abhandlung über die italienischen Dialekte, Johannes Müller's Selbstbiographie, die Gleim'schen Briefe, Huber's Leben, des Lampridius Kaisergeschichte, die Studien von Daub und Creuzer, Hallische Missionsberichte und die Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa von Gentz — wahrlich Zeugnisse genug für die Vielseitigkeit seines Interesses und die rastlose Thätigkeit seines Geistes selbst mitten unter den Bedrängnissen und Gefahren einer verderbenschwangern Zeit!

Mit dem Anfange des Jahres 1807 finden wir die Weimarischen Zustände über Erwarten beruhigt und Alles wieder in die Geleise friedlicher Thätigkeit zurückkehrend. Die Gesellschaftskreise hatten schon gegen den Schluß des vorigen Jahres sich wieder zu beleben begonnen; so hatten die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer, welche jeden Donnerstag die Elite der Weimarischen Societät, auch manchmal fürstliche Personen und Fremde von Bedeutung in sich aufnahmen, im November bereits wieder ihren Anfang genommen. In zwangloser Unterhaltung verbreiteten sich hier Männer wie Goethe, Meyer, Wieland, Fernow, Falk, Einsiedel u. A. über Kunst und Wissenschaft, hielten auch wohl zuweilen einen förmlichen Vortrag; nur Politik wurde vermieden. Goethe war häufig in diesem Cirkel und belebte, wenn er

guter Stimmung war, den ganzen Kreis durch seine Unterhaltung. Da man aber wußte, daß er manchmal nicht zum Gespräche aufgelegt war, so stand für ihn ein Tisch bereit, an dem er schweigsam sitzend manche Landschaften zu Stande brachte.

In den ersten Monaten des Jahres 1807 finden wir seine Aufmerksamkeit vorzüglich dem Theater zugewandt. Dieses war, nachdem es eine Zeit lang zum Lazareth gedient hatte, gegen Ende des vorigen Jahres wieder eröffnet worden; Balcon und Loge, Parterre und Galerie hatten sich wieder bevölkert, „zum Wahrzeichen und Gleichniß," wie es in den Annalen heißt, „daß in Stadt und Staat Alles die alte Richtung angenommen." Zufällig, wenn gleich nicht unvorbereitet, gab eine freundliche, den innigsten Frieden herstellende Kunsterscheinung jetzt der Bühne einen neuen Glanz. Tasso ward aufgeführt, von Goethe's theatralischen Zöglingen längst im Stillen liebevoll eingelernt, auch wohl zuweilen in seiner Gegenwart gelesen. Er hatte sich gegen die Darstellung auf der Bühne fortwährend gesträubt und sie zuletzt nur halb unwillig zugestanden. Um so mehr fühlte er sich durch den großen Beifall, den dies Stück bei der Aufführung einerndtete, überrascht und angenehm beschämt. Mit erhöhtem Eifer nahm er sich nun in den nächsten Monaten des Theaters und besonders der Ausbildung der jüngern Schauspieler an. Calderon's „standhafter Prinz" und Kleist's „zerbrochener Krug" wurden eingeübt, letzteres jedoch mit entschiedener Ungunst aufgenommen. Den rechten Aufschwung gewann aber das Theater erst durch einen längern Aufenthalt in Halle und Lauchstädt, wo

man sich vor einem zu hohen Forderungen berechtigten Publicum möglichst zusammennahm.

Bald nach der Aufführung des Tasso, am 10. April 1807 starb die Herzogin Mutter Amalia, der unser Dichter so manche frohe Stunde seines Lebens verdankte. Er widmete ihrem Andenken einen Aufsatz in Redeform,*) „eilig, mehr in Geschäftsform als in höherm innern Sinne abgefaßt.“ Gegen den Schluß desselben heißt es von der Hingeschiedenen: „Hatte sie während ihres Lebensganges mancherlei Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier tapferer Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der sich für Andere aufopfernd, von den Fluthen verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkehrenden Bruders und eines hoffnungsvollen, lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden

*) S. Goethe's Werke, Bd. 27, S. 416 ff. (Ausg. in 40 B.) Die Bezeichnung des Aufsatzes als Rede ist nicht ganz richtig. Abdrücke desselben wurden dem Oberconsistorium zu Weimar mit folgendem Erlaß des Herzogs vom 13. April zugefertigt: „Wir haben über die Personalien und Lebensumstände Unserer verlebten Frau Mutter beiliegenden Aufsatz zum Gebrauch der Gedächtnißfeier verfassen lassen, und begehren bei Zusendung der erforderlichen Exemplare hiermit gnädigst, Ihr wollet nach der zu haltenden Gedächtnißpredigt nächsten Sonntags solchen von den Kanzeln im Lande also verlesen lassen, daß die dabei an Rand gesetzten Tage und Jahrzahlen nicht mit abgelesen werden u. s. w.“ (Goethe's Leben von Schäfer, **II**, 334.)

wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff, da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte, nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten, jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr muthiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Aeußeren ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und Niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte." Goethe fühlte sich schwer von diesem Todesfalle niedergedrückt. „Der Verlust unserer Herzogin Mutter," schrieb er an Zelter, „ist bei so manchem andern zerrütteten Verhältnisse sehr groß. Man darf, wie gegenwärtig überhaupt über nichts, so auch darüber nicht weiter nachdenken. Man muß von einem Tage zum andern leben und leisten was noch möglich ist." So war es auch jetzt wieder das tiefe Gefühl der Pflicht, was ihn aufrecht erhielt. Aber wie es ihm gewöhnlich erging, daß

über dem Ankämpfen gegen Seelenleiden seine Gesundheit zu wanken begann, so hören wir ihn auch jetzt in einem Briefe an Zelter vom 4. Mai über schlechtes Befinden klagen, von dem er Befreiung in Karlsbad hoffte.

Trost und Zuflucht in allen Bedrängnissen war ihm die Naturforschung. „An meiner Farbenlehre wird sachte fortgedruckt,“ heißt es in dem eben bezeichneten Briefe an Zelter, „aber es geht noch wohl ein Jahr hin bis ich fertig werde.“ Es wurden nun auch die längst vorbereiteten Tafeln mit Sorgfalt nach und nach ins Reine gebracht und gestochen. Nachdem der Abdruck des didaktischen Theils schon gegen Ausgang des Januars vollendet war, konnte er sich mit mehr Freiheit dem polemischen Theile zuwenden, dessen Anfang er gleichfalls schon zum Drucke gab. Indeß konnte er noch im April, wie er an Knebel berichtete, das Ende nicht absehen. Er glaubte Schritt vor Schritt die Newton'schen Versuche wiederholen zu müssen, um sie genau beurtheilen und entwickeln zu können, wobei ihn die Sonne manchmal im Stiche ließ. Zugleich wurde der geschichtliche Theil fortgeführt, und Nuguet über die Farben und aus der mittlern Zeit Roger Bacon näher betrachtet. Die erfreuliche Wahrnehmung, daß seine Auffassung der Natur, die ihn schon seit vielen Jahren so glücklich gemacht hatte, nunmehr auch in verwandten Geistern sich entwickele, bewog ihn, die Metamorphose der Pflanzen wieder abdrucken zu lassen, und manchen alten Papierbündel durchzusehen, um daraus für die Naturfreunde etwas Angenehmes und Nützliches zu schöpfen. In der sichern Hoffnung des Gelingens ließ er schon im Ostermeßkatalog

Goethe's Ideen über organische Bildung ankündigen, eine Schrift, die jedoch nie erschienen ist, obwohl sie mehrfach (z. B. in Döring's Leben Goethe's) unter seinen Werken aufgeführt worden. Auch über Osteologie, namentlich über die im J. 1790 zu Venedig gemachte Entdeckung, ward mit Voigt dem Jüngern und Riemer eifrig verhandelt. Voll Erstaunen brachten ihm diese die Nachricht, daß die von ihm zuerst erkannte Bedeutung der Schädelknochen so eben durch ein akademisches Programm ins Publicum gebracht worden. Goethe fand bei der Ansicht des Programms, daß die Sache nicht geistreich durchdrungen, nicht aus der Quelle geschöpft war, und ersuchte die beiden Freunde sich stille zu halten, sowie er auch selbst sich durch keine Aufforderung zum Reden bringen ließ.

Alexander v. Humboldt erfreute ihn in dem ersten Jahresviertel*) durch Zusendung seiner Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, denen ein Naturgemälde der Tropenländer beigefügt war. Eine dazu gehörige Profilcharte sollte nachkommen. Ungeduldig, sich an der völligen Auffassung des gehaltvollen Werkes gehindert zu sehen, entwarf Goethe selbst dazu eine Art symbolischer Landschaft und widmete sie inschriftlich dem Freunde, dem er sie schuldig geworden war. Das Industrie-Comptoir gab eine Abbildung mit einigem Text heraus, welche auch auswärts so viel Gunst erwarb, daß ein Nachstich davon in Paris erschien. Minder glücklich erging es ihm mit einem geognostischen Modell, wo-

---

*) S. Brief an Knebel, vom 4. April 1807.

mit er sich seit längerer Zeit getragen hatte. Es stellte auf der Oberfläche eine Landschaft vor, die sich vom flachen Lande bis in das höchste Gebirge erhob. Rückte man die Durchschnittstheile auseinander, so zeigte sich an den innern Profilen das Fallen, Streichen und was man sonst veranschaulicht wünschen mochte. Er überließ jetzt seinen ersten Versuch, dem es freilich noch in mancher Hinsicht an Vollständigkeit gebrach, einem bei ihm eingeführten Naturforscher, Haberle, mit dem Wunsche, daß dieser die Arbeit weiter bringen möchte, hat aber später seine Anlage nie wieder zu Gesicht bekommen.

In das erste Jahresviertel fällt auch noch die Uebertragung von Joh. Müller's Rede zum Andenken Friedrich's II., die er aus freundschaftlicher Theilnahme an dem Verfasser unternahm, und im Morgenblatt veröffentlichte. „Ich übersetzte sie," schrieb er den 14. April an Knebel, „weil mir die Art sehr wohl gefällt, wie er unter den gegebenen Umständen seinen Gegenstand gefaßt hat. Ich ließ die Uebersetzung drucken, weil ich hörte, daß der Verfasser deshalb mancherlei Unannehmlichkeiten gehabt habe, und ich überzeugt war, es werde zu seinem Vortheil gereichen, wenn Mehrere das, was er gesagt hatte, in deutscher Sprache vernähmen."

Zwischen den angeführten Beschäftigungen war nebenher das Manuscript für die neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke bei Cotta (1806 bis 1810) in Ordnung zu bringen und abzusenden. Die erste Lieferung derselben, aus vier Bänden bestehend, fügte er einem Briefe an Zelter vom 27. März 1807 bei. Am 7. Mai meldete er diesem, daß er

die zwölf Bändchen, welche die ganze Ausgabe umfassen sollte,*) größtentheils hinter sich habe, und daß sie die nächsten Tage bis auf Einen in Cotta's Hände kommen würden. Er fühlte aber bei der Gelegenheit sehr lebhaft, wie fremd ihm seine eigenen Sachen geworden waren, ja daß er fast kein Interesse mehr daran hatte. „Dies geht so weit," schrieb er an Zelter'n, daß ich ohne freundliche, treu fortgesetzte Beihülfe die zwölf Bändchen gar nicht zusammengebracht hätte." Er freute sich im Voraus auf den Spaß, den Zelter'n der fortgesetzte Faust machen würde; es seien Dinge darin, meinte er, welche dem Freunde auch von musicalischer Seite interessant sein würden. Uebrigens erschien der Faust in diesem Jahre bei Cotta (sowie Hermann und Dorothea bei Unger) auch in gesonderter Ausgabe.

Durch den guten Erfolg der vorigjährigen Cur getrieben, begab sich Goethe diesmal zeitiger, schon gegen Ende Mai's, nach Karlsbad, wohin ihm am 4. Juni der Herzog, und in der letzten Hälfte August's auch sein Sohn August folgte. Ueber die ersten acht Wochen seines dortigen Aufenthaltes erstattete Goethe seinem Freunde Zelter am 27. Juli folgenden Bericht: „Ich kam nach Karlsbad in dem übelsten Befinden, das sich durch einen zwar gewöhnlichen, aber für meine Zustände nicht passenden schlendrianischen Gebrauch des Wassers anfänglich so vermehrte, daß ich in einen höchst peinlichen Zustand gerieth. Durch eine Abänderung der Cur und den

---

*) Die Ausgabe besteht aus 13 Bänden. Der letzte, die Wahlverwandtschaften enthaltend, wurde 1810 hinzugefügt.

Gebrauch einiger Mittel, nach Verordnung des Dr. Kapp von Leipzig, wendete sich's auf einmal ins Bessere, wobei es denn auch schon sechs Wochen anhaltend verharrt, was ich sehr gern meinen Freunden zu wissen thue. Acht Wochen bin ich nun schon hier, und habe mich in verschiedenen Epochen auf verschiedene Weisen beschäftigt: erst kleine Geschichten und Märchen, die ich lange im Kopf herumgetragen, dictirt, sodann eine Weile Landschaften gezeichnet und illuminirt, jetzt bin ich beschäftigt, meine geologischen Ansichten der hiesigen Gegend zusammenzustellen, und eine Sammlung von Gebirgsarten, welche hier ausgegeben wird, kürzlich zu commentiren. Interessante Menschen von sehr verschiedener Art habe ich kennen lernen, unter welchen der französische Resident Reinhard, der zuletzt in Jassy gestanden, und dessen Schicksale Ihnen gewiß im Ganzen bekannt sind, wohl den ersten Platz einnimmt. Uebrigens lebe ich denn doch sehr einsam; denn in der Welt kommt einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob sie gleich von großen Uebeln veranlaßt werden, doch, wie man sie in der Gesellschaft hört, nur als hohle Phrasen erscheinen."

Die hier erwähnten „kleinen Geschichten und Märchen" waren einem projectirten größern Werke zugedacht, das unter dem Titel „Wilhelm Meister's Wanderjahre" alle durch einen romantischen Faden verknüpfen sollte. Diejenigen, womit er sich jetzt in Karlsbad beschäftigte, waren: St. Joseph der Zweite, die gefährliche Wette, der Mann von fünfzig Jahren, die neue Melusine und die pilgernde Thörin. Der Mann von fünfzig Jahren und die neue Melusine waren schon vor dem Jahr 1807 begonnen und

erhielten jetzt in Karlsbad ihre Vollendung. Die letztere will Goethe schon in der Laube zu Sesenheim erzählt und nicht lange nachher aufgeschrieben haben; in dem Briefwechsel mit Schiller kommt sie als „das Weibchen im Kasten" und als „undenisches Pygmäenweibchen" vor. Der Mann von fünfzig Jahren wurde, wie Riemer berichtet, schon 1803 concipirt, aber gleich der Melusine, wie es scheint, noch ohne Beziehung zu den Wanderjahren. Die pilgernde Thörin ist eine freie Uebersetzung einer französischen Novelle la folle en péleriage, die schon in den achtziger Jahren in Weimar circulirte, und aus welcher das Gedicht „Der Müllerin Verrath" nach Goethes freier Bearbeitung bereits in Schillers Musenalmanach erschien. Den Commentar zu einer Sammlung von Gebirgsarten, dessen oben gedacht ist, finden wir jetzt in dem letzten Bande von Goethe's sämmtlichen Werken unter dem Abschnitte „Mineralogie und Geologie".*) Es war die Sammlung des Steinschneiders Joseph Müller, dessen wir bei Goethe's vorigjährigem Aufenthalt zu Karlsbad schon gedachten. Müller theilte ihm einen schriftlichen Aufsatz mit, den er redigirt wünschte. Seine Gedanken verschmolz Goethe, so weit er sie sich aneignen konnte, mit seinen eigenen Ueberzeugungen, und der daraus entsprungene Aufsatz wurde, unter Riemer's Mitwirkung, auf der Stelle verfaßt und in Herrn von Leonhards Taschenbuch abgedruckt.**)

*) S. Goethe's W. Bd. 40, S. 131 ff.

**) Einen hierauf bezüglichen Brief Goethe's an Leonhard (vom 23. Nov. 1807), zugleich einen Nachtrag zu dem Aufsatz enthaltend, s. in Goethe's W. Bd. 40, S. 155 ff.

Die Bekanntschaft mit dem Residenten von Reinhard bildete sich in der Folge zu einem fruchtbaren Verhältnisse aus. Reinhard, in frühern Jahren in die französische Revolution verflochten, war durch ministerielle und diplomatische Dienste hoch empor gestiegen. Napoleon, der ihn nicht lieben konnte, aber doch zu gebrauchen wußte, schickte ihn zuletzt auf einen gefährlichen Posten, nach Jassy, wo er nach einiger Zeit von den Russen aufgehoben, durch manche Länderstrecken mit den Seinigen geführt, aber endlich auf kräftige Vorstellungen wieder freigegeben wurde. Er machte Goethe'n in summarischer Darstellung mit seiner interessanten Lebensgeschichte bekannt, wogegen dieser übersichtliche Vorträge über die Farbenlehre und ihre Geschichte austauschte. Ungeachtet wir ihn oben von einsamem Leben reden hörten, fehlte es ihm doch auch nicht an anderm anregendem Umgange. So las er der Fürstin Solms, einer gebornen Prinzessin von Mecklenburg, nachmaliger Königin von Hannover, seine neuesten Productionen vor, unterhielt sich mit dem Königl. Sächs. Oberhofprediger Reinhard über sittliche Gegenstände, erneuerte die Bekanntschaft mit dem Kreishauptmann von Schiller, widmete dem trefflichen Clavier-Virtuosen Himmel ein schmeichelhaftes Gedichtchen („An Uranius"),*) trieb manchen Schwank mit dem Hauptmann Blumenstein, verkehrte, außer mit Dr. Kapp, noch mit den Aerzten Sulzer, Mittenbacher, Florian, die zum Theil auch auf seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen eingingen, gewann durch den Juwelier Zöld-

*) S. Goethe's W. VI, 72.

ner von Prag manchen Aufschluß über Edelsteine, wurde durch Gespräche mit Bergrath Werner in mineralogischen Kenntnissen gefördert, machte in dem Gesellschaftskreise der reizenden Fürstin Bagration die längst ersehnte Bekanntschaft des heitern und geistreichen Prinzen Ligne, und fand hier auch den Grafen Corneillan und den Hofrath von Gentz, welcher ihm mit großer Ein- und Umsicht über die jüngsten Kriegsereignisse vertraulichen Aufschluß gab.

Gespräche der zuletzt bezeichneten Art waren übrigens in der Regel nicht seine Sache, nicht als ob er gefühllos gewesen wäre für die Leiden und die Erniedrigung des Vaterlandes, sondern einmal weil ihm alle nutzlosen Jeremiaden verhaßt waren, und dann weil er in dem politischen Gerede der meisten Menschen den rechten Ernst vermißte. Er fand, daß gerade diejenigen, die am stärksten in ihren besondern Interessen befangen gewesen waren, am lautesten über die Verluste jammerten, die das Ganze betroffen hatten, und erkannte nicht selten in den Klagen über das allgemeine Unglück den maskirten Kummer über das eigene Privatunglück. „Wenn Jemand sich über das beklagt," schrieb er damals an Zelter, „was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das höre ich mit Theilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich oder als Egoist zu erscheinen." Uebrigens verzweifelte Goethe keineswegs an der

Zukunft unsers Volkes und Vaterlandes; er erwartete eine Wiedergeburt desselben von würdigen Bestrebungen auf geistigem Gebiete. In einem Gespräche mit Fernow über das deutsche Journalwesen äußerte er mit tiefem Ernste, daß es namentlich jetzt nur eine große und heilige Sache für die Deutschen gebe, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das noch unangetastete Palladium unsrer Literatur zu bewahren; nach dem 14. October dürfe man keine Journale, die nur dem Geklatsche der Müßiggänger dienen, keinen Kotzebue-Merkel'schen Freimüthigen mehr dulden; es sei eine wahre Verrätherei, jetzt, wo Alles auf dem Spiele stehe, mit dem alten Leichtsinne fortzufahren; sonst würden die Franzosen die einzige Achtung, die sie noch für die Deutschen haben könnten, die Achtung für unsere Cultur und unser geistiges Streben, verlieren.

Bei der Rückkehr von Karlsbad, in der ersten Hälfte Septembers, ward er von einem Gesangständchen empfangen. Eine geraume Zeit her war Goethe von aller Musik wie abgeschnitten gewesen. „Das Bißchen Operette," klagte er in einem Briefe an Zelter vom 7. Mai, „ob wir gleich mitunter recht gute Stimmen haben, will's doch auch nicht thun. Daher scheint auch in mir aller Sang und Klang verschwunden, so wie alle Imagination, die sich auf Musik bezieht." Er empfand dies um so schmerzlicher, als Zelter fortwährend die größte Neigung bezeugte, seine Lieder in Musik zu setzen. Da faßte er nun in Karlsbad, weil das Weimarische Theater just wieder ein paar gute Sänger aus Schleswig acquirirt hatte, den Entschluß, jede Woche einmal in seinem Hause mehrstim-

mige geistliche Gesänge aufführen zu lassen, im Sinne der Zelter'schen Anstalt, freilich nur als einen fernen Abglanz derselben. „Mit der Oper, wie sie bei uns zusammengesetzt ist," schrieb er am 27. Juli an den Freund, „mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Seculum sich selbst überlassen und mich in's Heilige zurückziehen. Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben. Ich ersetze die Auslagen mit Dank. Zeigen Sie mir an, ob man im Notendruck, oder gestochen dergleichen findet. Auch Kanons und was Sie zu dem Zwecke nützlich halten." Zelter konnte von den Musikalien seiner Singakademie nur wenig schicken, da das Meiste und Beste für einen großen und lang geübten Chor berechnet war, und empfahl vor der Hand vierstimmige Gesangstücke von Haydn, gab aber zugleich den Rath, auch andere als geistliche, namentlich heitere Sachen vorzunehmen. Bei der Heimkunft von Karlsbad fand Goethe von ihm schon ein ganzes Paketchen angemessener Stücke vor und meldete bereits am 15. Sept. die Eröffnung seiner Singschule, die sich regelmäßig jeden Sonntag versammelte. „Wir werden nach und nach," schrieb er, „die Sänger des Theaters und unsere Choristen herbeiziehen, auch Personen aus der Stadt, und sehen, wie weit wir kommen." Er fand sich durch diese kleine Anstalt veranlaßt, bekannten Melodien, wie er in den Annalen erzählt, „neue aus der Gegenwart geschöpfte Lieder zu heiterer Geselligkeit unterzulegen, welche Demois. Engels mit Geist und Leben vortrug." Ob darunter eigene Productionen

und welche gemeint seien, wüßte ich nicht zu entscheiden. Am letzten Sonntage des Jahres durfte die Singschule es schon wagen, einer großen Gesellschaft ihre Vorträge zum Besten zu geben.

Ueber diesen musikalischen Bestrebungen versäumte Goethe nicht, dem Theater eine rege Sorgfalt zu widmen. Was ihm besonders dazu Lust und Muth gab, war der große Beifall, den die Weimarische Gesellschaft vom 24. Mai an in einer Reihe von Vorstellungen zu Leipzig eingeerndtet hatte. Zur Eröffnung derselben hatte er den schönen Prolog gedichtet: „Wenn sich auf hoher Meeresfluth ein Schiff u. s. w." Die Wiedereröffnung der Weimarischen Bühne am 19. Sept.*) nach glücklicher Vereinigung der Herzoglichen Familie feierte er jetzt durch ein in klangreichen Trimetern und Trochäen verfaßtes, innerhalb einer Woche erfundenes und ausgeführtes allegorisches Vorspiel.**) Es erschien darin mitten unter dem tobenden Aufruhr des Kriegsgewitters als Wunder- und Trostzeichen der Namenszug der regierenden Herzogin im Sternbilde, das Publicum an jene Beruhigung erinnernd, die ihr treues und muthiges Ausharren in den Tagen der Gefahr der gesammten Bürgerschaft gewährt

*) S. Goethe's W. Bd. 6, S. 301. In den Annalen ist der 30. Sept. angegeben. Am 7. Sept. war die Herzogin mit der Prinzessin Karoline zurückgekehrt; am 12. Sept. traf der Herzog wieder ein, und an demselben Tage Nachmittags war der feierliche Empfang der mit ihrem Gemahl, nach langer Abwesenheit, heimkehrenden Erbprinzessin.

**) Vergl. Briefw. mit Knebel I, 314.

hatte. Der Schluß der Dichtung verherrlicht das Andenken der verewigten Herzogin Mutter, deren Namen sich im Hintergrund der Bühne in Chiffern zeigte, umgeben von Glorie und dem Kranz ihrer Zurückgelassenen. Durch das ganze Stück geht der ächt Goethe'sche Gedanke hindurch, daß aus der allgemeinen Zerrüttung sich das Glück des Ganzen am schnellsten und sichersten wieder aufbaue, wenn Jeder an seiner Stelle, im Kleinen wie im Großen, seine Pflicht mit Begeisterung und Ausdauer erfülle.

Ungleich bedeutender als die genannten Productionen war die dem letzten Jahresviertel angehörige Pandora, welche er zwei jungen Freunden, Leo von Seckenberg und Dr. Stoll zu Liebe dichtete. Diese baten ihn bei ihrer Anwesenheit in Weimar, im Herbst 1807, um einen Beitrag für einen Musenalmanach, den sie unter dem Titel Pandora in Wien herauszugeben gedachten. Goethe wurde dadurch angeregt, die ihm, wie er sagt, zur belebten Fixidee gewordene Mythe von Prometheus wieder aufzugreifen. Am 11. Nov. trug er auf einer Fahrt nach Jena die ganze Idee und Tendenz der Dichtung seinem Begleiter Riemer so ausführlich und lebendig vor, daß es diesem sehr leid that, sie nicht auf der Stelle niederschreiben zu können, um die kleinen anmuthigen Züge und Ausschmückungen aufzubewahren, die einen improvisirten Vortrag vor dem mit bedächtiger Reflexion abgefaßten auszeichnen. Am 19. Nov. las der Dichter ihm den Anfang des Stückes vor und dictirte ihm vom 29. an mehrere Tage hintereinander das jedesmal fertig Gewordene. Dann aber geriethen diese Morgenbeschäftigungen über andern Dingen in's Stocken,

so daß nur ein Theil ausgeführt wurde. Die Arbeit wurde zwar im folgenden Jahre noch einmal aufgenommen und von dem fernern Verlauf des Stückes ein Schema angefertigt, das sich in Goethe's Nachlaß vorgefunden hat. *) Allein die schwierigen antiken Sylbenmaße und Abhaltungen aller Art während einer erneuten Badekur ließen ihn auch dießmal nicht zum Abschluß gelangen.

Einem Theil des Stoffes und gewissermaßen auch der Idee nach knüpft die Pandora an jenes ältere dramatische Fragment, den Prometheus **) an. Wir fanden in demselben den titanischen Freiheitstrotz dargestellt, der Goethe'n eine Zeit lang beseelte und der die ganze damalige Genieperiode charakterisirte. Es trat uns darin zugleich die erste Cultur der Menschen und namentlich als das Hauptprincip derselben das Privateigenthum entgegen. Wir vermutheten aber, daß in dem weitern Verlauf des Stückes, wenn es vollendet worden wäre, Minerva eine Vermittlung, eine Sinnesänderung des Prometheus herbeigeführt haben würde. Eine Vermittelung, eine Aussöhnung von Gegensätzen war nun auch in der That die Aufgabe, die sich Goethe jetzt in der Pandora stellte, freilich nicht eine solche Versöhnung, wie er sie damals schon hätte intentioniren können, sondern wie sie seiner jetzigen Denk- und Empfindungsweise gemäß war. Der rastlos bildenden Thatkraft, wie sie im Prometheus versinnlicht ist, stellt er im Epimetheus die sinnige, Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart

---

*) S. Goethe's W. Bd. 34, S. 355 ff. (Ausg. in 40 B.)

**) S. Thl. II. dieser Schrift, S. 183 ff.

verbindende gefühlvolle Betrachtung gegenüber, und will durch seine Dichtung die Lehre veranschaulichen, die auch im Wilhelm Meister so bedeutsam hervortritt, daß nur in der Verknüpfung und Durchdringung beider die Quelle aller höhern Bildung, die Quelle von Kunst und Wissenschaft zu finden sei. Darauf deutet unter Anderm auch die Verbindung des von Prometheus entsprossenen Phileros mit Epimeleia, der Tochter des Epimetheus, hin. Dieser Grundgedanke spricht sich schon in dem ausgeführten ersten Theile aus, und das war es gerade, warum Goethe sich zuletzt, wie er in den Gesprächen mit Eckermann bekannte, bei jenem Theil beruhigte. Allein in dem zweiten Theile würden sich nicht nur die Gegensätze noch befriedigender gelös't, sondern auch der weitere Prozeß der Civilisation bis zu schöner Kunst und Wissenschaft, zu edler Humanität dargestellt haben. Es hätten sich demnach die beiden Theile ungefähr zu einander verhalten, wie die beiden Hauptabschnitte von Schiller's Eleusischem Feste, in deren zweitem gleichfalls die Entfaltung der Gesittung dargestellt ist welche im ersten durch die Einführung des Ackerbau's angebahnt werden.

Wie sich in der Pandora ein antik-mythischer Stoff mit einer aus moderner Cultur hervorgegangenen Grundidee vereinigt, so verknüpft auch die metrische Form des Stückes antike und moderne Elemente. Stattliche Trimeter und Trochäen, jambische Quinare, daktylische Reimverse, zum Theil mit gleitenden Reimen und sonst noch kunstvolle Verse vielfacher Art durchschlingen sich auf's mannichfaltigste. Ueberhaupt hat hier,

wie Rosenkranz treffend bemerkt, unser Dichter eine erstaunliche allegorische Bildkraft aufgeboten. Die Vollständigkeit und Genauigkeit, mit der Goethe eine Idee in solcher symbolischen und allegorischen Weise ausführte, der hohe Schwung der reichsten Sprache, die er dann ertönen ließ, nehmen seinen Allegorien viel von der Kälte, welche sonst der Allegorik anhaftet." Freilich neben die besten Productionen seiner classischen Kunstperiode, neben eine Iphigenie, einen Tasso, wo die Individualisirung noch nicht von der Symbolisirung überwuchert ist, darf sich die Pandora nicht stellen. Aber unter den Erzeugnissen seiner letzten Periode muß sie zu den edelsten und vollendetsten gezählt werden.

Zu den Hindernissen, welche der Beendigung der Pandora bei einem Aufenthalte Goethe's zu Jena vom 11. November bis zum 18. December in den Weg traten, gehörte auch die „Sonettenwuth", die ihn damals unversehens ergriff. Während dieses Aufenthaltes wurden, wie Riemer berichtet, in abendlichen Lesezirkeln bei Frommann, Knebel und Andern besonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und zuletzt von Z. Werner, der persönlich in diese Kreise eingetreten war, vorgelesen, und im Stillen auch solche von Goethe versucht, wie es denn seine Art war, sich gerne von guten Vorbildern zu eigenen Productionen anregen zu lassen. Er hatte früher eine geraume Zeit, so viel Theilnahme er auch sonst neu auftauchenden Dichtarten zu schenken pflegte, gegen das Sonett in Opposition gestanden und seine Bedenken gegen diese Form in einem Gedicht ausgesprochen, das wir unter der Ueberschrift „das Sonett" in der Sammlung seiner

Poesien an der Spitze der Abtheilung „Epigrammatisch" finden. Es schließt:

So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten;
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Anderseits aber begegnet uns in dem Vorspiel „Was wir bringen" aus dem Jahre 1802 ein Gedicht in dieser Form *), worin wir eine Rechtfertigung derselben sehen müssen. Es heißt dort zum Schlusse:

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Als aber Goethe sich nunmehr ganz entschieden zum Sonett bekehrte, da erhob sich Voß wider ihn, der erbittertste Gegner der von den Romantikern wieder aufgeweckten südlichen Gesangsweise. Voß war schon früher in Verbindung mit Baggesen in dem „Karfunkel- und Klingklingel-Almanach" dem Unwesen entgegengetreten, den Manche mit dem Sonett, namentlich durch Haschen nach vollklingenden Fremdwörtern

*) Auch in Goethe's Gedichten (s. Goethe's W. Bd. 2, S. 229) unter dem Titel „Natur und Kunst."

und seltnen, schwertönenden Endreimen trieben, und hatte diese Richtung durch eine carrikirte Nachahmung verhöhnt:

Was singelt ihr und klingelt im Sonetto,
Als hätt' im Flug euch grade von Toskana
Geführt zur heimathlichen Tramontana
Ein kindlich Englein, zart wie Amoretto u. s. w.

Jetzt ließ er seinen Unmuth über Goethe's Beginnen in folgendem Sonett aus:

Auch Du, der sinnreich durch Athenens Schenkung,
Sein Flügelroß, wenn's unfügsam sich bäumet
Und Funken schnaubt, mit Kunst und Milde zäumet,
Zum Hemmen niemals, nur zu freier Lenkung,

Du hast, nicht abhold künstlicher Verschränkung,
Zwei Vierling' und zwei Dreiling' uns gereimet?
Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier leimet,
Den Geist mit Stümm'lung lähmend und Verenkung?

Laß, Freund, die Unform alter Truvaduren
Die einst von Barbar'n, halb galant, halb mystisch,
Ableierten ihr klingendes Sonetto;

Und lächle mit, wo äffische Naturen
Mit rohem Sang und Klingklang afterchristisch
Als Lumpenpilgrim' wallen nach Loretto!

Goethe ließ sich aber nicht irre machen; er schrieb im folgenden Jahre (den 22. Juni) an Zelter: „Wenn Ihnen das Vossische Sonett zuwider ist, so stimmen wir auch in diesem Punkte völlig überein. Wir haben schon in Deutsch-

land mehrmals den Fall gehabt, daß sehr schöne Talente sich zuletzt in Pedantismus verloren. Und diesem geht es nun auch so. Für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz verschwunden. Und was soll es nun gar heißen, eine einzelne rhythmische Form mit Haß und Wuth zu verfolgen, da sie ja nur ein Gefäß ist, in das Jeder von Gehalt hineinlegen kann, was er vermag? Wie lächerlich ist's, mein Sonett, in dem ich einigermaßen zu Ungunsten der Sonette gesprochen, immer wiederzukäuen, aus einer ästhetischen Sache eine Parteisache zu machen, und mich auch als Parteigesellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache spassen und spotten kann, ohne sie deßwegen zu verachten und zu verwerfen."

Was den Inhalt der jetzt von Goethe gedichteten Sonette betrifft, *) so hat dieser eine geraume Zeit für halb oder

*) Seit die oben folgenden Bemerkungen über das Verhältniß von Goethe's Sonetten zum „Briefwechsel mit einem Kinde" geschrieben worden, haben allerdings mehrfache Untersuchungen (namentlich von Düntzer) die Glaubwürdigkeit jenes Briefwechsels sehr erschüttert. Da ich aber nicht mit Schäfer für erwiesen annehmen kann, daß die Sonette außer aller Beziehung zu Bettina stehen, so möge die obige Erörterung des Gegenstandes als ein kleiner Beitrag zur Discussion dieser Streitfrage ihren Platz behalten. Schäfer betrachtet die Sonette als Ausfluß eines andern leidenschaftlichen Verhältnisses zu einem jungen Mädchen, welches sich durch jene Jahre ziehe, und bringt damit in Verbindung, was Goethe über die Pandora und über die Wahlverwandtschaften äußert, daß in ihnen nämlich das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausgedrückt sei.

ganz fingirt gegolten, bis 1835 der „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" von Bettina von Arnim, geb. Brentano, erschien. Hier war, insofern man die Correspondenz für eine authentische, wirklich geführt halten durfte, über Entstehungszeit, Veranlassung, ja über die Quelle der meisten dieser Sonette vollkommener Aufschluß gegeben, und es zeigte sich, daß sie dem Stoffe nach, gleich jenen Gruppen erotischer Lieder aus der ersten Periode, ganz in der Wirklichkeit, in eigenen Erlebnissen wurzelten. Bettina, Tochter der einst von Goethe geliebten Maximiliane, geb. La Roche, Enkelin der zu ihrer Zeit vielgenannten Schriftstellerin La Roche, hegte von Kind auf eine schwärmerische Liebe und Verehrung für Goethe. Auf welche enthusiastische Weise sich diese bei ihrem ersten Besuche des Dichters zu Weimar (gegen Ende Aprils 1807) kundgegeben, stellt jener Briefwechsel mit der größten Naivetät dar. Bald nach ihrer Abreise eröffnete sich die Correspondenz mit Goethe, die ihrerseits sehr schnell in den Ton einer leidenschaftlichen und vertraulichen Zuneigung überging. In ihren Briefen an Goethe finden sich nun mehrere (im dritten Theile meines Commentars zu Goethe's Gedichten näher bezeichnete) Partien, welche, die Authenticität der Correspondenz vorausgesetzt, offenbar als anregender Stoff oder Quelle gelten müssen. Es fehlt indessen nicht an Solchen, die in Bettinens Briefwechsel einen größtentheils erfundenen Roman sehen und die Behauptung aufstellen, daß umgekehrt jene Briefpartien durch die Goethe'schen Sonette angeregt und theilweise durch Auflösung derselben in Prosa entstanden seien. Als der wichtigste Vertreter dieser Ansicht ist Riemer (in seinen „Mittheilungen

über Goethe" I, 31 ff.) zu betrachten, auf dessen Beweisführung wir daher etwas näher eingehen wollen.

Riemer erzählt, Bettina habe sich schon 1807, „im zweiten Stadium ihres zwischen Mignon und Philine einschillernden, übrigens noch durch ein eigen Brentano'sches Ingrediens nüancirten Attachements" eines Morgens gegen ihn beklagt, daß Goethe sich so wunderlich und sonderbar, was in Goethe's Sprache geheißen haben würde, eben nur passiv gegen sie verhalte. „Wie ist es nun zu glauben," fährt er fort, „daß nachher, in der Entfernung eine größere poetisirende Zuneigung auf seiner Seite sich eingefunden habe, wenn sie sich gleichwohl noch über seine kalten, steifen Briefe so bitter beschweren kann? Wie stimmen jene leidenschaftlichen Sonette, jene feurigen Lieder, die er an sie gerichtet haben soll, zu den gleichzeitigen steifen und kalten Briefen? Kann man den einen Fuß im Kothurn, den andern im Soccus haben, oder deutscher zu reden, mit einem Fuß im Steigbügel, den andern auf der platten Erde, den Liebesritter spielen?"

Darauf läßt sich erwiedern, daß es ganz wohl miteinander zu vereinigen sei, wenn Goethe in den Briefen an Bettina sich gehaltener und gemessener zeigt und in den Gedichten einen leidenschaftlichen Ton anstimmt. In den Briefen gab er sich wahr und seinen wirklichen Empfindungen entsprechend, in den Sonetten ging er spielend in die glühenden Gefühle Bettinens ein. Es war natürlich, daß der beinahe Sechszigjährige die romantische Liebesgluth der jungen Verehrerin nicht in gleichem Maße erwiederte; und wenn er auch dabei weniger kalt geblieben sein mag, als Riemer uns glauben machen will,

so mußte er doch Bedenken tragen, seine Empfindungen brieflich in nackter Prosa auszusprechen, oder sie gar den Freunden und Bekannten in seiner Nähe zu gestehen. Und so beweis't es denn auch nichts gegen seine Zuneigung für Bettina, wenn er am 11. Dezember 1807 sich im Gespräche mit Riemer über sie „nicht eben als leidenschaftlicher Liebhaber, sondern nur als Bewunderer ihres geistreichen und barocken Wesens" erklärte. Aber sehr willkommen mußte es ihm jedenfalls sein, daß gerade zu der Zeit, wo die südliche Dichtform, in welcher ein Petrarka seine tiefen Liebesempfindungen ausgesprochen hatte, ihm so lebhafte Theilnahme abgewann, sich in Bettinens begeisterter Neigung ein so köstlicher Gehalt zur Füllung jenes poetischen Gefäßes darbot. Gegen eine solche Annahme von der Entstehung der Goethe'schen Sonette sträubt sich Riemer, als gegen eine die Würde des Dichters verletzende; und daher eben fließt sein Bemühen, die Mittheilungen Bettinens zu verdächtigen. „So arm," sage er, „konnte Goethe's Phantasie und Herz auch im sechszigsten Jahre nicht sein, daß er Empfindungen von Bettinen erst entlehnen mußte, um sie nur, wie ein griechischer Hypophetes die begeisterten Naturlaute der somnambulen Pythia, in Verse zu bringen." Allein wir wissen aus Früherm, daß Goethe selbst in jüngern Jahren, wo die Quelle seiner Erfindungskraft gewiß reich genug sprudelte, es nicht verschmäht hat, manches fremde Bächlein in den Strom seiner Poesie zu leiten. Seine begeistertsten Verehrer, seine ebenbürtigsten Beurtheiler erkennen dieß an,*)

---

*) So schreibt Hr. Geh. Legationsrath Varnhaagen v. Ense

und besorgen keineswegs, dadurch dem großen Dichter zu nahe zu treten.

Riemer meint, man könne von einigen der Briefe Bettinen's dreist sagen, sie seien nur das in Prosa aufgedröselte, meta- und paraphrasirte Poem Goethe's — denn man höre noch das Sylbenmaß hindurch mit der Wort- und Satzfolge — und also nur wie zerzupfte Seidenläppchen mit ihren Phantasien, Visionen und Träumen zu diesem fatalen Strumpf zusammengestrickt. Wir haben im dritten Theile unsers Commentars zu Goethe's Gedichten mit den einzelnen Sonetten

---

in brieflichen Mittheilungen, womit er mich für meine Arbeiten zu unterstützen die Güte gehabt: „Es ist merkwürdig, wie frei Goethe sich Fremdes aneignete und wie entschieden er es wirklich in sein Eigenthum verwandelte, so daß aus der Nachweisung des Anlasses oder der Quelle, woher ihm ein Bild oder eine Wendung gekommen, gar kein Tadel für ihn entstehen kann. Daß die Nacht die (schönere) Hälfte des Lebens sei, welches Goethe mit Vorliebe dreimal wiederholt (in „Scherz, List und Rache," in Philinens Lied und in Hermann und Dorothea), steht bei J. J. Rousseau in der Neuen Heloise, Thl. 6, Br. 2. Daß ein glücklicher Augenblick mehr werth sei, als tausend Jahre Ruhmes (10. Röm. Elegie) schreibt Friedr. d. Gr. an Voltaire am 9. Oct. 1757. Das Stärkste vielleicht in dieser Art habe ich im 2. Thl. des Faust entdeckt: Hier verwünscht im 2. Akt Mephistopheles die Weiber, welche nichts taugen und doch verführen, und die ächt Goethe'sche Prachtstelle ist eigentlich eine — ich darf nicht sagen Nachbildung, vielmehr eine deutsche Wiederschaffung dessen, was Molière in der Ecole des

die entsprechenden Partien aus dem Briefwechsel zusammengestellt, und zweifeln, ob der Leser, der ohne vorgefaßte Meinung an die Vergleichung geht, dieselbe Entdeckung, wie Riemer, machen wird. Jene Partien unterscheiden sich in Ton und Ausdrucksweise durchaus nicht von Bettinens übriger Correspondenz. Daß hier und da Goethe's Poesie mit ihrer Prosa nahe zusammenfällt, darf nicht befremden, da Bettinens Styl sich durchgehends auf einer gewissen dichterischen Höhe hält; und dafür ist auch wieder an andern Stellen die Abweichung um so bedeutender. Wenn endlich Riemer geradezu behauptet, der Stoff der Goethe'schen Sonette sei ganz anders woher geschöpft, und eine Menge in denselben vorkommender Umstände könne schon dem Ort und der Zeit nach, auch gewisser Verhältnisse wegen, gar nicht auf Bettine gedeutet werden, so ist er uns den nähern Nachweis hiervon schuldig geblieben. Denn daß ein Dutzend dieser Sonette, wie er sagt, „schon 1807 vom 29. November Adventus domini an bis den 16. Dezember in Jena verfertigt und durch seine Hand gegangen", nachdem Bettine mit Schwestern und Bruder vom 1. bis 10. November in Weimar zu Besuch gewesen, kann doch nicht als Begründung jener Behauptung gelten. So viel wollen wir ihm gerne zugeben, daß nicht alle Blumen dieses Sonettenstraußes auf Bettine zu beziehen sind, können aber, so lange keine triftigere Beweise geliefert werden, den Zusammenhang dieser Produktionen mit der Bettina-Goethe'-

femmes (v. 4) sagt: Tout le monde connait leur imperfection u. s. w."

schen Correspondenz nicht für einen ganz aus der Luft gegriffenen halten. Wie es sich auch mit der Quelle und der Veranlassung dieser Poesien *) verhalten mag, jedenfalls stehen sie unter den dichterischen Erzeugnissen der letzten Periode durch Wärme der Empfindung und Formvollendung in erster Reihe.

Neben den Sonetten macht Goethe in den Annalen noch eine Reihe von Arbeiten namhaft, die ihn besonders im letzten Jahresviertel beschäftigten. An der Achilleis wurde noch Einiges gethan, weil sie in der neuen Ausgabe der Werke dem Bande der epischen Gedichte hinzugefügt werden sollte. In ähnlicher Weise, wie die den Wanderjahren zugedachten kleinen Erzählungen, sollten anfänglich auch die Wahlverwandtschaften behandelt werden, aber der Gegenstand war zu bedeutend, und der Stoff dehnte sich zu weit aus, als daß er sich auf so leichte Weise hätte beseitigen lassen. Zu Hackert's Biographie wurden die Materialien geordnet und ernstliche Vorarbeiten gemacht. Im Auszuge hatte er bereits das Leben des Freundes, sobald er seinen Tod vernommen, für das Morgenblatt bearbeitet. Zwei weit aussehende Plane wurden durch Dr. Niethammer von München angeregt: ein

---

*) Es sind ihrer siebenzehn; sie bilden jetzt den Anfang des 2. Bds. von Goethe's W. (Ausg. in 40 B.) In Betreff des letzten Sonetts, „Charade" betitelt, schreibt mir Hr. G. L. R. Varnhagen v. Ense: „Man sagt, das Wort der Auflösung sei Herzlieb, Namen des liebenswürdigen Frauenzimmers, welches der Ottilie in den Wahlverwandtschaften theilweise zum Vorbild gedient, Minna Herzlieb, verheirathete Professorin Walch in Jena, später und noch jetzt in Züllichau lebend."

historisch religiöses Volksbuch und eine allgemeine Liedersammlung zu Erbauung und Ergötzung der Deutschen. Beide wurden eine Zeit lang durchdacht und schematisirt *) aber wegen mancher Bedenklichkeit aufgegeben. Riemer faßt wohl beide zusammen, wo er in seinen Mittheilungen von einem „deutschen Volksbuch" spricht, dessen Plan Goethe noch im August 1808 in Karlsbad mit ihm besprochen habe. „Es sollte, so viel ich mich erinnere," berichtet er, „aus der Bibel die Geschichte der Juden, deßgleichen aus dem Josephus enthalten, nebst anderm Nützlichen und Wissenswürdigen aus der vaterländischen Geschichte, auch Poesien, Lieder und Anderem, dessen ich jetzt, da wir durch die Zeit und andere Unternehmungen bald davon abkamen, nicht mehr eingedenk bin. Es versteht sich, daß auch Mitarbeiter dazu gesucht und eingeladen werden sollten." Endlich gedenkt Goethe noch seiner im letzten Jahresviertel stärker hervortretenden Theilnahme an den Nibelungen, worauf wir später zurückkommen werden.

---

*) Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften erwähnt unter d. J. 1808 ein „Schema eines lyrischen und historischen Volksbuches."

Achtes Capitel.

Das Jahr 1808: Gesangschule, Eberwein, Interesse für Musik. Werner. Aufenthalt in Karlsbad. Verkehr mit Curgästen. Gedichte. Rückkehr nach Weimar. Zusammenkunft mit Napoleon. Kunstbetrachtungen. Tod von Goethe's Mutter. Das Jahr 1809: Theater. Geschichte der Farbenlehre. Beginn der Wahlverwandtschaften. Johanna Sebus. Aufenthalt in Jena. Plan einer Selbstbiographie. Der Maskenzug „die romantische Poesie." Maskenzug russischer Nationen. Goethe und die Romantiker.

Die ersten Monate des Jahrs 1808 bis gegen die Hälfte des Mai verlebte Goethe daheim in mannigfacher Thätigkeit. Liebevolle Theilnahme widmete er der Gesangschule, die er im vorigen Jahre gegründet hatte, so wie überhaupt sein Interesse für die Musik aus dem brieflichen Verkehr mit Zelter fortwährend neue Nahrung schöpfte. „Meine kleine Anstalt," schrieb er diesem den 22. Januar, „geht recht gut; nur schreiten die jungen Leute, wie Sie wissen, gar gern aus dem Wege, und jeder dünkt sich behaglicher, wenn er Solo irgend ein lamentables oder ein jammervolles Bedauern verlorner Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Session, und verwünsche dabei die Matthissons, Salis, Tiedgen und die sämmtliche Klerisei, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinausweist, aus der wir ohnehin geschwind hinauskommen." Donnerstags war in der Regel der Abend den Uebungen und Proben ge=

widmet, worauf die Gesellschaft meistens bei einem heitern Mahl zusammenblieb; am nächsten Sonntag fand dann die Aufführung vor großer Gesellschaft statt, begleitet von einem Frühstück. Was die Wintermonate hindurch der Sache einen lebhaften Schwung gab, war die Mitwirkung eines talentvollen und eifrigen jungen Musikers, Eberwein's. Goethe nahm sich seiner weitern Ausbildung mit großer Liebe an und schickte ihn im August nach Berlin zu Zelter. Später übernahm Eberwein förmlich die Direction der Singschule, zu großer Förderung derselben, und gewährte Goethe'n durch glückliche Composition seiner Dichtungen vielfachen Genuß und Anregung.

Wie dieser aber Alles, was ihm zum Genuß gereichte, auch zum Gegenstande der Forschung und des Nachdenkens zu machen pflegte, so finden wir ihn jetzt auch bemüht, sich über Musik historisch und philosophisch zu orientiren. So verlangt er in einem Briefe an Zelter vom 20. April Auskunft über Constantinopolitanische Kirchenmusik, die sich mit der griechischen Kirche im Osten ausgebreitet und die sarmatischen Völker gestimmt zu haben scheine, und möchte gerne wissen, woher wohl die so allgemeine Tendenz nach den Molltönen komme, die man sogar bis in die Polonaisen spüre. Es entspann sich darüber eine kleine Polemik zwischen den beiden Freunden, worin sich wieder recht zeigte, wie vorsichtig Goethe in der Aufstellung von Hypothesen war und wie sehr er sich gegen jedes vorschnelle Herleiten einer Theorie aus einzelnen Experimenten sträubte. Er bekämpfte Zelter's Ansicht, der im Gegensatz zur großen Terz, auf die man sogleich durch Theilung

der Saite kommt, die kleine Terz „kein unmittelbares donum der Natur, sondern ein Werk neuerer Kunst, eine erniedrigte große Terz" genannt hatte. „Der Mensch an sich selbst," erwiederte er ihm, „in sofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann." Da das menschliche Ohr, meinte er, in der kleinen Terz keine Dissonanz empfinde, so müsse diese eben so gut, wie die große, von Natur harmonisch und ein donum naturae sein, wenn gleich die Theilung der Saite nicht darauf führe.

Daß nebenher seine naturwissenschaftlichen Forschungen und Betrachtungen nie ganz ruhten, braucht kaum erinnert zu werden. Das Interesse an der bildenden Kunst wurde von Zeit zu Zeit durch artistische Sendungen neu aufgeregt, so unter andern durch treffliche Steindrücke nach Handzeichnungen von Albrecht Dürer, die ihm, auf Jacobi's Anregung, der Oberbibliothekar Aretin in München im Februar als Geschenk zusandte.*) Auf die Poesie ward er fortwährend durch die Anwesenheit von Zacharias Werner hingelenkt, der vier Monate hindurch, bis in die erste Hälfte des Aprils, in seiner Nähe verweilte. Goethe's Urtheile über ihn in Briefen an Meyer, Jacobi und Zelter klingen Anfangs günstig. „Seine Persönlichkeit," schrieb er an Letztern im Dec. 1807, „interessirt uns und gefällt uns. Er liest von seinen gedruckten und ungedruckten Arbeiten vor, und so kommen wir über die seltsamen Außenseiten dieser Erscheinungen in den Kern hinein,

---

*) S. den Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 241 f.

der wohlschmeckend und kräftig ist." In einem Briefe an Jacobi vom 11. Jan. 1808 heißt es: „Ich habe mich in allerlei Arbeiten versenkt und viel mit gegenwärtigen Freunden und durchreisenden Fremden (Savigny's, zwei Brentano's u. A.) gelebt; besonders hat Werner, der Sohn des Thals, uns durch sein Wesen, so wie durch seine Werke unterhalten und aufgeregt.*) Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir grade zuwider ist. Wir sind dieses doch dem höhern Standpunkt schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen." Dafür klagt er denn freilich in einem spätern Briefe an Zelter (vom 30. Oct. 1808), daß ihn ein halb Dutzend jüngerer poetischer Talente, trotz ihrer außerordentlichen Naturanlagen, zur Verzweiflung bringe. „W e r n e r, Oehlenschläger, Arnim, Brentano u. A. arbeiten und treiben's immerfort; aber Alles geht durchaus in's Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die G e s t a l t u n g sei, und in der Gestalt die S p e c i f i c a t i o n, damit ein Jedes ein Beson-

*) Am 30. Januar (dem Geburtstage der Herzogin) wurde Werner's Tragödie W a n d a aufgeführt. Der Hofstaat der sarmatischen Königin machte Goethe'n viel zu schaffen. Vor der Aufführung betete Werner und ließ sich nachher von hübschen Mädchen mit Blumen bekränzen.

deres, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulcan's ein wundersamer Schlangenbube entsprang." Auf Goethe's eigene poetische Beschäftigung deutet ein Billet an Riemer vom 29. April hin, worin es heißt: „Indem ich vermelde, daß es mir gelungen ist, das Pandorische Wesen und Unwesen einigermaßen fortzuschieben, ersuche ich Sie, mir das Schema zu sechsfüßigen Jamben, wie sie die Alten gebraucht, durch die Boten zu senden. Ich habe das Unglück, dergleichen immer zu vergessen. Auch wünschte ich, daß Sie sich für Karlsbad mit alten und neuen Prosodisten rüsteten, theils zu theoretischen, theils zu praktischen Zwecken."

Die Reise dorthin trat Goethe am 12. Mai an, und nahm, den 15. angelangt, im Gasthof zu den drei Mohren sein Quartier. Die ersten vierzehn Tage, welche durch das schönste Wetter begünstigt wurden, brachte er in erfolgreichem Fleiße zu; insbesondere wurde die Pandora bis zu einem Hauptabschnitt gefördert. Dann führte das Heranströmen guter Gesellschaft und das Einfallen schlechten Wetters eine gänzliche Veränderung seiner Lebensweise herbei. Er verkehrte mit verschiedenen geselligen Kreisen, unter andern mit dem der Herzogin von Curland, zu dessen Zierden Frau von der Recke und der Dichter Tiedge gehörten. Noch vertrauter war er in dem Zirkel der Familie von Ziegesar, wo Frau von Seckendorf, geb. von Uechtritz, und Pauline Gotter seine lebhafte Theilnahme erregten. Die-

sem Kreise scheint auch jene Sylvia angehört zu haben,*) an die wir drei in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" befindliche Gedichte**) gerichtet finden. Das größte derselben „Zum 21. Juni 1808": „Nicht am Susquehanna, der durch Wüsten fließt" ist Nachbildung eines Originals „Aus Bethlehem nach Herrenhut" von Gregor, wovon ich das Nöthige im dritten Theile meines Commentars zu Goethe's Gedichten mitgetheilt habe. Erst durch die Kenntniß dieses Vorbildes erhält das Goethe'sche Gedicht, namentlich der Anfang desselben, seine volle Verständlichkeit. Wie es im Versmaß und im Reim (auch im Binnenreim) mit jenem übereinstimmt, so knüpft es im Inhalt gleichfalls an dasselbe an.

Weiter nennt Goethe in den Annalen als Männer, mit denen er umging, den Fürst-Bischof von Breslau, den Kreishauptmann von Schiller, einen geheimnißvollen Schweden, in der Badeliste von Reiterholm genannt, und den regierenden Herzog August von Gotha. Des Letztern Betragen bezeichnet er nach seiner beliebten euphemistischen Weise als „problematisch". Welcher Art es gewesen, deutet ein brieflicher Bericht von Riemer an, den dieser im Juli von Karlsbad an Goethe nach Franzensbrunn schickte.

---

*) Unter dem 18. Juli 1808 schreibt Riemer aus Karlsbad an Goethe nach Franzensbrunn: „Der verehrten von Ziegesar'schen Familie und der Fräulein Sylvie insbesondere meine unterthänigsten Empfehlungen."

**) S. G.'s W. Bd. 6, S. 77 ff.

Politischen Gesprächen wich Goethe sorgfältig aus, so wie er auch seit einiger Zeit keine politischen Blätter mehr las und sich von den Hauptereignissen durch neuigkeitslustige Freunde unterrichten ließ. Doch hatte er die beiden letzten Jahrgänge der Allgemeinen Zeitung eingebunden nach Karlsbad mitgenommen und fand darin eine belehrende und unterhaltende Lectüre. Die zwei Bände gewannen auch bei seinen Freunden so viel Beifall, daß er sie am Ende nicht mehr zur Hand bringen konnte.

Zu wissenschaftlichen Unterhaltungen boten sich ihm ein Graf Borkowski aus Gallizien, der sich lebhaft für Mineralogie interessirte,*) ferner Bergrath von Herder, Wilh. v. Schütz und Bergrath Werner dar. Auch dem Steinschneider Joseph Müller, welcher trotz der Ungunst der Zeiten seine Bemühungen unverdrossen fortsetzte, stattete er täglich auf dem Wege nach dem Neubrunnen einen Besuch ab und schöpfte immer aus der Unterhaltung mit ihm einige Belehrung. Im Juli, wo er mit der Familie von Ziegesar einen Ausflug auf ein paar Wochen nach Franzensbrunn zu einer Trink- und Badecur machte, erregte der problematische Kammerberg bei Eger sein Interesse. Er sammelte die Producte desselben, betrachtete ihn genau, beschrieb und zeichnete ihn. Hierbei fand er sich veranlaßt, der Ansicht des Bergraths Reuß zu Bilin, der den Berg als pseudo-vulcanisch ansprach, entgegenzutreten und ihn für vulcanisch zu erklären. Er that es in einem Aufsatz, „der Kammerberg

*) S. Briefw. mit Knebel I, 329 f.

bei Eger" überschrieben, den wir jetzt im letzten Bande der sämmtlichen Werke unter der Rubrik „Mineralogie und Geologie" finden. In spätern Jahren schien es ihm aber selbst, daß seine Ansicht nicht ganz haltbar und eine Rückkehr zu der Reußischen Auslegung räthlich sei.

Gegen den 24. Juli kehrte Goethe nach Karlsbad zurück, wo nun auch die Anwesenheit wackerer Künstler belebend und anregend auf ihn einwirkte. Denn außer dem vorzüglichen Dresdener Landschaftsmaler Kaaz, welcher unsers Dichters dilettantische Skizzen sogleich in ein wohl erscheinendes Bild zu verwandeln wußte, und ihn von seinem phantastischen Kritzeln zu einer reinern Behandlung führte, fand sich auch Bury, der römische Freund, auf einige Tage hier ein. Er hatte sich im Gefolge der Erbprinzessin von Hessen=Cassel eine Zeit lang in und um Dresden, zu Natur= und Kunstgenuß, aufgehalten, und einen kurzen Urlaub zu einem Ausfluge nach Karlsbad genommen. Goethe schrieb der auch ihm gewogenen Prinzessin zu Ehren ein Gedicht, welches, in der Mitte eines großen Blattes kalligraphirt, mit dem bilderreichsten Rahmen eingefaßt werden sollte, die Gegenden darstellend, welche sie durchreist, und die Gegenstände, denen sie die meiste Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Das Gedicht findet sich unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern". *) — Gelegentlich sei hier noch bemerkt, daß auch das allerliebste Gedicht „der Goldschmiedsgesell" mit seinem durch alle sieben Strophen sich hindurchschlingenden gleichtönenden Endreim, und die

*) S. Goethe's W., Bd. 6, S. 54 f. (Ausg. in 40 B.)

Ballade „Wirkung in die Ferne“, vielleicht Früchte dieses Karlsbader Sommeraufenthaltes, jedenfalls aber des Jahres 1808 sind. Das letztgenannte Gedicht möchte eher zur Gattung der heitern poetischen Erzählung, als der Ballade, zu rechnen sein. Goethe hat es nur durch die Behandlungsart, das schwunghaftere Metrum und die lebhafte Darstellung für die Phantasie der Ballade angenähert. Es läßt sich aber nicht wohl abstreiten, daß dadurch etwas Disharmonisches in das Ganze gekommen ist. Der Apparat scheint für die Aufgabe zu groß, das Gefäß für den Inhalt zu bedeutend, der Anfang

> Die Königin steht im hohen Saal,
> Da brennen der Kerzen so viele u. s. w.

läßt nicht eine so leichte anekdotenmäßige Schlußpointe erwarten. — Daß endlich die schon im vorigen Jahre begonnene Novelle „Die pilgernde Thörin“*) erst jetzt in Karlsbad zum Abschluß gekommen, erwähnt Riemer ausdrücklich in den „Briefen an und von Goethe“.**) Aus einem Briefe Goethe's an Knebel (vom 2. Juli) sehen wir, daß er auch in diesem Jahre in Carlsbad an größern und kleinern Erzählungen arbeitete, die später in die Wanderjahre verwebt wurden.

Um die Hälfte des Septembers traf Goethe wieder in Weimar ein, und vernahm hier die Bestätigung der Nachricht von einer baldigen Zusammenkunft der Monarchen in Erfurt. Er ahnte sogleich, welchen Einfluß das geräuschvolle Wesen

---

*) Vergl. Thl. III. dieser Schrift, S. 487 Anmerk.
**) S. 187.

in der Nachbarschaft auf seine Existenz für die nächste Zukunft haben würde. Es währte auch nicht lange, so ward es in Weimar sehr lebendig. Am 24. September kam Großfürst Constantin an; ihm folgte am nächsten Tage der Kaiser Alexander selbst. Zwar rauschte der tosende und glänzende Hofstrom bald genug weiter; denn am 27. verfügten sich die Herrschaften nach Erfurt zum Kaiser Napoleon, der ihnen bis Münchenholzen entgegenkam. Allein auch Goethe mußte am 29. auf den Ruf des Herzogs dorthin folgen. Hier fand sich nun bei Levers, Diners und Thee's Gelegenheit in Fülle, neue Bekanntschaften zu schließen, und alte zu erneuern. Er scheint sich die bunte, bewegte Welt mit großer Gemüthsruhe, bisweilen auch zu scherzhafter Laune angeregt, in Augenschein genommen zu haben. Den 30. war große Tafel beim Herzog von Weimar. Abends machte er bei der Präsidentin von der Recke die Bekanntschaft des Ministers Maret, der sehr für ihn eingenommen wurde. Am 1. October wohnte er Morgens dem glänzenden Lever bei, welches Napoleon gab. Mittags war er bei dem Minister Champagnie der Tischnachbar von Bourgoing. In hohem Grade interessant mußte für ihn die Darstellung französischer Tragödien, wie der Racine'schen Stücke Andromache und Britannicus, und des Voltaire'schen Oedipe im Théatre français sein, wo ein Talma vor einem „Parterre von Königen" spielte.

Am 2. October wurde er auf 11 Uhr Vormittags zu N a p o l e o n beschieden. Er vermuthete, daß Minister Maret und Marschall Lannes, mit dem er seit 1806 bekannt war, sich günstig über ihn beim Kaiser geäußert hatten. Ein dicker

Kammerherr, ein Pole, kündigte ihm an, daß er noch etwas zu verweilen habe. Nachdem er inzwischen Savary und Talleyrand vorgestellt worden war, berief man ihn in das Cabinet des Kaisers. Da jedoch in demselben Augenblick Daru sich meldete und eingelassen ward, zauderte er und trat erst auf einen nochmaligen Ruf hinein. Der Kaiser saß an einem großen runden Tische beim Frühstück; zu seiner Rechten stand, etwas entfernt vom Tische, Talleyrand; zu seiner Linken, ziemlich nahe, Daru, mit dem er sich über die Contributions-Angelegenheiten unterhielt. Auf den Wink des Kaisers näherte sich Goethe, bis auf eine schickliche Entfernung. Nachdem Jener ihn aufmerksam angeblickt hatte, begann er, seltsam genug, aber vielleicht wahrer als er es selbst ganz zu ahnen vermochte, das Gespräch mit den Worten: Vous êtes un homme, worauf Goethe nur mit einer Verbeugung antwortete. Der Kaiser fragte: „Wie alt seyd Ihr?" — Goethe: „Sechszig Jahre." — Der Kaiser: „Ihr habt Euch gut erhalten. — Ihr habt Trauerspiele geschrieben." Als Goethe das Nothwendigste geantwortet, nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von ihrer Literatur Notiz genommen hatte, wie er denn auch in der lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war. Goethe glaubte in seinem Urtheil den Wiederhall der Ansichten seiner Gönner in Berlin zu hören; wenigstens fand er ihre Denkweise und Gesinnung in Daru's Worten wieder. Zum Schlusse bemerkte dieser, daß Goethe auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaire's Mahomet. „Es ist kein gutes Stück," versetzte der Kaiser und

legte nun umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Sodann wandte er das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch studirt zu haben schien. *) Nach verschiedenen Bemerkungen, die Goethe als ganz richtig anerkennen mußte, bezeichnete er eine gewisse Stelle**) und sagte: „Warum

---

*) Bourrienne's Werk über den Feldzug in Egypten enthält ein Verzeichniß der Bücher, die Napoleon in seiner Feldbibliothek in Egypten mit sich führte; und unter diesen findet sich auch Werther's Leiden. S. Gespräche mit Eckermann II, 115.

**) Welche Stelle es war, darüber ließ Goethe die neugierigen Forscher in Ungewißheit. Als ihn Eckermann im Jahr 1824 darum befragte, antwortete er mit geheimnißvollem Lächeln: „Rathen Sie!“ — „Nun,“ sagte E., „ich dächte fast, es wäre die, wo Lotte Werthern die Pistolen schickt, ohne gegen Alberten ein Wort zu sagen, und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzutheilen. Sie haben sich zwar alle Mühe gegeben, dieses Schweigen zu motiviren; allein es scheint doch Alles gegen die dringende Nothwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stich zu halten.“ — „Ihre Bemerkung,“ erwiderte Goethe, „ist freilich nicht schlecht. Ob aber Napoleon dieselbe Stelle gemeint hat, oder eine andere, halte ich für gut, nicht zu verrathen. Aber, wie gesagt, Ihre Bemerkung ist eben so richtig, wie die seinige.“ — Schubarth erzählt, er erinnere sich aus mündlicher Mittheilung, wie Goethe erzählte, Napoleon sei der Einzige gewesen, der ihn, den Dichter, auf ein Mißverhältniß im Werther aufmerksam gemacht, das bis dahin den schärfsten kritischen Blicken entgangen, weil er es allerdings so

habt Ihr das gethan? Es ist nicht naturgemäß," was er nun weitläufig und vollkommen richtig erörterte. Goethe hörte ihm mit heiterm Gesichte zu und antwortete mit vergnügtem Lächeln, er wisse zwar nicht, ob ihm Jemand denselben Vorwurf gemacht habe, aber er finde ihn durchaus richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. „Allein," setzte er hinzu, „es ist dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bedient, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können." Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer, der die tragische Bühne mit größter Aufmerksamkeit gleich

---

künstlich versteckt, wie der Schneider seine künstliche Naht anzubringen pflege, wenn ihm durch ein Unglück in ein ganzes Tuch irgendwo ein Riß kommt. Auf die Bitte um nähern Aufschluß erwiderte Goethe, Schubarth sei durch das, was er über Werther in seiner Beurtheilung bereits gesagt, auf bestem Wege es selbst zu finden; er wolle daher nicht vorgreifen. Manche haben die Stelle zu errathen versucht, aber wie sich nunmehr durch die 1851 erschienenen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806 bis 1813" von Fr. von Müller (S. 238 f.) ergibt, daneben gerathen; Napoleon tadelte es, daß Werther's innere Zerstörung nicht ausschließlich aus seiner leidenschaftlichen unglücklichen Liebe, sondern nebenbei noch aus gekränktem Ehrgeiz abgeleitet werde; und wie es scheint, hatte Herder dieselbe Bemerkung schon im Jahr 1786 gemacht (s. Goethe's Briefe an Stein III, 267 f.) dessen sich Goethe 22 Jahre später nicht mehr erinnern mochte.

einem Criminalrichter*) betrachtet, und dabei die Entfernung des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. So kam er auch auf die Schicksalsstücke mißbilligend zu sprechen. „Sie gehören in eine dunklere Zeit," sagte er; „was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!"

Hierauf sich wieder zu Daru wendend, setzte er mit diesem das Gespräch über die Contributions-Angelegenheiten fort. Goethe trat etwas zurück. Er kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem er vor mehr als dreißig Jahren zwischen manchen frohen Stunden auch manche trübe verlebt hatte, und bemerkte, daß rechts von ihm, nach der Eingangsthüre zu, Berthier und Savary standen. Talleyrand hatte sich entfernt. Marschall Soult war gemeldet, und die große Gestalt mit stark behaartem Haupte trat herein. Während der Kaiser ihn scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen befragte, hatte Goethe Zeit, sich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken. Es waren noch die alten Tapeten; aber die Porträts an den Wänden waren verschwunden, alle die Bildnisse von Statthaltern und Familiengliedern, und so auch das Bild der Herzogin Amalia, im Redouten-Anzuge eine schwarze Halbmaske in der Hand.

Plötzlich stand der Kaiser auf, ging auf unsern Dichter zu und schnitt ihn durch eine Art Manoeuvre von den übrigen Gliedern der Reihe ab, worin er stand. Den Andern den Rücken zugewandt, fragte ihn Napoleon mit gemäßigter Stimme, ob er verheirathet sei, Kinder habe, und was sonst Persön-

*) Vergl. Gespräche mit Eckermann II, 115.

liches zu interessiren pflegt, deßgleichen nach seinen Verhältnissen zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin und Anderm. Goethe antwortete einfach und natürlich. Der Kaiser schien sich in der Unterhaltung zu gefallen und übersetzte sich die Antworten in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als Goethe sich hatte ausdrücken können. Dabei war seine Art der Beifallsbezeugung höchst mannigfaltig. Selten hörte er unbeweglich zu, sondern nickte entweder nachdenklich mit dem Kopfe, oder sagte oui oder c'est bien oder dergleichen. Wenn er selbst ausgesprochen hatte, so pflegte er hinzuzufügen: Qu'en dit Mr. Goet? Nachdem so das Gespräch eine Zeit lang fortgedauert hatte, ergriff Goethe die Gelegenheit bei dem Kammerherrn durch eine Gebärde anzufragen, ob er sich beurlauben könne, und nahm, da dieser bejahend antwortete, ohne Weiteres Abschied.

Am 4. October verfügte er sich nach Weimar, um für den bevorstehenden Besuch Napoleons und anderer hohen Gäste noch einige das Theater betreffenden Vorkehrungen zu machen. Am 6. kamen die französischen Schauspieler mit ihrem Director an, und führten den „Tod Cäsars" auf, worin Talma als Brutus auftrat. Bei Goethe quartirte sich der Minister Maret nebst Angehörigen ein. Ueber die Festivitäten dieser bewegten Tage hat er uns selbst in den Annalen nur höchst flüchtige Andeutungen hinterlassen, die mit der Notiz schließen, daß ihm am 14. der Orden der Ehren-Legion*) überreicht wurde,

*) Der Kaiser Alexander von Rußland hatte ihn schon das Jahr vorher mit dem St. Annenorden decorirt.

und der berühmte Talma mit seiner Frau bei ihm zu Besuch waren. Aus den Gesprächen mit dem Letztern hat uns Riemer ein interessantes Wort unsers Dichters aufbewahrt. Als Talma ihn fragte, ob der Werther nicht eine wahre Geschichte sei, erwiderte Goethe, von den betheiligten Personen habe sich der eine gerettet, um die Geschichte erzählen zu können; man wüßte sonst nichts von ihr. Bei einer wiederholten Unterredung Napoleon's mit Goethe auf dem Hofballe sprach sich der Kaiser für eine scharfe Abgrenzung der dramatischen Gattungen aus und äußerte charakteristisch genug: „Je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés.“ Auch wurde Goethe noch einmal mit Wieland zum Frühstück geladen und vom Kaiser mit Wohlwollen behandelt.

Die unmittelbare Anschauung einer so unberechenbar großen Persönlichkeit, wie die Napoleons, von dessen Hochschätzung so viele Aeußerungen Goethe's, namentlich in den Gesprächen mit Eckermann zeugen, und die nähere Bekanntschaft mit so vielen andern hervorragenden Männern war für ihn ohne Zweifel von dem größten Interesse. Dennoch wandte er sich gerne von dem geräuschvollen Leben der letzten Zeit zu seinen stillen Betrachtungen und Beschäftigungen zurück. Besonders fühlte er sich zu Kunstbetrachtungen aufgefordert durch die unschätzbaren Mionettischen Pasten nach griechischen Münzen, die er bei der Rückkehr von Karlsbad vorgefunden hatte. „Man sah in einem Abgrund der Vergangenheit,“ heißt es in den Annalen, „und erstaunte über die herrlichsten Gebilde.“ Zudem vermehrte sich seine Ringsammlung durch geschnittene Steine von Bedeutung; wiederholt kamen Federzeichnungen von

Albrecht Dürer im Steindrucke an, Runge sandte ihm die Originalzeichnungen seiner gedanken- und blumenreichen Tageszeiten; im Spätjahre gewährte eine Anzahl landschaftlicher Zeichnungen des Professors an der Akademie zu Dresden, Friedrich, die angenehmste Unterhaltung; und ganz am Ende des Jahres besuchte ihn der Professor von Kügelgen aus Dresden und malte sein Portrait. Eine sehr lehrreiche Unterhaltung gewährte ihm gegen Ende Novembers die Anwesenheit von Dr. Werneburg. „Er bringt mir," schrieb er an Knebel, „das Allerfremdeste was in mein Haus kommen kann, die Mathematik an meinen Tisch, wobei wir jedoch schon eine Convention geschlossen haben, daß nur im alleräußersten Falle von Zahlen die Rede sein darf."

Dazwischen nahm das eben jetzt besonders lebhafte gesellige Leben in Weimar manche seiner Stunden in Anspruch. Dienstag waren regelmäßige Gesellschaftsmorgen bei der Prinzessin Karoline; Mittwochs pflegte er selbst, wie bereits erwähnt, einen gewählten Kreis, zu dem auch Frau von Stein gehörte, durch Vorträge zu unterhalten; die Donnerstags- und Sonntagsgesellschaften bei Frau Schopenhauer waren, jede in besonderer Art, interessant, der Donnerstag wegen zahlreicher Societät, wo man eine sehr mannigfaltige Unterhaltung fand, der Sonntag durch eine concentrirte Unterhaltung in kleinerer Gesellschaft.

Zum Beschlusse des J. 1808 gedenken wir noch flüchtig einiger Ereignisse, von denen Goethe persönlich nahe berührt wurde. Zu Anfange desselben hatte er die Freude, die fürst-

liche Familie, der er sein Leben geweiht, durch einen neuen lieblichen Zweig sich vermehren zu sehen: Prinzessin Marie ward den 3. Februar geboren. Gegen den Schluß des Sommers traf ihn ein schwerer Schlag, der Tod seiner geliebten Mutter, die am 13. Sept. in ihrem achtundsiebenzigsten Lebensjahre starb.*) Seine Frau reis'te nach Frankfurt und ordnete dort, wie er an Knebel schrieb, die Erbschaftsangelegenheiten „auf eine glatte und noble Weise". Nicht lange vor dem Tode der Mutter hatte er seinen Sohn August zur Universität Heidelberg gesandt, wo er bei den frühern Jenaischen Freunden Voß und Thibaut die liebevollste Aufnahme fand. Auf der Durchreise durch Frankfurt hatte er die Großmutter gesehen, und der Primas ihr und dem jungen Goethe ein Fest gegeben. Zu Ende des Jahres starb Fernow, und mit ihm verlor Goethe einen nahbefreundeten Vermittler, der ihn mit der italienischen Literatur in steter Verbindung gehalten hatte.

In das J. 1809 hinübertretend, fassen wir zuerst das Theater in's Auge, das in den beiden letzten Monaten eine Krise erlebt hatte, die Goethe'n, wie er am 30. Dec. an Reinhard berichtete, einigermaßen zu schaffen machte. Es waren Mißhelligkeiten unter dem Theater-Personal ausgebrochen, wobei es sich, wie gewöhnlich, nicht darum handelte, wer etwas leisten, sondern wer einwirken und befehlen sollte. Nachdem die Sache beigelegt war, ging das Theater wieder

*) Vergl. Th. I, S. 18, 31 f.

seinen alten Gang. Zu dem bereits wohlausgestatteten Repertoire kamen neuere Productionen, die gut aufgenommen wurden: Antigone von Rochlitz bearbeitet, Alfieri's Saul, von Knebel übersetzt, die Tochter Jephta von Robert; auch eine Aufführung von Werner's vierundzwanzigstem Februar wurde sorgfältig vorbereitet. Antigone von Rochlitz wurde zur Feier des 30. Januars gegeben. Zur Nachfeier war am 3. Febr. großer Maskenball, wobei ein, besonders mit Goethe's und Falk's Beihülfe angeordneter Maskenzug der Herzogin huldigte. Zuerst erschienen die vier Elemente, begleitet von Jäger, Vogelsteller, Fischer und Schmied; ihnen folgte der Genius, der von Kanephoren der Fürstin Herder's Palmblätter, Oberon's Lilie, Tell's Apfel und Tasso's Lorbeerkranz überreichen ließ, worauf vier Psychen Glückwünsche aussprachen. Dann führte Seni die Planeten heran mit einer Anrede von Goethe, deren Schluß das Geständniß der vier neuen Planeten enthielt, gern ihren Namen entsagen zu wollen:

> Damit uns Welt und Nachwelt priese,
> So nännten wir uns gleich Luise.

Hierauf kamen Landleute (unter ihnen Frau von Goethe), Hirten, der Morgenstern und die heil. drei Könige, Verszeilen, von Goethe sprechend:

> Die in der Krippe suchten das Kind,
> Und die nun schüchtern näher treten
> Ihre jetzige Herrin anzubeten.

Zum Schluß vertheilte der Journalist (Falk) eines am=

bulanten Zeitungsbureaus eine Nummer der „eleganten Zeitung“ mit der Erklärung der Redoute, einem Neujahrsgruß für Goethe und einem Huldigungsgedichte an Mad. Wolff für ihre jüngste Darstellung der Antigone. *)

Die wöchentlichen musikalischen Unterhaltungen in Goethe's Hause unter Eberwein's Leitung erfuhren eine Unterbrechung, als dieser gegen Mitte Februars abermals nach Berlin gereist war, um sich durch Zelter's Lehre und Beispiel in seiner Kunst weiter zu fördern, und wurden erst im October, nach dessen Rückkehr wieder aufgenommen, so daß unser Dichter eine Reihe von Monaten hindurch der Musik fast ganz entbehren mußte.

Goethe blieb bis gegen Ende Aprils in Weimar und widmete sich, obwohl fernere und nähere Kriegsbewegungen in Spanien und Oesterreich Alles in Furcht und Sorge setzten, mit Eifer seinen naturwissenschaftlichen Studien. „Ich habe diesen Winter,“ schrieb er den 17. April an Reinhard, „meine Thätigkeit nach innen, so gut es gehen wollte, fortgesetzt. Ich bin nicht aus Weimar, ja kaum aus der Stube gekommen. Vorzüglich habe ich an der Geschichte der Farbenlehre gearbeitet und bin nun bald mit dem siebzehnten Jahrhundert zu Stande.“ Am 29. April begab er sich nach Jena, und setzte dort, trotz eines Anfalls seines alten Uebels, diese Arbeit fort, indem er das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert nachholte und die Geschichte seiner eigenen chromatischen Bekehrung und fortschreitenden Studien niederschrieb. Er legte

---

*) Morgenblatt 1809, Nr. 50 S. 200.

die Arbeit am 24. Mai vorläufig bei Seite, um sich einem poetischen Werke, den Wahlverwandtschaften, zuzuwenden.

In einem Briefe an Zelter vom 1. Juni heißt es über diese Dichtung: „Da es noch nicht räthlich war, nach Karlsbad zu gehen, so befind ich mich in Jena, wo ich einen Roman fertig zu schreiben suche, den ich vor'm Jahr in den böhmischen Gebirgen concipirt und angefangen hatte. Wahrscheinlich kann ich ihn noch in diesem Jahre herausgeben, und ich eile um so eher damit, weil es ein Mittel ist, mich mit meinen auswärtigen Freunden wieder einmal vollständig zu unterhalten. Ich hoffe, Sie sollen meine alte Art und Weise darin finden. Ich habe viel hineingelegt, Manches versteckt. Möge auch Ihnen dieses offenbare Geheimniß zur Freude gereichen!" Aehnlich schreibt Goethe den 9. Juni an Reinhard, er habe, weil die Zeitumstände mündliche und briefliche Aeußerungen bedenklich machten, sich ein anderes Organ in die Ferne ausgedacht, nämlich einen Roman zu schreiben, der sich zwar nur um einen besonderen Gegenstand drehe, doch aber auf manches allgemein menschliche Interesse hinspiele. Abweichend von der obigen Angabe in Betreff der Conception sagt Goethe in den Annalen unter dem Jahre 1809, er habe den Hauptgedanken schon vor einigen Jahren gefaßt; nur habe sich die Ausführung immerfort erweitert, vermannigfaltigt und die Kunstgrenze zu überschreiten gedroht. Jetzt endlich habe sich nach so vielen Vorarbeiten der Entschluß bestätigt, den Druck zu beginnen, über manchen Zweifel hinwegzugehen, das Eine festzuhalten und über das Andere später schließlich zu entscheiden. Und damit übereinstimmend

nennt er bereits unter dem Jahre 1807 bei Erwähnung der kleinern für die Wanderjahre bestimmten Erzählungen auch die Wahlverwandtschaften, wozu schon damals ein Schema weit gediehen und manche Vorarbeiten vollbracht waren, und bemerkt, daß sie in gleicher Art, wie jene Erzählungen, kurz hätten behandelt werden sollen, der Stoff sei indeß zu bedeutend und zu tief in ihm gewurzelt gewesen, um so leicht beseitigt werden zu können. Liegt schon in den letzten Worten eine Andeutung, daß wir die Quelle, woraus ihm der Gegenstand zugeflossen ist, vorzüglich in seinen eigenen Lebenserfahrungen zu suchen haben, so gesteht er dieses ausdrücklich in den Gesprächen mit Eckermann und weis't nicht minder darauf hin durch die Stelle in den Annalen (unter dem J. 1809): „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet."

Wahrscheinlich mitten zwischen die Arbeit an den Wahlverwandtschaften fällt die Entstehung der Ballade Johanna Sebus. Goethe übersandte eine Abschrift an Zelter am 1. Juni, und an Reinhard am 9. Juni, dem Letzteren mit den Worten: „Nehmen Sie beiliegendes Gedicht freundlich auf. Ich bin vom Unterrhein her dazu aufgefordert worden und mochte mir gerade in meiner Einsamkeit die Naivetät dieser unschuldig guten Handlung gerne vergegenwärtigen." Die Begebenheit ereignete sich im Jan. 1809. Johanna Sebus, ein Mädchen von siebenzehn Jahren, war die Tochter einer Wittwe aus dem Dorfe Brienen bei Griethausen, unfern Cleve. Am 13. Jan. trat auf dem Rheine ein großer Eis=

gang ein, wobei ein Dammbruch entstand und die Gegend von Griethhausen unter Wasser setzte. In dem Hause der Wittwe Sebus wohnte noch eine andere Frau mit drei Kindern. Johanna rettete zuerst ihre Mutter auf's Trockene, und wollte dann auch die übrigen Hausgenossen in Sicherheit bringen, aber sie konnte nicht mehr zurück und ward von den immer höher schwellenden Fluthen verschlungen. Unsere Leser begreifen leicht, warum Goethe durch diesen Gegenstand besonders angezogen werden mußte. Es ist dasselbe Thema, welches er schon 1785 in Distichenform behandelt hatte. Wie der Herzog Leopold von Braunschweig und wie „die siebzehnjährige Gute, Schöne aus dem Dorfe Brienen", so war auch er, wo seinen Nebenmenschen große Gefahr drohte, zu aufopfernder Hülfe bereit, wie er sich denn zu wiederholten Malen bei Feuersbrünsten augenscheinlicher Lebensgefahr aussetzte. — Wir finden das Gedicht, das früher den Cantaten beigeordnet war, jetzt unter die Balladen gereiht, wohin es auch seiner Form nach gehört. Daß ihm zuerst jene Stelle angewiesen wurde, beruhte auf der Form von Zelter's Composition. Dieser hatte das Gedicht im Cantatenstyl für einen Singchor mit Instrumentalbegleitung in Musik gesetzt, und zwar so glücklich, daß es ein Lieblingsstück des Weimarischen Kreises ward. Götzinger mag im Allgemeinen Recht haben mit der Behauptung, daß die Rücksicht, welche der Dichter bei der Abfassung desselben auf den musikalischen Effekt genommen, der poetischen Klarheit nachtheilig gewesen sei. Man kann es indeß nicht mit ihm bedauern, wenn der Dichter in solchen Productionen die Poesie als Dienerin der Musik, d. h. der

Composition betrachtet. Verlieren dadurch diese Stücke etwas, unter dem rein poetischen Gesichtspunkt angesehen, so gewinnen sie dafür, mit der Composition als ein Ganzes genommen, um so mehr. Goethe hatte das bestimmteste Bewußtsein davon, daß dergleichen Poesie der Musik als ihrer Ergänzung bedarf, weßhalb er sich von jeher so gern an Tonkünstler enge anschloß.

Die Arbeit an den Wahlverwandtschaften hätte eigentlich einen ganz ununterbrochenen Aufenthalt in der Jenaischen Einsamkeit verlangt; aber die Kriegsbewegungen riefen den Dichter am 13. Juni wieder nach Weimar zurück. Der König von Westphalen hatte, während die Franzosen nach Oesterreich vordrangen, einen Zug gegen Böhmen unternommen. Goethe's Freund, Reinhard, seit dem vorigen Jahre französischer Gesandter in Cassel, der, wie das dortige gesammte diplomatische Corps, den König Jerome auf seinem kurzen Feldzuge begleitete, traf den 2. Juli aus dem Hauptquartier bei Goethe ein und deutete geheimnißvoll auf einen unerklärlichen Rückzug. Am 15. Juli kam in der That der König in Weimar an, der Rückzug schien in Flucht auszuarten, und schon am 20. ängstigte das umherstreifende Oelsische Corps die Stadt und Umgegend. Kaum verzog sich aber das drohende Gewitter in nordwestlicher Richtung, so begab sich Goethe (am 23. Juli) wieder nach Jena. Aus vielfacher Erfahrung sich bewußt, wie viel ein äußerer Antrieb vermochte, ihn vor Stocken und langem Besinnen zu bewahren, gab er die Wahlverwandtschaften nun sofort in die Druckerei, und während diese fleißig vorrückte, reinigte und ründete sich auch allmälig die Handschrift.

Ein längerer dießjähriger Aufenthalt zu Jena war auch

durch manche neue Einrichtung in dem zu Goethe's Geschäftsbereich gehörigen Anstalten geboten. Die verschiedenen seit dem Regierungsantritt des Herzogs daselbst gegründeten und ohne Mitwirkung der übrigen höchsten Erhalter der Akademie errichteten Museen und sonstigen wissenschaftlichen Einrichtungen hatten bisher besondere Etats gehabt. In diesem Jahre wurden die sämmtlichen Etats verschmolzen, und alle Institute, nebst der Bibliothek, dem Münzkabinet und der freien Zeichenschule zu Weimar unter Goethe's und des Geh.=Raths von Voigt Oberaufsicht und Leitung gestellt. Der Fürst schenkte beiden Männern hierbei ein so unbedingtes Vertrauen, daß er es ihnen anheimgab, ohne vorherige Anträge und Vorschläge, nach Befund der Umstände, Geldverwendungen zu machen und diesem oder jenem Zweige nachzuhelfen. Die seit dreißig Jahren gegründeten und fortgeführten Anstalten hatten durch die französische Invasion nur wenig gelitten. Um so muthiger griff Goethe die Wiederherstellung derselben an und suchte neue damit zu verbinden. Es mochte hierbei seine persönliche Gegenwart um so mehr erforderlich sein, als bei der wunderlichen Complicirtheit jener Anstalten und bei dem mannigfaltigen Bezuge des Vorgesetzten zu Gelehrten, Literatoren und Künstlern aller Art, die Geschäftsform in der Verwaltung derselben sich nicht immer aufs strengste handhaben ließ. Ueberhaupt war Goethe'n, nach Vogel's zuverlässigen Mittheilungen, das Mechanische der Geschäftsbehandlung nicht sehr geläufig, da er die niedern Dienststufen, wo man sich strenger an die Vorschriften gebunden sieht, übersprungen hatte. So konnte er denn auch, trotz seiner ausgezeichneten

Ordnungsliebe, und obwohl er selbst über die Vorkommnisse seines Privatlebens Acten zu führen liebte, doch für nichts weniger als einen Actenmensch gelten. Ein treues Gedächtniß und ein consequentes Handeln nach einmal angenommenen Grundsätzen halfen ihm in seinen bessern Jahren überall durch, ohne daß er die Voracten zu Rathe zog.

Am 16. September befand er sich, einem Brief an Zelter zufolge, noch in Jena, muß sich aber schon in den nächsten Tagen nach Weimar zurückbegeben haben, wo er die Wahlverwandtschaften zum Abschluß brachte; denn in einem Briefe aus Weimar an Reinhard vom 1. Oktober heißt es: „Ich befinde mich seit länger als sieben (?) Wochen hier und komme mir vor wie jene Schwangere, die weiter nichts wünscht, als daß das Kind zur Welt komme, es sei übrigens und entstehe was will." *) Der 3. Oktober befreite ihn endlich von dem Werke, ohne daß jedoch, wie er in den Annalen sagt, „die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können."

Das letzte Trimester des Jahrs 1809, nachdem er im Oktober seine reichen Sammlungen etwas geordnet, war vorherrschend der Farbenlehre gewidmet. Zur Wiederaufnahme der am 24. Mai abgebrochenen Studien und Arbeiten wurde jetzt Goethe durch den uns schon bekannten Maler Runge angeregt, der auf einer Kugel die Abstufungen der Farbe und ihr Abschattiren gegen Hell und Dunkel dargestellt hatte. Unter Dr. Seebeck's fortwährender Theilnahme und Beihülfe führte er die Farbenlehre bis zu Ende des 18. Jahrhunderts

*) Wahrscheinlich ist beim Datum des Briefes an Reinhard „Jena" statt „Weimar" zu setzen.

fort, während gleichzeitig der Druck des zweiten Theils ununterbrochen gefördert wurde. „Ist es einigermaßen möglich," schrieb er darüber am Silvestertage an Reinhard, „so schließe ich meine Arbeiten über die Farbenlehre zu Ostern ab, und Sie erhalten im Mai das Werk mit den Tafeln. Die beiden Bände, die ich neben einander ausgearbeitet habe, sind nun schon auf sechszig Bogen zusammengewachsen, und wie gegen das Ende einer Arbeit Alles geschwinder geht, so denke ich, der Schluß soll sich unvermuthet anfügen. Auch dieser Arbeit wird es ergehen, wie andern; erst wird sie bloß ihr Dasein, und dann ihren Platz behaupten. Von der Gunst des Augenblicks mag ich wenig hoffen; doch soll es mir ganz lieb sein, wenn mein Unglaube auf eine oder die andere Weise beschämt wird."

Im Laufe des so eben betrachteten Jahres, das, ohne einen Karlsbader Aufenthalt oder sonstige Ausflüge, theils in Weimar, theils in Jena zugebracht, mehr Einheit und Geschlossenheit als andere gewann und daher eine reichere Ausbeute lieferte, waren auch bereits Vorarbeiten zu dem bedeutenden Unternehmen einer Selbstbiographie entstanden. Der Gedanke dazu war ihm, nach Riemer's Mittheilungen, schon im vorgehenden Jahre zu Karlsbad (den 28. August 1808) gekommen. Auf des Freundes Ermunterung, seine Confessionen zu schreiben, hatte er den Entschluß gefaßt und das Jahr 1809 zum Beginn der Ausführung festgesetzt. Er erkannte wohl, mit welcher Sorgfalt und Umsicht hier verfahren werden mußte, da es bedenklich schien, sich lange verflossener Jugendzeiten erinnern zu wollen. Dieser Schwierigkeit ungeachtet beschloß er endlich das Werk anzugreifen, mit

dem Vorsatz, gegen sich und Andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit so weit zu nähern, als nur immer die Erinnerung dazu behülflich sein wollte. Das Glück begünstigte ihn hierbei, wie so oft, indem Bettine Brentano ihm aus mündlicher Erzählung seiner Mutter Mittheilungen über seine frühesten Jahre machte, ohne welche er, nach Riemer's Geständniß, die Lebensbeschreibung nicht hätte beginnen können.

Ueberblicken wir nun noch in der Kürze die sonstigen Gegenstände seiner Thätigkeit und Theilnahme im Jahr 1809, so ist zunächst der schon früher erwähnten Ausgabe seiner Werke bei Cotta zu gedenken. Sie erforderte manchen Zeitaufwand, gab ihm indeß auch willkommene Gelegenheit, sich durch Zusendung von Exemplaren bei Gönnern und Freunden ins Gedächtniß zurückzurufen. Die Jenaischen Anstalten, wovon oben die Rede war, machten die Erweiterung beschränkter Lokalitäten nöthig; nicht minder wurde in Weimar ein Anbau an die Herzogliche Bibliothek erforderlich, wofür Goethe die zum Ausbau des Schlosses berufenen preußischen Architekten Gentz und Rabe zu Rathe zog. Durch Hirt's großes Werk über die Baukunst, das ihm der Verfasser verehrte, wurde seine Theilnahme für dieses Kunstfach neu angeregt. „Ich habe mich höchlich gefreut," schrieb er den 1. Juni über das Werk an Zelter, „ein so bedeutendes über zwanzigjähriges Unternehmen endlich noch glücklich geendigt zu sehen." Die darin versuchten Restaurationen des Ephesischen Diana-Tempels, so wie des Salomonischen, führten ihn ins Alterthum zurück, und ermunterten ihn zu ähnlichen Versuchen, wobei die Einbildungskraft der Geschichte und der bruchstücklichen

Anschauung zu Hülfe kommen mußte. Auch im Gebiete der Malerei fehlte es nicht an freundlicher Anregung. Kügelgen's Besuch ist schon beim Schlusse des vorigen Jahrs erwähnt worden. Er verweilte mehrere Wochen in Weimar und malte, außer Goethe's Portrait auch das von Wieland nach der Person, so wie Schiller's und Herder's Bilder nach der Ueberlieferung. Kaaz zeigte landschaftliche Gemälde vor, deren Ausstellung in Weimar und Jena heitere Geselligkeit förderte und auch solche Personen zusammenführte, die sich sonst nicht zu nähern pflegten. In den zu München herausgegebenen Handzeichnungen Albrecht Dürer's begrüßte Goethe das schönste Geschenk des aufkeimenden Steindrucks. Dr. Stieglitz sandte ihm Schwefelabgüsse seiner ansehnlichen Münzsammlung mit beigefügtem Verzeichniß zu, und war ihm dadurch in seinen Forschungen auf dem Felde alterthümlicher Kunst förderlich. Zugleich mehrten sich seine Münzfächer durch Medaillen des 15. und 16. Jahrhunderts. Eine Sammlung Köstritzer Ausgrabungen metallener Geräthe von seltsamen Formen veranlaßte ihn zu geschichtlichen Forschungen über jene Epoche, wo Heidenthum und Christenthum in Franken und Thüringen miteinander im Kampf lagen. Auch mehrte sich durch Freundesgunst seine Sammlung von Handschriften bedeutender Personen und bestärkte ihn in dem Glauben, daß die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden und seine jedesmaligen Zustände hindeute.

In der auserlesenen Gesellschaft, die sich regelmäßig Mittwochs in seiner Wohnung versammelte, war Lektüre und Unterhaltung schon seit dem November des vorigen Jahrs

vorzugsweise der nordischen und überhaupt romantischen Vorzeit gewidmet. Goethe fesselte die Theilnahme seiner Zuhörer durch eine nach dem Original aus dem Stegreif vorgetragene, immer besser gelingende Uebersetzung der Nibelungen, und knüpfte daran mancherlei belehrende Betrachtungen. Am 25. November 1808 schrieb er darüber an Knebel: „Die Mittwochen sind wieder im Gange. Ich lese die Nibelungen vor, allein dabei geht es mir auch, wie einem jungen Professor, oder wie einem Koch, der sein Leben zubringt, um einige Stunden etwas Genießbares aufzutischen. Indessen ist es mir selbst von großem Werth und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgelesen, und noch viel weniger so viel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig thun muß, um durch Reflexionen und Parallelen die Sache anschaulicher und erfreulicher zu machen. Der Werth des Gedichtes erhöht sich, je länger man es betrachtet; und es ist wohl der Mühe werth, daß man sich bemüht, sein Verdienst auf das Trockene zu bringen und ins Klare zu setzen; denn wahrlich, die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Consorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von Andern sagt, daß sie das Wasser trüben, um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg, um alle gute kritische Jagd zu verhindern. Mir sind dabei recht artige Aperçu's vorgekommen, und wenn man ihnen hier und da läugnen möchte, daß sie ganz genau zum Gegenstande passen, so sind sie doch schon lustig für sich selbst, z. B. hab' ich, im Sinne der Vossischen Charten zum Homer, Hesiodus und Aeschylus, eine Charte zu den Nibelungen gezeichnet, die

auf sehr hübsche Reflexionen führt. Auch habe ich nächst genauer Betrachtung der Süjets, der Motive, der Ausführung, auch auf's Kostüm und andere Nebenvorkommenheiten, als äußere Kennzeichen, wohl aufgepaßt, wodurch man dem Alter und dem Ursprunge des Gedichts näher beikommen kann." — Daran schlossen sich weiterhin Fierabras, König Rother, Tristan und Isolde und ähnliche Dichtungen. Im Januar 1809 fand sich in Weimar der „wunderliche Runen-Antiquar" Martin Friedr. Arndt *) mit interessanten Alterthümern und Manuscripten ein und von Goethe zu den Mittwoch-Unterhaltungen in Anspruch genommen. Er hatte zehn Jahre in Schweden und Norwegen zugebracht, die Runen studirt, copirt und geordnet, und sich überhaupt um eine genaue Kenntniß der alten nordischen, besonders der isländischen Cultur und Literatur bemüht. Seine Mittheilungen und Vorträge lenkten die Aufmerksamkeit auf Wilkina Saga und den Norden überhaupt. Dr. Majer's nordische Sagen unterhielten und erhöhten dieses Interesse. Zugleich belebte sich die Theilnahme an den deutschen Sprachalterthümern, wozu ein Aufenthalt W. C. Grimm's das Seinige beitrug; und zur Aufheiterung des grammatischen Ernstes gereichte endlich die Lektüre von des Knaben Wunderhorn.

Ohne Zweifel wurden, nahe dem Jahresschlusse, auch schon die Vorbereitungen zu einem Feste getroffen, welches der Anfang des folgenden Jahres brachte. Der Geburtstag der regierenden Herzogin, der 30. Januar, sollte diesmal, in Ge-

*) Mit unserm trefflichen Ernst Moritz Arndt verwechselt, wurde er in Neapel als Carbonari verfolgt.

genwart hoher Gäste, mit besonderem Glanze, namentlich durch einen großen Maskenzug gefeiert werden. Goethe wählte dazu den Gegenstand aus jenen Dichtungen, die nun seit einem Jahre fast ausschließlich die Lektüre seines Mittwochkränzchens bildeten. Er hielt es mit Recht für einen angemessenen Schmuck des Festes, „die verschiedenen Dichtungen, denen unsere Vorfahren und auch die Ahnherren des hohen (Weimarischen) Fürstenhauses eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden und mannichfaltigen Gestalten darzustellen.“ Zu dem Ende dichtete er die schönen Stanzen, „die romantische Poesie“ überschrieben. Anlage und Plan des Stückes sind folgende: Ein Minnesänger und ein Heldendichter, als Vertreter der beiden in jener Periode vorzugsweise gepflegten Dichtungsarten, erscheinen als die Hauptfiguren; sie eröffnen, von einem Herold eingeführt, und schließen auch die Reihe der Gestalten; ja, sie erklären selbst, nach des Dichters Angabe, alle übrigen. Die letztern sind nun theils allegorische (oder symbolische), wie Frühling, Sommer, Minnepaar, Tanzende, Jagdlustige, Herbst, Spielende, Winter, Norden, Recht und Ehre, Liebe und Treue, Weltlich Regiment, Geistlich Regiment, Kanzler und Clericus, theils bestimmte, individuelle Figuren mittelalterlicher Dichtungen, wie Brunehild, Siegfried, Prinzessin (von Byzanz), Rother, Otnit, Elberich (Alberich). Die vier Jahreszeiten sind eingeführt, weil sie die ewig fließenden Quellen bilden, woraus das Leben der Menschen und die Poesie, insbesondere die lyrische, ihre Reize schöpfen. Den beiden schönsten Jahreszeiten schließen sich zunächst das Minnepaar und die Tanzenden an. Die Jagdlusti=

gen führen zum Herbst hinüber, dem sich, als dem Spender reicher Gaben, die Spielenden anreihen, die ihren Erwerb durch Wetten und Wagen zu mehren suchen. Der Winter bildet dann den Uebergang zum Norden. Letzterer ist einmal in der Absicht eingeschoben, um vorbeigehend auf die Gemahlin des Erbprinzen, die nordische Großfürstin Maria Paulowna, hinzudeuten, besonders aber um zu dem zweiten Theile, der die epische Poesie behandelt, und zwar zunächst zu Brunehild („der herrlichsten der Frauen, die dem Pol entsproß") hinüberzuleiten. — Im zweiten Haupttheile treten zuerst individuelle Figuren auf: zwei aus dem Nibelungenliede (Brunehild und Siegfried) und drei aus dem König Rother (die Tochter des Kaisers Constantin, Rother und einer aus der begleitenden Riesenschaar). An diese reihen sich nun vier symbolische Figuren, Personifikationen der sittlichen Kräfte, welche, wie sie überhaupt das Mittelalter bewegten, so auch seine Dichtungen beseelten (Recht, Ehre, Liebe, Treue). Sodann erscheint König Otnit, der nach schwerem Kampfe die Tochter eines heidnischen Königs erringt, sie in seine Heimath führt und taufen läßt und nun mit ihr lange Zeit glücklich zu Garda herrscht. Daran knüpft sich dann passend das Auftreten des geordneten friedlichen Weltlichen Regiments. Doch ihm auf dem Fuße folgt das Geistliche Regiment, dem Demuth das höchste Kleinod sein sollte, aber die zweite Stelle zur Pein wird. So finden wir also auch die beiden großen politischen Mächte aufgeführt, die im Mittelalter um die Herrschaft der Welt rangen; und ihrer allgemeinern allegorischen Darstellung läßt der Dichter noch zwei entsprechende be-

sondere symbolische Figuren, „kleinere Wesen", folgen: den Kanzler und den Clericus. Etwas problematisch ist die nächst-folgende Figur Elberich (der Zwergkönig Alberich). Goethe scheint ihn als Personifikation der stille schaffenden Weisheit und Güte aufgefaßt zu haben, die, wenn sie mit Klugheit gepaart ist, zuletzt doch den Sieg über alle weltliche und geistliche List, über alle Künste und Ränke des Kanzlers und des Clerikus davonträgt, und geräuschlos eine bessere Zukunft vorbereitet. — Dieser große Redoutenaufzug wurde zum 16. Febr., dem Geburtstage der Großfürstin Maria Paulowna, wiederholt, und ein durch ein Festlied eingeführter neuer Maskenzug russischer Nationen angeschlossen. Der letztere war eigentlich ein Theil eines größern Ganzen", Völkerwanderung, wozu, außer Goethe, noch Einsiedel, Knebel, Fr. v. Müller, Geh. R. v. Voigt, Riemer und ungenannte Beiträge lieferten. *)

So sehen wir also jetzt unsern Dichter, den begeisterten Verehrer antiker Kunst und Poesie, seit einiger Zeit in Betrachtung und Genuß mittelalterlicher und nordischer Dichtungen vertieft; der Hauptvertreter und Pfleger der classischen Richtung hat sich mit Theilnahme der Richtung der Romantiker zugewandt. Man hat darin eine Einwirkung der romantischen Schule gefunden; und in der That scheinen seine Bekehrung zum Sonett, die Anwendung mannigfaltiger Dichtungsformen, wie sie die romantische Schule liebte, der Uebergang von der individuell-plastischen Darstellungsweise der Alten zu einer mehr allegorischen und selbst mystischen, so wie die

*) S. Briefw. mit Knebel I, 373.

bald entschieden hervortretende Hinneigung zur orientalischen Poesie jene Ansicht zu begünstigen. Fassen wir das Verhältniß Goethe's zu den Romantikern näher in's Auge, so können uns jene Erscheinungen nicht befremden. Beide haben das mit einander gemein, daß sie Opposition machen gegen das falsche Natürlichkeitsprincip, wie es der Iffland'schen und namentlich der Kotzebue'schen Poesie zu Grunde lag. Wo es die Bekämpfung der letztern, die Bewahrung der Rechte der Idealität in der Poesie galt, sehen wir daher Goethe auf die Seite der Schlegel und Genossen treten, so wenig er sonst ihre ganze Richtung billigen konnte. So ruft er Kotzebue und seinen Anhängern in den Invectiven zu:

Ihr möchtet gern den brüderlichen Schlegeln
Mit Beil und Axt den Reisekahn zerstücken;
Allein sie lassen Euch schon weit im Rücken
Und ziehen fort mit Rudern und mit Segeln.

Zwar wär' es billig, diesen frechen Vögeln
Auch tüchtig was am bunten Zeug zu flicken;
Doch Euch, ihr Musenlosen, wird's nicht glücken,
Drum, Flegel, bleibt zu Haus mit Euren Flegeln.

Was ihn aber von den Romantikern trennte, das war seine tiefe Ueberzeugung, daß bei den Alten die höchsten und ewigen Normen der Kunst und Poesie zu finden seien, während die Romantiker vorzugsweise auf das Mittelalter, auf die romantische Poesie und christliche Kunst zurückgegangen wissen wollten, und dorther erfrischende und neubelebende

Quellen in die seichte, nüchterne moderne Welt zu leiten suchten. In Beziehung auf bildende Kunst ist Goethe diesem Gegensatz am treusten, und nicht selten bis zur Ungerechtigkeit gegen die andere Seite treu geblieben. In der Poesie aber sehen wir ihn, zumal seit Schiller's Tode, seiner conciliatorischen Natur zufolge, sich bis auf einen gewissen Grad den Einwirkungen der Romantiker hingeben. Ja, er gelangt allmählig zu der Ansicht, daß die edelsten Elemente des Antiken und Modernen, des Classischen und Romantischen, in ihrer Verbindung und Amalgamirung ein Höheres geben, das in keiner der beiden besondern Richtungen zu erreichen sei.

Neuntes Capitel.

Die Wahlverwandtschaften.

Die Wahlverwandtschaften müssen als Goethe's letzter abgeschlossener und gerundeter Roman betrachtet werden; denn die Wanderjahre sind mehr ein Sammelwerk, ein Aggregat erzählender Partien, wenn sie gleich mittelst eines durch das Ganze sich hindurchschlingenden Fadens zusammengehalten werden. Wie er seine Laufbahn als Romandichter im Werther mit der Darstellung des Streites zwischen Liebe und Brautstand eröffnete, so schloß er sie jetzt mit der Darstellung des

Conflictes von Liebe und Ehe, und wahrlich, er schloß sie nicht minder würdig, als er sie einst eröffnete. Die Wahlverwandtschaften sind eben so, wie der Werther, ein aus tiefster Welt- und Menschenkenntniß, namentlich aus der Kenntniß der vornehmern Stände geschöpftes psychologisches Gemälde, nur daß in dem Jugendwerke mehr der Instinct des Genie's, in dem Werke des Sechszigjährigen mehr ein heller Verstand und ein sicheres Kunstbewußtsein waltet. Zwar ist auch in jenem keine der unzähligen kleinen Stufen übersprungen, auf denen die Leidenschaft zu immer gefährlicherer Höhe hinansteigt, aber der Fortschritt ist rascher, jugendlicher, dramatischer, während die Wahlverwandtschaften mit epischer Ruhe und Besonnenheit ihrem Ziele zuschreiten. Demgemäß ist hier auch die Sprache, die ganze Darstellungsweise ruhiger und gehaltener, obwohl es ihr keineswegs an Wärme und Lebendigkeit fehlt, zumal wo (wie z. B. im Anfange des 13. Capitels des 1. Theils) das Walten und Wirken tiefaufgeregter Leidenschaft geschildert werden soll. Wollte man die Vergleichung unsers Romans mit dem Werther noch weiter durchführen, so würde man noch manche interessante Analogie gewahren, z. B. das Zerfallen beider Romane in zwei Hälften, und das ähnliche Verhalten dieser Theile zu einander. Nur das Eine heben wir noch hervor, daß beide Romane, bei aller Anerkennung, die ihrem künstlerischen Werthe gezollt wurde, durch ihren Gegenstand und die ihnen zugeschriebene sittliche Tendenz großen Widerspruch und Tadel aufgeregt, und ohne Zweifel auch hier und da auf unreife Gemüther nachtheilig eingewirkt haben.

Der Styl der Wahlverwandtschaften, dessen wir eben gedachten, hat für den, der Goethe's sonstige damalige Prosa kennt, etwas sehr Ueberraschendes. Eine so klare, durchsichtige, leichte und einfache Sprache, die in manchen Partien die Vergleichung mit den schönsten Stellen der Lehrjahre aushält, war in dieser Zeit unserm Dichter nicht mehr geläufig. Man fühlt es der ganzen Production an, daß Goethe sie mit ungewöhnlicher Liebe ausgeführt hat. Die innige Theilnahme, die er dem Gegenstande zollte, ergoß einen Strom warmer Empfindung durch alle Adern dieses Kunstwerkes und lieh dem Ausdruck theilweise eine jugendliche Frische und Lebendigkeit. Er hat es selbst in den Gesprächen mit Eckermann gestanden, wie nahe ihn der Gegenstand berührte. Es ist darin kein Strich, sagte er, der nicht erlebt, aber freilich auch kein Strich gerade so, wie er erlebt worden.

Was dem Werke besonders zu Statten kam, war die Art seiner Entstehung. Es war ursprünglich, wie uns schon bekannt ist, zu einem untergeordneten kleinen Kunstgebilde, zu einer Novelle für die Wanderjahre, gleich dem Manne von fünfzig Jahren, der pilgernden Thörin u. s. w. bestimmt. Aber die Bedeutsamkeit des Inhalts, die zahlreichen Fäden, wodurch es mit Goethe's eigenen Herzenserfahrungen zusammenhing, die Fülle von Nahrung und Leben, die ihm durch dieselben zuströmten, trieben das kleine Gewächs zu einem großen und reichen Baume empor und aus einander, und so bildete sich das Ganze, recht wie ein organisches Product, von Innen nach Außen, und nicht, wie die Wanderjahre, durch Aggregation.

Treten wir näher an die Betrachtung des Einzelnen, so finden wir vor Allem, wie in Hermann und Dorothea, die Localitäten, den Schauplatz der Begebenheiten, mit besonderer Kunst und Sorgfalt geschildert, und dadurch für die Handlung eine sichere Grundlage, ein festes Gerüste bereitet. Diese Darstellung des Locals nimmt einen großen Raum in dem Ganzen ein; gleichwohl ist das Ermüdende, das sonst ausführlichen Beschreibungen anhaftet, gänzlich vermieden, und zwar einmal dadurch, daß uns ein großer Theil des Schauplatzes nicht als ein fertiger, sondern als ein entstehender vorgeführt, und so die Beschreibung in Erzählung verwandelt wird. Dann ist auch wiederholt der Kunstgriff angewandt, daß uns der Dichter die Gegend durch das Auge einer Person schauen läßt, welche die Landschaft mit erhöhtem Interesse betrachtet. Nicht minder trägt die Aufnahme derselben, die Anfertigung von Charten dazu bei, uns ihr Bild fester einzuprägen. Ferner ist das Local in die engste Beziehung zu den Begebenheiten und den Schicksalen der handelnden Personen gebracht; namentlich gilt dieß von dem Teich oder kleinen See in der Landschaft. „Er ist," wie Rosenkranz treffend bemerkt, „ein verhängnißvolles Element; denn an dem Geburtstage Ottiliens stürzt ein Knabe in das Wasser, den der Hauptmann rettet. Der Letztere fährt mit Charlotten darüber in dem Kahn, den Eduard mit vielen Kosten aus der Ferne hat kommen lassen, landet an einer schilfigen Stelle, und trägt Charlotten auf's Trockene, welcher Zufall ihnen Gelegenheit gibt, sich ihre Liebe einzugestehen. Und eben dieser Teich verschlingt das Kind Eduard's und Charlotten's, dieses Zwitterschatten=

wesen, das fortlebend nur als die lebendige Anklage der Eltern, als stete Mahnung an ihre Verirrung forteristirt hätte.“ Auch das verdient noch eine besondere Hervorhebung, daß hier die durch den Wechsel der Jahreszeiten hervorgerufenen Veränderungen auf dem Schauplatz der Handlung sich den verschiedenen Stadien derselben auf eine ähnliche Weise harmonisch anschließen, wie dieß in Hermann und Dorothea in Betreff der Tageszeiten der Fall ist. Mit einem Frühlinge beginnt die Handlung und endet mit dem Herbste des folgenden Jahres. Wie jener Frühling sich entfaltet, entwickeln sich in den Herzen der Hauptpersonen die Keime der Wahlverwandtschaft, mit der höher steigenden Sonne wächst die Leidenschaft und erreicht schon im ersten Sommer ihren Culminationspunkt. Im 13. Capitel des ersten Buches wird erzählt, wie Eduard nach der ersten Erklärung zwischen ihm und Ottilien die warme Nacht des Hochsommers, theils im Freien wandelnd, theils auf der Terrassentreppe des Schlosses unter Ottilien's Fenstern sitzend, als der unruhigste und glücklichste der Sterblichen zubringt. „Das Jahr klingt ab; der Wind geht über die Stoppeln,“ da finden wir die liebenden Paare getrennt und in Schmerzen der weitern Entwickelung ihres Schicksals entgegenharrend. Während im Winter und Frühjahr die Hauptfiguren zurücktreten, rückt der Dichter, nach der Weise der Epopöe, die Figuren zweiten Ranges in den Vordergrund: den Architekten, Luciane, den Pensionsgehülfen, den reisenden Engländer. Ein neuer Frühling kommt heran, „später, aber auch rascher und freudiger, als gewöhnlich;“ Eduard's und Charlotten's Kind, der Angelpunkt für die fer-

nere Entwickelung und Katastrophe der Handlung, hat das Licht erblickt, und nun schreitet mit dem rasch sich entfaltenden Sommer auch die Handlung beschleunigten Schrittes ihrem Ziele zu. Eben in der Jahresepoche, wo sich die Natur abermals zur Ruhe neigt, wird Ottilie, mit den Spätblumen des Jahres geschmückt, mit dem Asternkranze zur letzten Ruhestätte gebracht, und bald nachher Eduard an ihrer Seite beigesetzt.

Wie in der Schilderung des Locals, so gibt sich auch in der Schilderung des Aeußern der Personen Goethe's Meisterschaft in poetischer Gestaltenmalerei zu erkennen. Wir haben wiederholt und besonders bei der Besprechung von Hermann und Dorothea auf Goethe's Enthaltsamkeit in Betreff der eigentlich beschreibenden Züge aufmerksam gemacht. Wenn er solche Züge gibt, so tritt dem Leser dabei nie die Absicht der Beschreibung, sondern irgend ein anderer Zweck entgegen, ähnlich wie bei ihm die Exposition sich nirgendwo als solche erkenntlich macht, sondern auf's Geschickteste in die Handlung verwebt ist. Was dabei mitunter, und so auch in unserm Roman bedauert werden kann, ist, daß sich nicht selten etwas spät die Gelegenheit zu dergleichen absichtslos erscheinenden beschreibenden Zügen bietet, und daher die Phantasie des Lesers eine geraume Zeit hindurch für die Ausmalung der Personenbilder ohne feste Anhaltspunkte gelassen wird. Bei der Hauptfigur unserer Dichtung, bei Ottilie, hatte Goethe noch einen besondern Grund, sich einer detaillirten Malerei ihres Aeußern zu enthalten. Sie sollte keine sinnlich blendende Erscheinung sein: sie sollte vorzugsweise durch ihre innern Eigen=

schaften auf die Umgebung einwirken. Daher ist denn vor Allem auf ihr wunderschönes Auge, als den treusten Spiegel der Seele, ein besonderer Nachdruck gelegt. Im Uebrigen ist zu Anfange des Romans weniger ihre Gestalt, als ihr Wesen im Allgemeinen geschildert: „ihre anständige Dienstfertigkeit, ihre ruhige Aufmerksamkeit, ihre gelassene Regsamkeit, ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, wieder Niedersitzen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, eine ewige angenehme Bewegung, mit so leisem Auftreten verbunden, daß man sie nicht gehen hörte." Getreu der Lessing'schen Regel ist ihre Schönheit nicht sowohl an sich, als durch die von ihr ausgehende Wirkung dargestellt. „Sie ward den Männern vorgestellt," heißt es bei ihrem ersten Auftreten, „und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommener Gast." Eduard findet alsbald, obgleich sie noch kein Wort gesprochen, „daß sie ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen ist." Im Vorbeigehen wird dann ein reicherer und abwechselnder Anzug vom Dichter zu Hülfe genommen, um ihre Gestalt hervorzulichten. Und so ist sie bald den Männern „ein wahrer Augentrost" geworden. „Denn wenn der Smaragd," fügt der Dichter hinzu, „durch seine herrliche Farbe dem Gesichte wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinne ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung." — Wir verfolgen die Schilderung der Schönheit Ottilien's durch die von ihr

ausgehende Wirkung nicht weiter; jeder mit der Dichtung vertraute Leser wird sich sogleich ihres tiefen Eindrucks nicht bloß auf Eduard, sondern auch auf den Architekten, den Gehülfen u. A. erinnern. Eine besondere Beachtung verdient aber der Gebrauch, den Goethe, wie für die Darstellung der Charaktere, so auch für die Schilderung der äußern Gestalt von dem Kunstmittel der Vergleichung, sowohl in der Form des Contrastes als der Gradation gemacht hat, indem er die mit glänzender Schönheit ausgestattete Luciane als Folie neben Ottilie stellte. Luciane, der schimmernde Kometenkern, der einen Schweif von Verehrern nachzieht, erbleicht doch neben der ruhig und mild leuchtenden Schönheit Ottiliens. „Ein sanftes Anziehen," heißt es im Roman, „versammelte alle Männer um sie her, sie mochte sich in den großen Räumen am ersten oder am letzten Platze befinden." — Dann machen wir noch auf ein paar sehr glückliche Kunstgriffe aufmerksam, wodurch sich Ottiliens Gestalt unsrer Phantasie bestimmter einprägt; ich meine die Anwendung der Deckengemälde in der Capelle und der lebenden Bilder. Besonders durch die letztern wird die Einbildungskraft auf die ungezwungenste Weise bestimmt, sich das Bild Ottiliens, wie das Lucianens, lebhaft zu vergegenwärtigen, wobei denn auch wieder die Vergleichung beider Gestalten sich höchst wirksam erweist.

Wir müssen es dem Leser überlassen, die hier gegebenen Andeutungen über Goethe's Kunstgewandtheit in poetischer Gestaltenmalerei auch auf die andern Figuren unserer Dichtung anzuwenden, bei denen freilich in dem Maße, wie sie eine mehr untergeordnete Rolle spielen, auch die erwähnte Sparsamkeit

im Gebrauch der beschreibenden Züge sich stärker kund gibt. Trotz dieser Sparsamkeit dürfen wir aber unsern Dichter als Gestaltenmaler weit über so manche in dieser Hinsicht gepriesene Dichter stellen, in deren Productionen die beschreibenden Partien auf eine brillante und anspruchsvolle, aber in der That kunstlose Weise hervortreten.

Es scheint uns zunächst obzuliegen, des Dichters Darstellungskunst auf ähnliche Art in der Zeichnung des Innern der handelnden Personen, der Charaktere, nachzuweisen. Angemessener dürfte es jedoch sein, wenn wir später die Charaktere aus allgemeinern Gesichtspunkten ins Auge fassen, zu welchem Ende wir vor Allem die Idee, den Grundgedanken des Romans zu ermitteln haben.

Goethe liebte es bekanntlich nicht, wenn man bei seinen Werken nach einer Idee fragte, die er darin zur Anschauung zu bringen gesucht habe. „Idee?“ sagte er zu Eckermann in Beziehung auf den Tasso; „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tasso's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso, dem ich, als prosaischen Contrast, den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weitern Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch. — Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer, als billig.

Ei! so habt endlich einmal die Courage, Euch den Eindrücken hingeben, Euch ergötzen zu lassen, Euch rühren zu lassen, Euch erheben zu lassen, ja, Euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu lassen, aber denkt nur nicht immer, es wäre Alles eitel, wenn es nicht irgend abstracter Gedanke oder Idee wäre!" Goethe führte diese Philippica gegen das Aufsuchen eines Grundgedankens noch weiter aus; aber er fügte schließlich hinzu: „Das einzige Product von größerm Umfange, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine Wahlverwandtschaften." Und so sind wir denn hier wenigstens zur Frage nach einem der ganzen Dichtung zu Grunde liegenden Gedanken vollkommen berechtigt.

Es wurde schon oben der Conflict der Ehe mit der Liebe als die Aufgabe bezeichnet, die sich hier der Dichter gestellt habe. Rosenkranz scheint mir die Grundidee zu weit zu fassen, wenn er in den Wahlverwandtschaften das Wesen der Ehe dargestellt sieht. „Es konnte hierbei die Forderung gemacht werden," fügt er hinzu, „ein Idealbild der Ehe ohne Schatten haben zu wollen, die Glückseligkeit eines Philemon und einer Baucis. Das wäre dann eine Idylle, kein tragischer Roman. Soll die Tiefe der Ehe vor Augen gelegt werden, so ist nothwendig, daß auch die negativen Mächte zur Anschauung kommen, die an ihrer Zerstörung arbeiten. Nur indem mit der Wahrheit die Lüge, mit dem Ernst der Schein, mit dem Wesen das Unwesen sich darlegt, kann die Idee vollständig entwickelt werden." Allein nicht die an der Zerstörung der Ehe arbeitenden Mächte überhaupt, deren sich noch gar

manche erdenken lassen, sondern speciell die Naturgewalt der Liebe, die Wahlverwandtschaft der Herzen wird der Ehe gegenüber zur Anschauung gebracht. Der Dichter konnte sich diese Aufgabe einfacher stellen, in der Weise, daß nur ein liebendes Paar mit einem Ehebund in Collision gebracht wurde, wie es schon im Mittelalter der Dichter des Tristan gethan, also, nach der Weise der Chemiker zu sprechen, daß nur einfache Wahlverwandtschaft bestanden hätte, oder so, daß eine Doppelliebe den Bestand der Ehe gefährdete. Goethe wählte das Letztere, ja er zeigte den Conflict von Ehe und Liebe noch an einem dritten Paare, dem Grafen und der Baronesse, deren Verhältniß freilich, wie sich später zeigen wird, nur als Folie für das Hauptverhältniß dienen sollte.

Die Art und Weise nun, wie Goethe seine Aufgabe gefaßt und gelöst hat, ist bis auf die neueste Zeit Gegenstand der vielfachsten Mißdeutungen und Angriffe gewesen. Man hat gefragt, warum er die Ehe, wenn er einmal ein so segensreiches Institut dichterisch behandeln wollte, nicht vielmehr von ihrer schönen und beglückenden Seite dargestellt; was denn auf die Frage hinausläuft, warum er sie nicht, anstatt in einem tragischen Roman, vielmehr in einer Idylle behandelt habe. Darauf erwiederte schon Riemer: „Das Uebel nur hat eine Geschichte, nicht das Gute; der Krieg, nicht der Friede. Von diesem ist wenig zu erzählen, wie von der Tugend. Daher weiß man nichts von dem Leben im Paradiese, desto mehr vom Hergange nach dem Sündenfalle; wie Dante's Hölle auch mannigfaltiger ist, als sein Himmel. Auch dem Dichter sind die pathologischen Seelenzustände der Menschheit das bunt-

farbige Feld, das er bearbeitet; und unser Freund war besonders und frühe schon berufen,

> Weltverwirrung zu betrachten,
> Herzensirrung zu beachten u. s. w.“

Freilich ließe sich noch, wenn einmal die Ehe im Streit mit der Liebe dargestellt werden sollte, eine andere Auflösung der Collision, als die im Roman gegebene, denken. Auch die beiden Hauptpersonen (Eduard und Ottilie) konnten, wie dies schon im Roman bei den Personen zweiten Ranges (Charlotte und dem Hauptmanne) angedeutet ist, den entschlossenen und siegreichen Kampf des Willens über die Neigung darstellen; sie konnten sich zuletzt sogar mit freudiger Hingebung dem Sittengesetze unterwerfen und die Heiligkeit der ehelichen Verbindung anerkennen. Aber erscheint denn der Triumph des Sittengesetzes bloß in dem Siege des Willens über die Neigung? Kann er sich nicht auch aufs Erschütterndste in der Reue, in dem tiefsten aus dem Schuldbewußtsein entspringenden Seelenschmerze darstellen? Wir müßten, wenn wir das Letztere verneinten, gerade die herrlichsten und ergreifendsten Dichtungen aller Zeiten und Völker vor dem sittlichen Forum verurtheilen.

Riemer berichtet uns, der Dichter selbst habe sich, bald nach dem Erscheinen der Wahlverwandtschaften, gegen den Vorwurf, daß man keinen Kampf des Sittlichen mit der Neigung wahrnehme, in einem Gespräche auf folgende Art vertheidigt: „Dieser Kampf ist hinter die Scene verlegt, und man sieht, daß er vorgegangen sein müsse. Die Menschen betragen sich wie vornehme Leute, die bei allem innern Zwiespalt doch

das äußere Decorum behaupten. Der Kampf des Sittlichen eignet sich niemals zu einer ästhetischen Darstellung: denn entweder *siegt* das Sittliche, oder es wird *überwunden*. Im ersten Falle weiß man nicht *was* und *warum* es dargestellt worden; im andern ist es schmählich, das mit anzusehen. Denn am Ende muß doch *irgend* ein Moment dem Sinnlichen das Uebergewicht geben, und dieses Moment gibt der Zuschauer gerade *nicht* zu, sondern verlangt ein noch schlagenderes, das der Dritte wieder eludirt, je sittlicher er selbst ist. In solchen Darstellungen muß stets das Sinnliche Herr werden, aber *bestraft* durch das Schicksal, d. h. durch die sitttliche Natur, die sich durch den Tod ihre Freiheit salvirt. So muß der Werther sich erschießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über sich werden lassen, so muß Ottilie karteriren*) und Eduard desgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph." — Mich will bedünken, daß Goethe hier einerseits den Gegnern zu viel eingeräumt, und anderseits zu viel behauptet habe. Der Kampf des Sittlichen mit der Neigung ist in dem Romane nicht ganz hinter die Scene verlegt; ich erwähne unter mehreren Stellen nur den außerordentlich schönen Schluß des 12. Capitels im ersten Theile, wo Charlotte sogleich nach der ersten Erklärung zwischen ihr und dem Hauptmann die ganze

---

*) „Nach dem griechischen καρτερεῖν (sich enthalten der Speise, des Schlafs u. s. w.), von Goethe der Kürze wegen gebraucht, wie öfter solche fremdsprachige Wörter in dem Cotterie-Jargon den wir unter uns führten." (Riemer.)

Kraft ihres tüchtigen Charakters zusammennimmt und noch denselben Abend in ihrem Schlafzimmer auf den Knieen den Schwur wiederholt, den sie Eduarden vor dem Altar gethan. Und eben diese Stelle, wie manche andere des Romans, scheint mir auch die Behauptung zu widerlegen, daß der Kampf des Sittlichen sich niemals zur ästhetischen Darstellung eigne, und der Triumph desselben nur vermittelst eines momentanen Siegs des Sinnlichen zur Anschauung gebracht werden könne. Aber ebenso unrichtig wäre es andererseits, das letzterwähnte Mittel aus der Poesie ganz ausschließen zu wollen.

Räumt man nun auch dieses ein, so bleibt noch immer der Vorwurf unerledigt, daß der Dichter, bei der Schilderung der Collision, der Liebe zu reizende Farben geliehen, und dadurch in dem Leser Verstimmung und Unmuth gegen die Ehe hervorgerufen habe; ja, man hat ihm wohl gar die bestimmte Intention, die Ehe anzugreifen, untergelegt. Was das Letztere betrifft, so verweisen wir auf eine Stelle der Gespräche mit Eckermann (Thl. I, S. 142 f.). Es kam die Rede auf die Wahlverwandtschaften, wobei Goethe von einem durchreisenden Engländer sprach, der sich bei der Rückkehr nach Hause scheiden lassen wolle. Er scherzte über solche Thorheiten und erwähnte mehrerer Beispiele von Geschiedenen, die nachher doch nicht hätten von einander lassen können. „Der selige Reinhard in Dresden," fügte er hinzu, „wunderte sich über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe; während ich doch in allen übrigen Dingen so läßlich denke." Diese Aeußerung fand Eckermann mit Recht aus dem Grunde merkwürdig, weil sie entschieden an den Tag legte, wie

er es mit dem so oft gemißdeuteten Roman gemeint habe. So schrieb Goethe auch im Januar 1830 an Zelter, er habe sich bemüht, in seinen Wahlverwandtschaften die innige wahre Katharsis (die Reinigung und Veredlung der Leidenschaft) so rein und vollkommen als möglich abzuschließen, obwohl er sich deßhalb nicht einbilde, ein hübscher Mann könne dadurch von dem Gelüste, nach eines Andern Weib zu blicken, gereinigt werden. Das sechste Gebot, meinte er, welches schon in der Wüste dem Elohim=Jehova so nöthig schien, daß er es mit eigenen Fingern in Granittafeln einschnitt, werde in unsern löschpapiernen Katechismen immerfort aufrecht zu erhalten nöthig sein. — Doch man läßt am füglichsten den Streit über des Dichters Intention mit diesem Roman auf sich beruhen; denn bei einem ächten Kunstwerke sollte man nie nach einem außerhalb des ästhetischen Bereiches liegenden Zwecke, nach einer Tendenz fragen. „Es ist ein gränzenloses Verdienst des alten Kant um die Welt," sagt Goethe im letzterwähnten Briefe an Zelter, „und ich darf auch sagen um mich, daß er, in seiner Kritik der Urtheilskraft, Kunst und Natur nebeneinander stellt und beiden das Recht zugesteht, aus großen Principien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher in dem Haß gegen die absurden Endursachen geglaubiget. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben's auch nicht nöthig, denn Bezüge gibt's überall und Bezüge sind das Leben."

Fragt man aber, ob nicht, vielleicht auch zum Nachtheil der ästhetischen Wirkung, die Leidenschaft zu hinreißend dargestellt sei, so müssen wir auch diese Frage verneinen. Findet

nicht dafür auch die Heiligkeit und Würde der Ehe in der Dichtung ihre beredten Wortführer? Es liegt in der Natur der Sache, daß das Gemälde einer Leidenschaft sich in glühendern Farben darstellt, als das Bild der Selbstbeherrschung. Allein tritt nicht, wie die magische Gewalt der Liebe, so auch alle Qual uns entgegen, die aus der sittlich unberechtigten Leidenschaft entspringt? Und kommt nicht eben jenes farbenglühende Gemälde unserer Vorstellung von der Hoheit des Sittengesetzes zu gut, wenn sich dieses zuletzt doch als die triumphirende Macht erweist? Freilich spricht Goethe nirgendwo in verdammenden Ausdrücken über die in Schuld sich verstrickenden Personen. Er hat, wie Riemer sagt, „das Thema weder in frivolem noch im Predigertone behandelt, sondern wie ein Künstler, wie ein Maler, der eine Schlange, die unter Blumen lauschen soll, nicht in extenso malt, aber durch die verführerischen Blumen soviel von ihr hindurch blicken läßt, daß man wohl erkennen mag, hier lausche etwas Gefährliches, das einen Jeden verletzen kann, der nach diesen Blumen hinlangen will."

Am unberechtigtsten möchte wohl der Vorwurf sein, daß Goethe den Gegenstand nicht mit der erforderlichen sittlichen Delikatesse behandelt habe. Selbst in Betreff der verfänglichsten Scene, wo uns der moralische Ehebruch Eduards und Charlottens vorgeführt wird, müssen wir dem Urtheile von Rosenkranz beipflichten: „Goethe hat mit wenigen Zeilen, auf Einer Seite, die psychologische Motivirung der ganzen Scene mit der keuschesten Feder geschildert, und nichts beschönigt; denn als Eduard am Morgen erwacht, scheint der auf-

gehende Tag ihm ein Verbrechen zu beleuchten. Er schleicht sich vom Lager der Gattin fort, und Charlotte findet erwachend sich allein.“ Von einem lüsternen Verweilen beim Sinnlichen ist keine Spur zu finden; was davon angedeutet worden, war zur Motivirung unumgänglich erforderlich.

Nicht geringen Anstoß hat man ferner an der Verherrlichung, man möchte sagen Canonisirung Ottiliens am Schlusse der Dichtung genommen. Kann hierbei dem Dichter schon die hohe sittliche Kraft, womit er Ottilien ihr Vergehen büßen läßt, zur Rechtfertigung gereichen, so dürfte noch ein anderer Umstand, der auf eine tiefbegründete Eigenthümlichkeit Goethe's Bezug hat, in Betracht kommen. Wir haben schon früher, und namentlich bei Erörterung des Schlusses von Egmont (Thl. II, S. 121 f.) darauf hingewiesen, wie sehr Goethe sich vor erschütternd tragischen Situationen und Katastrophen scheute, eine Eigenthümlichkeit, die er von seiner Mutter ererbt hatte, und deren er sich selbst wohl bewußt war. Hier galt es nun aber, ein tief ergreifendes tragisches Geschick darzustellen; denn, wenn Ottilie auch nicht als völlig schuldlos erscheint, so möchte man sie doch beinahe mit Rosenkranz als „schuldlos schuldig, nur von Seiten der Natur, nicht mit Willen schuldig geworden“ bezeichnen. Der Dichter hat durch ihre ursprünglichen Gemüthsanlagen, ihre bisherige Lebensweise und Erziehung, durch das ländlich einsame Zusammenleben mit Eduard, durch den lebhaften Eindruck, den er schon früher auf sie gemacht, durch die gleichsam präſtabilirte Harmonie ihrer Gemüther es so fein und tief zu motiviren gewußt, wie dieses schöne und reine Herz der Leidenschaft in sich Raum geben konnte,

daß wir von tiefstem Mitgefühl ergriffen werden müssen, wenn sie durch diese Leidenschaften in ein grenzenloses Unheil versinkt, aus dem sie sich nur durch den Tod zu retten weiß. Kein Wunder, wenn Goethe auch hier, zufolge seiner conciliatorischen Natur, den Eindruck der tragischen Katastrophe, zunächst vielleicht um sie für sich selbst erträglich zu machen, durch ästhetische Mittel von etwas phantastischem Anstrich zu mildern suchte.

Auch die Rolle, die der Dichter in diesem tragischen Roman dem Schicksal einräumte, hat zu Ausstellungen Anlaß gegeben. In der That möchte man sich bei der Lectüre zuweilen versucht fühlen, in Beziehung auf den Gang der Ereignisse dem Ausspruch Charlottens beizustimmen: „Es gibt gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden, wie wir wollen." Es fehlt nicht an mancherlei günstigen, ungünstigen, warnenden, schreckenden Vorzeichen, nicht an ahnungsvollen Andeutungen, welche dem Zufälligen den Charakter unvermeidlicher Nothwendigkeit, unumgänglicher Vorherbestimmung aufprägen. Verfolgt man aber aufmerksam die feinen und vielfach verschlungenen Fäden, die das Nächste mit dem Fernsten, das Größte mit dem Kleinsten verknüpfen, so zeigt sich, daß auch hier an ein blind waltendes Fatum im Sinne der Alten nicht gedacht werden könne. Wollte doch Goethe diese Vorstellung

selbst in der antiken Tragödie nicht anerkennen, worin er nur „des düstern Wollens traurige Gefahr" veranschaulicht fand.

Unmaß in der Beschränkung hat zuletzt
Die Herrlichsten dem Uebel ausgesetzt,
Und ohne Zeus und Fatum, spricht mein Mund,
Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund. *)

Die unserem Geistesbereich entzogene Verkettung der Dinge kann allerdings unser Unglück steigern, kann die Folgen unserer Vergehen erschweren; aber die erste Quelle des Unheils liegt, nach Goethe's Ansicht, im menschlichen Herzen, wie dort allein auch die Quelle der Heilung zu suchen ist:

In reiner Brust allein ruht alles Heil;
Denn immerdar bei Allem, was geschah,
Blieb uns ein Gott im Innersten so nah. **)

Indem wir uns nunmehr zur Betrachtung der Charaktere wenden, nimmt vor allen wieder Ottilie unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wie groß und reich die Galerie von Frauenbildern war, die Goethe in seinen frühern Dichtungen geschaffen hatte, hier gelang es ihm noch in späten Jahren, das Gemälde eines neuen und eigenthümlichen weiblichen Charakters von reizender Schönheit auszuführen. Zum großen Theile ist dieser Reiz in der originellen Mischung, dem eigenthümlichen Verhältniß der Geistes- und der Gemüths-

---

*) Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters.

**) Ebendaselbst.

anlagen begründet. Ottiliens geistige Anlagen erscheinen, zumal für den ersten Anblick, nichts weniger als glänzend. Sie schreitet im Lernen höchst langsam fort und wird fast in allen Dingen von ihren Mitschülerinnen überholt; aber man kann ihr das Schwerste begreiflich machen, wenn man vom Anfange anfängt und keines der wesentlichen Mittelglieder unbeachtet läßt. Sie besitzt nicht das glückliche Gedächtniß Jener, die auch das Zusammenhangslose leicht aufnehmen und, wie Goethe sich ausdrückt, im Augenblick Alles vergessen und sich an Alles erinnern; was sie behalten soll, muß sich an etwas ihr Werthes und Bedeutendes anknüpfen lassen; Solches bewahrt sie tief in ihrem Innern, und wenn es das Leben verlangt, ist es ihr auch gegenwärtig; aber bei einem absichtlichen Abfragen, bei einem Examen scheint sie nichts zu wissen. Von der Weltgeschichte lernt sie nicht viel, weil sie nicht weiß, wozu sie das alles gebrauchen soll; aber bedeutende Züge aus dem Leben Einzelner prägen sich ihr um so tiefer ein. Aus der Geographie will das zufällig Wechselnde, wie die politischen Eintheilungen, nicht haften, während sie sich das Bleibende, auf natürlichen Verhältnissen Beruhende wohl aneignet. Ueberall geht ihre Geistesentwickelung mehr in die Tiefe, als in die Breite und Fülle. Und Tiefe ist auch der Grundcharakter ihrer Gemüthseigenschaften. Ihre Bescheidenheit, Gefälligkeit, Dienstfertigkeit sind nichts Angelerntes, noch auf kluger Berechnung Beruhendes, sondern ein Herzensbedürfniß und entspringen aus inniger Zuneigung zu den Menschen. Was Andern lieb und wünschenswerth ist, hat sie bald nicht bloß erkannt, sondern auch empfunden. Mit freundlicher Milde

gegen Andere paart sie eine große Entschiedenheit des Charakters, einen kräftigen Willen. Was sie sich in bedeutenden Augenblicken ihres Lebens zur Richtschnur des Verhaltens gemacht, dem bleibt sie treu, und schreitet nur ein einziges Mal im Leben aus der vorgezeichneten Bahn, um dann abermals jene Treue bis in den Tod zu bewähren. Sie ist nicht geschaffen, um in der Welt zu glänzen, aber wohl um Einzelne, um einen kleinen häuslichen Kreis durch aufopfernde Liebe zu beglücken.

Einen ganz besonderen Anstrich erhält dieser Charakter durch die Beimischung eines, wenn man will, krankhaften Zuges, einer auf hoher Nervenreizbarkeit gegründeten Körper- und Seelenstimmung, die an den magnetischen Zustand erinnert. Sie leidet viel an einseitigem Kopfweh, wie es bei nervös-reizbaren Personen häufig der Fall ist; Steinkohlenlager erregen ihr, wie jenem in den Ueberlieferungen von Zschokke (Nr. 12, 1818) erwähnten Mädchen aus Schwaben, welches die Erscheinungen der Rhabdomantie in so hohem Grade zeigte, eine äußerst unangenehme Empfindung; bei dem Versuch, den der Begleiter des reisenden Lords sie machen läßt, geräth der Pendel, welcher in Charlottens Hand durchaus ruhig geblieben war, in ihrer Hand sofort in die entschiedendste Bewegung; zu dem entfernten Geliebten steht sie in einem an das magnetische Hellsehen erinnernden Rapport durch Träume. Aus demselben Gesichtspunkte möchte der zweimal in ihrem Leben vorkommende Zustand zu betrachten sein, wo sie „nicht schläft und nicht wacht", wo sie, der Herrschaft über ihren Körper völlig beraubt, dennoch bei vollem Bewußtsein ist, und

Alles vernimmt, was um sie vorgeht. Durch diese Beimischung von etwas Räthselhaftem und Mystischem, durch diese geheimnißvollen Bezüge zu belebten und unbelebten Wesen, verbunden mit ihrer Schweigsamkeit, Innerlichkeit und Gemüthstiefe, ist ihr Charakter weit über die Sphäre des Alltäglichen hinausgerückt und reizt die Theilnahme des Lesers in erhöhtem Maße.

Die Zeichnung eines solchen Charakters aber mußte mit großer Schwierigkeit verbunden sein. Da Ottilie schweigsam ist und möglichst geräuschlos handelt, so fand sich der Dichter in dem Gebrauch zweier Hauptmittel zur Darstellung des Charakters, des Handelns und der Rede, sehr eingeschränkt. Dafür hat er sich nun durch anderweitige Kunstmittel höchst geschickt zu entschädigen gewußt, und zwar einmal vermittelst einer prädisponirenden Charakteristik durch den Mund Charlottens und die Briefe des Pensionsgehülfen, sodann durch den Contrast, in den er sie zu Lucianen setzt, durch die Wirkung, die sie nach allen Seiten, nicht bloß auf Eduard, sondern auch auf Charlotte, den Gehülfen, den Architekten, den Grafen, den Bräutigam Lucianens, Nanny u. s. w. ausübt, und ferner durch das von ihr geführte Tagebuch. Ob der Dichter das letzterwähnte Mittel der Charakteristik möglichst wirksam angewandt habe, kann man bezweifeln. Manche Aufzeichnung in Ottiliens Tagebuch scheint nicht recht in den Kreis ihrer geistigen Interessen zu passen, und man möchte fast glauben, daß der Dichter die sich darbietende Gelegenheit benutzt habe, um sein Werk mit einem reichern intellectuellem Gehalte auszustatten. Er hat selbst gefühlt, daß

manche der vom Leben abgezogenen und auf's Leben bezüglichen Maximen und Sentenzen nicht wohl als Früchte von Ottiliens eigener Reflexion gelten können, und bemerkt daher, es sei wahrscheinlich, daß man ihr irgend ein Heft mitgetheilt, aus dem sie, was ihr zusagte, ausgeschrieben. Anderes von innigerm Bezuge werde an dem rothen Faden *) wohl zu erkennen sein.

Was aber noch besonders für die Zeichnung von Ottiliens Charakter zu Statten kam, ist der Umstand, daß sie ein werdender, ein in der Entwicklung begriffener Charakter ist. Wir treffen sonst in den Wahlverwandtschaften, wie Rosenkranz richtig bemerkt, auf lauter fertige Menschen, welche ihre Bildung relativ abgeschlossen haben, und sich daher mit ihrer Thätigkeit nach Außen wenden. Ottiliens Charakter allein entfaltet sich vor unsern Augen am Strahl einer glühenden Leidenschaft aus der schwellenden Knospe schnell zur voll erschlossenen Blume. Hierbei werden wir lebhaft an Hermann und Dorothea erinnert, wo gleichfalls der Hauptheld durch

*) Der rothe Faden ist, wie manches Andere, aus Goethe's Wahlverwandtschaften in unsre bildliche Sprache übergegangen. Riemer erzählt, im Jahr 1813, als die englische Flotte vor Hamburg lag, habe ein Oberwundarzt derselben, Hr. John Forbes, nachdem er in Hamburg von einer Freundin Goethe's erfahren, daß dieser in den Wahlverwandtschaften von dem rothen Faden der englischen Schiffstaue spreche, in der Freude darüber sich augenblicklich erboten, ein Stück eines solchen Taus als Beweis seiner hohen Achtung an den Dichter zu senden. Goethe zeigte es Riemern im Januar 1814 mit großem Behagen.

die Liebe rasch zu einem bedeutenden Charakter reift. Der Raum gestattet uns leider nicht, all' die feinen Züge zu verfolgen, in denen der Dichter die Entfaltung von Ottiliens Charakter dargestellt hat: wie anfangs die Tiefe und der Reichthum ihres Innern nur hier und da in einzelnen Strahlen hervorbricht, wie allmälig ihr Wesen, ihr Betragen freier, ihre Mittheilung bequemer wird, wie sie namentlich im zweiten Theile aus ihrer Schweigsamkeit heraustritt und einen sichern und freiern Blick in die weltlichen Dinge bekundet, bis sie auf einmal, im Bewußtsein ihres Vergehens, sich wieder in sich selbst zurückzieht, und sich ein Schweigen auferlegt, das sie erst im Augenblicke des Todes mit bebender Lippe lös't.

Man kann die Frage aufwerfen, ob dieser Tod, der durch Enthaltung von aller Speise herbeigeführt wird, als ein Selbstmord zu betrachten sei, oder ob wir annehmen müssen, Ottilie habe, seitdem sie ihr Vergehen erkannt, nichts mehr genießen können. Rosenkranz neigt zur letztern Ansicht hin. „Es weigert sich das Leben in ihr," sagt er, „sich zu erneuen; sie kann nicht mehr Speise zu sich nehmen, sie stirbt aus sich heraus, in tiefster religiöser Erregung." Ein Vertreter der entgegengesetzten Ansicht ist der Beurtheiler des Romans in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung vom J. 1810 (Nr. 16, 17). „Nachdem durch den unerwarteten Anblick Eduards," heißt es dort, „ihr Gelübde gebrochen (?) war, geziemte ihr nicht, länger zu leben. In dem Entschlusse, freiwillig zu sterben, rächt sie uns an dem Schicksal, insofern sie eine Kraft offenbart, die uns über dasselbe erhebt und seinen Tücken unerreichbar macht. Denn was fesselt den, der zu rechter Zeit

zu sterben weiß, was gibt es Heroisches, das ein Solcher nicht auszuführen vermöchte? Vollendet wird jener Triumph durch die Art des Todes, welchen Ottilie wählt. Denn unter allen Selbstentleibungen ist die Enthaltung von Speise und Trank die edelste und schicklichste, weil sie die größte Standhaftigkeit voraussetzt und nicht als eine gewaltsame Empörung gegen die Gesetze der Natur betrachtet werden kann, sondern nur als eine ruhige Abweisung ihrer Forderungen, die nicht mehr gültig befunden werden. Von dem Augenblick an, wo Ottilie verstummt, und anfängt sich die Nahrungsmittel zu entziehen, erscheint sie als ein überirdisches Wesen, als eine verklärte Heilige, die, ohne mit den Sterblichen ein Bedürfniß zu theilen, tröstlich und freundlich unter ihnen einherwandelt." — Die oben angeführte Aeußerung Goethe's gegen Riemer spricht für diese Auffassung, indem Ottilie und Eduard mit Werther in Parallele gebracht werden. Halten wir uns an den Roman selbst, so gewinnt es fast den Anschein, als habe der Dichter absichtlich die Sache zweideutig gelassen. Die wiederholten vorbereitenden Hindeutungen auf Ottiliens übergroße Mäßigkeit, welche den Unwillen der Pensionsvorsteherin und die Besorgniß Charlottens erregt, begünstigen die Ansicht, daß später, bei gesteigertem Seelenleiden, jener frühe Widerwille gegen Speise bis zur völligen Unmöglichkeit des Genusses gewachsen sei; wogegen wieder, abgesehen von Ottiliens Heimlichkeit in dieser Sache und ihr Verhalten gegen Nanny, die Nachahmung Eduards auf einen freiwilligen Tod zurückzudeuten scheint. Wie aber auch des Dichters Intention gewesen sein mag, nach unserm Gefühle entspricht die Auffassung von

Rosenkranz am schönsten der sittlichen Verklärung, worin Ottilie am Schlusse der Dichtung erscheint.

Wir haben uns bei Ottiliens Charakter länger verweilen zu dürfen geglaubt, weil sie in jedem Betracht den Mittelpunkt der Dichtung bildet, müssen dafür aber um so eiliger über die andern hinweggehen. Am unzufriedensten ist man von jeher mit dem Charakter Eduards gewesen, in welchem man die Schwächen eines Weislingen, Werther, Clavigo, Wilhelm Meister und anderer Männerfiguren früherer Goethe'scher Dichtungen, ohne ein genügendes Gegengewicht schätzenswerther Eigenschaften, wiedergefunden hat. Bei ihm vermißt man am meisten jenen Kampf des sittlichen Princips mit der Leidenschaft; er ergibt sich scheinbar ohne Widerstand, und was bei der in halbbewußter Frühjugend befangenen Ottilie verziehen werden kann, findet bei dem gereiften Manne keine Entschuldigung. Uebrigens verwickelt er sich auch in viel tiefere Schuld, als Jene. Er widerstrebt den eindringlichsten und liebevollsten Vorstellungen, er begünstigt den Ehebruch des Grafen und der Baronesse in seinem Hause und betheiligt sich selbst an einem moralischen Ehebruch; sogar sein Hinausstürmen in den Krieg, worin er noch am meisten als Mann erscheint, ist eigentlich doch auch nur ein Zeichen seiner sittlichen Ohnmacht: er will einem Dasein entfliehen, worin er die Herrschaft über sich selbst verloren hat. Sein freiwilliger Tod kann nicht als eine Buße seines Vergehens gelten; er gewinnt, wie Rosenkranz sagt, keine rechte Versöhnung, keinen entschiedenen Muth der Entsagung, sondern stirbt der entsagenden Ottilie nach, weil ihre Existenz die seinige bedingte. Goethe

selbst sprach sich über eine Abhandlung von Solger, worin dieser den Charakter Eduards tadelt, in den Gesprächen mit Eckermann beistimmend aus: „Ich kann ihm nicht verdenken, daß er den Eduard nicht leiden mag; ich mag ihn selber nicht leiden; aber ich mußte ihn so machen, um das Factum hervorzubringen. Er hat übrigens viel Wahrheit; denn man findet in den höhern Ständen Leute, bei denen, ganz wie bei ihm, der Eigensinn an die Stelle des Charakters tritt."

Einen weit wohlthuendern Eindruck machen der Hauptmann und Charlotte, die mit ihrem klaren Verstande und ihrem tüchtigen, durch das Leben gestählten Charakter einen schönen Contrast gegen das Gefühlsleben Ottiliens und Eduards bilden. Namentlich ist es dem Dichter gelungen, in Charlotte die gewaltige Macht, welche sich in edlern, wenn gleich nicht wahlverwandten Gemüthern aus dem ehelichen Verhältnisse erzeugt, zu veranschaulichen. Nicht das kirchliche Band, noch weniger die Verknüpfung der Vermögensverhältnisse sind es, was die Auflösung der Ehe in solchem Fall erschwert; eine gesetzliche Trennung jenes Bandes, eine friedliche Auseinandersetzung dieser Verhältnisse ist möglich; nein, die innern, die sittlichen Bande, die sich zwischen den Gatten angeknüpft haben, stellen sich weit mächtiger ihrer Scheidung entgegen. Und wenn sie vollends noch durch Kinder, mit Recht die Pfänder der Ehe genannt, an einander gekettet werden, so steigert sich die Schwierigkeit der Scheidung bis zur sittlichen Unmöglichkeit. Aus diesem Gesichtspunkte ist denn auch die Einführung des Grafen und der Baronesse zu betrachten. Es

soll durch sie angedeutet werden, daß, wo jene Bedingungen fehlen, wo das Gefühl von der Würde und Heiligkeit des ehelichen Verhältnisses in den Ehebund nicht mit aufgenommen wird, der ächt tragische Conflict zwischen Ehe und Neigung sich nicht bilden könne; womit freilich nicht in Abrede gestellt werden soll, daß der Dichter sich dieses Paars gelegentlich noch zu andern Zwecken bedient habe. Dem Grafen, als dem Wortführer der frivolen, socialistischen Ansicht von der Ehe, steht Mittler als der Vertheidiger ihrer Heiligkeit und Unauflöslichkeit gegenüber. Rosenkranz räumt ihm freilich einen zu bedeutenden Platz ein, wenn er ihn als den Interpreten des Sinnes der ganzen Dichtung betrachtet, und ihm die Stellung des Chors in der antiken Tragödie vindicirt. Anderseits ist aber auch der Verdacht gegen den Dichter ungegründet, daß er, aus eigener Abneigung gegen die Ehe, ihren Wortführer geflissentlich als etwas ungeschickt und täppisch dargestellt habe. Es sollte allerdings durch diese Figur veranschaulicht werden, wie die sittlichen Collisionen, die in fein und edel gebildeten Gemüthern entstehen, nicht auf gewöhnlichem Wege, noch durch gewöhnliche Mittel zu lösen sind. Daß Goethe diese Figur aber nicht als eine unedle, wenn gleich etwas wunderliche darstellen wollte, könnte schon die treffliche, ihm in den Mund gelegte Rede andeuten, worin die Ehe als Anfang und Gipfel aller Cultur gepriesen wird.

Von den übrigen Figuren der Dichtung möge nur noch des Architekten gedacht werden, den Solger besonders hoch stellt.*) Dieser rühmt namentlich von ihm, daß, wenn die

*) Goethe bemerkt in den Annalen (1811), ohne sich weiter darüber

andern Personen sich liebend und schwach zeigen, er der Einzige sei, der sich stark und frei erhalte. Und eben das Schöne an seiner Natur sei nicht sowohl dieses, daß er in die Verirrungen der übrigen Charaktere nicht hineingerathe, sondern daß der Dichter ihn zu groß gemacht habe, um hineingerathen zu können. „Das ist freilich sehr schön," sagte Goethe hierüber zu Eckermann. „Ich habe den Charakter des Architekten auch immer sehr bedeutend und liebenswürdig gefunden; allein daß er eben deßwegen so vortrefflich sei, daß er vermöge seiner Natur in jene Verwickelungen der Liebe nicht hineingerathen könne, daran habe ich freilich nicht gedacht. Wundern Sie sich darüber nicht," fügte er hinzu, „denn ich habe selber nicht daran gedacht, als ich ihn machte. Aber Solger hat Recht, es liegt allerdings in ihm." Es liegt ein bedeutsamer Wink darin, daß gerade der Künstler sich am freiesten vor der sittlichen Verworrenheit bewahrt; hatte sich doch auch dem Dichter selbst oft genug die Kunst und die künstlerische Thätigkeit als die wirksamste Katharsis der Leidenschaft bewährt. Der wohlthuende Eindruck dieser Figur wird übrigens dadurch sehr unterstützt, daß vermittelst des lebenden Bildes die äußere Erscheinung unsrer Phantasie lebhaft eingeprägt wird.

Fassen wir nun schließlich noch die Anlage des Ganzen und den Gang der Handlung in's Auge, so ist es freilich unmöglich, innerhalb der uns gesteckten Grenzen alle

---

auszusprechen: man habe behauptet, daß ihm der Architekt Engelhard von Cassel als Musterbild seines Kunstgenossen in den Wahlverwandtschaften vorgeschwebt habe.

die geistreich angewandten Kunstmittel der Composition, die Mannigfaltigkeit der Situationen, die feine psychologische Entwickelung der Ereignisse aus den Charakteren im Detail zu erörtern; wir werden uns auf einige Hauptmomente beschränken müssen. Der Dichter führt uns nicht, wie die Epiker zu thun pflegen, in medias res, sondern nimmt die Handlung bei ihrem Anfange auf, weil es hier einen psychologischen Proceß durch alle Entwickelungsstufen zu verfolgen galt. Damit war er aber nicht, wie man vielleicht glauben könnte, der Exposition überhoben; denn die frühern Zustände und Erlebnisse der handelnden Personen kommen bei einem solchen Proceß sehr in Betracht. Die Meisterschaft Goethe's in diesen zurückgreifenden Erörterungen haben wir schon früher vielfache Gelegenheit gehabt zu bewundern; die Absicht des Exponirens ist überall geschickt verdeckt, und, weit entfernt, die Erzählung durch matte Partien zu belasten, greifen die exponirenden Stellen vielmehr als wirksame Räder in das Getriebe des Ganzen ein. Eben so gewandt zeigt sich Goethe in einer Art von eingestreuten Andeutungen, die man als eine Exposition von gerade entgegengesetzter Richtung, als eine vorgreifende und vorbereitende Exposition ansehen kann. Ich meine damit die vorgängige Einführung mancher Umstände, von denen erst später ein wirksamer Gebrauch gemacht werden soll, und erwähne beispielsweise die große Mäßigkeit Ottiliens im Essen, die ausdrucksvolle stumme Geberde, womit sie eine Bitte ablehnt, die zahlreichen Punkte und Partien der Landschaften, an die sich später bedeutende Ereignisse anknüpfen sollen u. s. w. Es leuchtet ein, welchen Vortheil die Dichtung durch solche

wandtschaft, die sich wunderlich genug bisweilen [illegible] Zeit lang unter der Maske feindseliger Abstoßung versteckt, wird durch die Novelle des Engländers erläutert, der überall, wie Rosenkranz treffend bemerkt, durch seinen Besuch das Ganze illustrirt, indem er in die Gebundenheit dieser engen Zustände das große Bild der Welt hineinleuchten läßt. In ähnlichem Contrast erfüllt plötzlich Lucianens Erscheinen mit tumultuarischem Lärm oberflächlicher Gesellschaftslust das Haus, über dem eine bange Ahnung brütend liegt; und die Verhandlungen über Grabstätten und Grabmäler versetzen gleich zu Anfang des zweiten Theils in die ahnungsvolle Stimmung, die sich im weitern Verlauf der Handlung fortwährend steigert. Dann ist auch das noch zu berücksichtigen, daß der Dichter solcher retardirenden Motive an manchen Stellen des ersten Theils, und namentlich zu Anfang desselben bedurfte, da in dem Innern der handelnden Personen die Saat eines [illegible] Schicksals niedergelegt ist, dessen Frucht sie in [illegible] zu erwarten gezwungen sind.

Damit scheiden wir von einem vielbewunderten und vielgescholtenen Werke unsers Dichters, das dem unbefangenen Beurtheiler, je tiefer er eindringt, um so mehr als eine seines Genius würdige, und, in Betracht seines damaligen Alters, staunenswerthe Kunstschöpfung erscheinen muß.

Zehntes Capitel.

Das Jahr 1810: Gruppe von Gesellschaftsliedern. Theater. Zeichnen. Abschluß der Farbenlehre. Aufenthalt in Karlsbad. Gedichte an die Kaiserin von Oesterreich. Beschäftigung mit den Wanderjahren. Hackert's Leben. Erotische Elegie. Lectüre. Aufenthalt in Töplitz. Zusammentreffen mit Zelter. Tabelle der Tonlehre. Der Prinz von [illegible] Ludwig Napoleon. Rückkehr nach Weimar. Theater. Auflösung der Hauscapelle. Die Cantate Rinaldo. Drei Volkslieder. Verbindung mit Boisserée.

Das Jahr 1810 nennt Goethe selbst in den Annalen ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn, so daß er sich bei einem überreichen Ganzen in Verlegenheit fühle, wie er die Theile ordnungsmäßig darstellen sollte. Gleich zu Anfange des Jahrs erfreute ihn die Anwesenheit W. v. Humboldt's, der ihm über das preußische Erziehungs- und Wissenschafts-Wesen Aufschluß gab und an seiner Farbenlehre freundlichen Antheil nahm. Die Ankunft des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin (am 10. Jan.) und seine Verlobung mit Prinzessin Karoline hatte eine Reihe von Festlichkeiten zur Folge. Weiterhin nahmen dann zwei Feste, deren wir am Schlusse des achten Capitels gedachten, Goethe's Thätigkeit in Anspruch: der Geburtstag der regierenden Herzogin (30. Januar) und der Geburtstag der Großfürstin Maria Paulowna (16. Februar). Erschien uns in der Poesie, die er diesen Festen widmete, der Einfluß seiner Beschäftigung mit den

wandtschaft, die sich wunderlich genug bisweilen eine Zeit lang unter der Maske feindseliger Abstoßung versteckt, wird durch die Novelle des Engländers erläutert, der überdieß, wie Rosenkranz treffend bemerkt, durch seinen Besuch das Ganze illustrirt, indem er in die Gebundenheit dieser engen Zustände das große Bild der Welt hineinleuchten läßt. In ähnlichem Contrast erfüllt plötzlich Lucianens Erscheinen mit tumultuarischem Lärm oberflächlicher Gesellschaftslust das Haus, über dem eine bange Ahnung brütend liegt; und die Verhandlungen über Grabstätten und Grabmäler versetzen gleich zu Anfange des zweiten Theils in die ahnungsvolle Stimmung, die sich im weitern Verlauf der Handlung fortwährend steigert. Dann ist auch das noch zu berücksichtigen, daß der Dichter solcher retardirenden Motive an manchen Stellen des zweiten Theils, und namentlich zu Anfang desselben bedurfte, wo in dem Innern der handelnden Personen die Saat eines inhaltschweren Schicksals niedergelegt ist, dessen Frucht sie in Resignation zu erwarten gezwungen sind.

Damit scheiden wir von einem vielbewunderten und vielgescholtenen Werke unsers Dichters, das dem unbefangenen Beurtheiler, je tiefer er eindringt, um so mehr als eine seines Genius würdige, und, in Betracht seines damaligen Alters, staunenswerthe Kunstschöpfung erscheinen muß.

Zehntes Capitel.

Das Jahr 1810: Gruppe von Gesellschaftsliedern. Theater. Zeichnen. Abschluß der Farbenlehre. Aufenthalt in Karlsbad. Gedichte an die Kaiserin von Oesterreich. Beschäftigung mit den Wanderjahren. Hackert's Leben. Erotische Elegie. Lectüre. Aufenthalt in Töplitz. Zusammentreffen mit Zelter. Tabelle der Tonlehre. Der Prinz von Ligne. Ludwig Napoleon. Rückkehr nach Weimar. Theater. Auflösung der Hauscapelle. Die Cantate Rinaldo. Drei Volkslieder. Verbindung mit Boisserée.

Das Jahr 1810 nennt Goethe selbst in den Annalen ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn, so daß er sich bei einem überreichen Ganzen in Verlegenheit fühlte, wie er die Theile ordnungsmäßig darstellen sollte. Gleich zu Anfange des Jahrs erfreute ihn die Anwesenheit W. v. Humboldt's, der ihm über das preußische Erziehungs- und Wissenschafts-Wesen Aufschluß gab und an seiner Farbenlehre freundlichen Antheil nahm. Die Ankunft des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin (am 10. Jan.) und seine Verlobung mit Prinzessin Karoline hatte eine Reihe von Festlichkeiten zur Folge. Weiterhin nahmen dann zwei Feste, deren wir am Schlusse des achten Capitels gedachten, Goethe's Thätigkeit in Anspruch: der Geburtstag der regierenden Herzogin (30. Januar) und der Geburtstag der Großfürstin Maria Paulowna (16. Februar). Erschien uns in der Poesie, die er diesen Festen widmete, der Einfluß seiner Beschäftigung mit den

Dichtungen des Mittelalters, so zeigt sich dagegen aus dem frischen Leben erwachsen und daher auch von frischen Lebensfarben glänzend eine Gruppe von Gesellschaftsliedern, welche zum größern Theile wenigstens der uns jetzt beschäftigenden Zeit angehören. Seit den Jahren 1802 und 1803, wo Goethe auf Anregung jenes rittermäßig constituirten Kränzchens, eine Reihe „der Geselligkeit gewidmeter Lieder" dichtete, hatte er auf diesem Gebiete der Lyrik nichts weiter geleistet. Jetzt gab ihm die „freiwillige Hauscapelle" unter Leitung des von Berlin heimgekehrten Eberwein, die nunmehr schon ein paar Jahre bestand, einen neuen Anstoß zu dergleichen Productionen. Die zweimalige wöchentliche Zusammenkunft der Musikfreunde wurde regelmäßig fortgesetzt; ältere und jüngere Theatersänger, Choristen und Liebhaber nahmen Theil. „Die Donnerstage," heißt es in den Annalen, „waren kritisch und didaktisch, die Sonntage für Jeden empfänglich und genußreich. Dann trug aber zum Entstehen der neuen Gruppe von Liedern auch des Dichters enge Verbindung mit Zelter bei, der in Berlin eine Liedertafel dirigirte. Goethe konnte sicher sein, daß, was er in dieser Gattung dichtete, nicht bloß sogleich an Zelter einen trefflichen, für seine Poesie leicht begeisterten Componisten finden, sondern auch alsbald zu meisterhafter Aufführung gelangen werde: und der fleißig correspondirende Freund verfehlte nicht, über diese Aufführungen und ihre Wirkung ausführlich und lebendig zu berichten; wodurch sich denn Goethe, der so gerne für den gegenwärtigen Moment und den frischen Genuß dichtete, angeregt und ermuntert fühlte, und die seit einiger Zeit stockende lyrische Ader wieder in Fluß zu

kommen begann. Freuen wir uns heut zu Tage der herrlichen Entwickelung des deutschen Männergesangs, der selbst in den Hauptstädten des Auslandes glänzende Triumphe feiert, so dürfen wir nicht vergessen, daß unserm Dichter auch daran sein Antheil gebührt. „Ihr Interesse an der Liedertafel," schrieb ihm Zelter am 4. April 1810, „wird unausbleiblich Früchte tragen. Die kräftigen deutschen Gesänge thun immer mehr erwünschte Wirkung. Statt des hängenden, matten Lebens tritt ein munterer, gestärkter Sinn hervor, den Keiner vorher zu zeigen wagte. Man wird schon fähiger, seine Haut zu tragen, der Schritt wird sicherer durch helle Freude." Wer mag ermessen, wie viel dieser Factor zu der großen geistigen Erhebung der Jahre 1813 und 1814 mitgewirkt hat!

Das in diesen Kreis gehörige Gedicht „Rechenschaft" oder „Pflicht und Frohsinn," wie Goethe es zuerst zu überschreiben gedachte, scheint zu Anfang des J. 1810 entstanden zu sein; denn Zelter schrieb schon am 17. Febr. in Beziehung auf dasselbe: „Welche Freude mir Ihr am 14. d. M. erhaltenes Gedicht für meine Liedertafel gemacht hat, kann ich mit keinen Worten sagen. Ich habe es schon in Musik gesetzt. Das nächste Mal, den 10. März, auf den Geburtstag der Königin, soll es aufgeführt werden, und dann sollen Sie es sogleich erhalten.

Und kein Dichter soll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan.

Das sollen sie mir wie Tabak schnupfen und wie Senf aufs Essen kriegen!" — Die Anlage des Stücks ist für ein

Gesellschaftslied äußerst vortheilhaft. In welchem Sinne wir dies meinen, möge eine kurze Bemerkung allgemeinerer Art erläutern. Wie das ächte Volksepos und das Volkslied darum so tief in die Nation eindringen, weil sie nicht Erzeugnisse eines Einzelnen, sondern des dichtenden Volksgeistes sind, weßhalb man auch nicht ihre Verfasser zu nennen weiß; so würde auch das Gesellschaftslied am treusten den Geist, die Empfindung und Stimmung eines geselligen Kreises abspiegeln und den innern Bedürfnissen desselben am vollkommensten entsprechen, wenn sich dieser Kreis an der Production desselben betheiligt hätte. Vilmar schildert das Entstehen der Volkslieder in folgender Weise: „Einer dichtet, oder singt vielmehr eine Strophe, ein Anderer setzt die zweite, ein Dritter die dritte hinzu, wie es die Stimmung und Lust des fröhlichen Augenblicks eingibt; wir wissen dies von den Heimgarten (Abendgesellschaften des Volks) in Tyrol; wir finden es aber auch anderwärts ebenso, z. B. in Oberhessen; auch hier entstehen noch heute die oft gar nicht unglücklich erfundenen Liedchen in den Spinnstuben, wo, nachdem der Liedervorrath der Vorsängerin erschöpft ist, der dichtende Trieb bei drei, vier und mehr Personen angeregt wird, so daß sie gleichsam um die Wette Strophe auf Strophe reimen." Auf ähnliche Weise sollte sich das Gesellschaftslied bilden. Der Dichter schlägt den Grundton des Stückes an, aus seinem Geiste springt der zündende Funken auf Diesen und Jenen in dem geselligen Kreise hinüber und lockt neue Flammen hervor. Daß dieses auch Goethe's Meinung war, beweist folgende, gerade auf unser Gedicht bezügliche Stelle eines Briefes an Zelter (vom

10. März 1810): „Suchen Sie, daß jedesmal, so oft es gesungen wird, von irgend einem wohlgelaunten Manne eine neue Strophe eingeschaltet, oder statt einer andern gesungen wird.“ — Wie glücklich für einen solchen Zweck die Wahl des Gegenstandes bei dem Gedichte „Rechenschaft“ und die Anlage desselben ist, leuchtet auf den ersten Blick ein. Es ist, wie auch das bald nachher entstandene Ergo bibamus, ein Gefäß, in welches sich noch allerlei poetischer Gehalt hineingießen läßt. Derjenige, womit Goethe es einstweilen ausgefüllt hat, läßt seine individuellen Lebensmaximen nicht verkennen.

In Beziehung auf den eben angeführten Spruch Ergo bibamus bemerkt Goethe in der „Enthüllung der Theorie Newton's“, es habe Basedow, ein starker Trinker, in munterer Gesellschaft stets zu behaupten gepflegt, jene Conclusion passe zu allen möglichen Prämissen. Beim Dictiren dieser Stelle machte Riemer den Dichter aufmerksam, es sei das Wort ja der natürlichste Refrain zu einem Trinklied. „Nun, versuchen Sie's einmal!“ erwiderte Goethe. Riemer that es, und der Versuch schien Goethe'n nicht übel zu gefallen. Einige Zeit nachher dichtete er selbst sein Ergo bibamus, und Riemer hatte die Freude zu sehen, daß sie in einigen Motiven und in der Wahl des Metrums zusammengetroffen waren. Die Entstehung des Gedichtes fällt spätestens ins erste Viertel des J. 1810; in einem Briefe vom 4. April gedenkt Zelter schon einer Composition desselben. — Ungefähr derselben Zeit gehört wohl auch das Gedicht „Genialisch Treiben“ oder der Diogenes an, wenn es gleich in der Correspondenz mit Zelter erst unter dem 18. November 1810 erwähnt wird.

Riemer meint, das Gedichtchen müsse sich aus frühern Jahren herschreiben, und stützt seine Vermuthung auf einen Brief Goethe's an Schiller vom 26. September 1795, worin schon die Redensart „ich wälze meine Tonne" vorkommt. Es leuchtet aber ein, daß dieser Umstand allein wenig beweis't. „Uebrigens," fügt Riemer hinzu, „bezeichnet das Gedicht nur den Kreislauf seiner Beschäftigungen, den er auch seinen Zodiak oder das Quodlibet seines Lebens zu nennen pflegte." Es wurde, wie das ungefähr gleichzeitig entstandene Gedichtchen „Schneider-Courage" (auch „Spatzenliedchen" oder „der Schneider" in der Correspondenz mit Zelter genannt) von dem musicalischen Freunde trefflich componirt. Später hat der Dichter beide, ihrer gedrängten, scharf zugespitzten Form wegen, unter die Rubrik Epigrammatisch aufgenommen.

Das Theater war, wie gewöhnlich im ersten Jahresviertel, so auch jetzt ein Gegenstand von Goethe's besonderer Aufmerksamkeit. Mit den recitirenden Schauspielern wurde die Uebung im schönen rhythmischen Vortrage fortgesetzt, mit den geübtesten nur bei neuen Stücken, mit den jüngern bei frischer Besetzung älterer Rollen. Wie hoch die dadurch gewonnene Fertigkeit bereits gesteigert war, zeigte sich bei der Zaire, übersetzt von Peucer, deren erste Leseprobe schon ausgezeichnet gelang. Ein Triumph vollends musterhafter Darstellung war der 24. Februar von Werner, der an seinem Tage aufgeführt wurde. Die Reinheit und Sicherheit der Ausführung ließen das Zurückstoßende des Stoffes fast gänzlich verschwinden.

Neben der Neigung zur Poesie trat jetzt bei Goethe, freilich nur als vorübergehende und letzte Anwandlung, jene alte Liebhaberei zum Zeichnen landschaftlicher Skizzen wieder hervor. Bei Spaziergängen im Frühling, besonders in der Nähe von Jena, wo wir ihn im April finden, faßte er irgend einen Gegenstand auf, der sich zu einem Bilde zu eignen schien, und suchte ihn zu Hause alsdann zu Papier zu bringen; ja, selbst Gegenden, von denen in der Unterhaltung die Rede war, bemühte er sich aus der Phantasie zu entwerfen. Dieser Trieb begleitete ihn noch später im Jahre auf seiner Reise nach Böhmen, wie er denn auch in Karlsbad aus den hintern Fenstern des weißen Hirsches die Verwüstung, die der Sprudel angerichtet hatte, mit großer Sorgfalt nach der Wirklichkeit zeichnete.

In sein Jena'sches Asyl hatte er sich diesmal der Farbenlehre wegen geflüchtet. Schon am 18. Februar schrieb er an Reinhard mit Beziehung auf die Störungen, welche ihm die Vorbereitung des Maskenfestes verursacht hatte: „Sie können denken, daß ich hierdurch von meiner Bahn einigermaßen abgelenkt worden bin. Will ich nicht ganz daraus fallen, so muß ich im März nach Jena gehen, um in absoluter Einsamkeit das Farbenwesen endlich abzuschütteln, das ich Ostern los sein will, und wenn es nur fragmentarisch geschehen sollte." Hier hielt er sich nun fleißig an die Arbeit, schloß den polemischen Theil, so wie die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, ließ die nach seinen sorgfältigen Zeichnungen gestochenen Tafeln illuminiren, vollbrachte die Recapitulation des Ganzen, und sah endlich zu Anfange des Monats

Mai das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern. Eine Theilnahme in weitern Kreisen versprach er sich freilich nicht. „Von der Gunst des Augenblicks mag ich wenig hoffen," schrieb er an Reinhard, und an einer andern Stelle: „Mitwollende gibt's wenig, Mißwollende viel." Aber eine so gänzliche Untheilnahme, wie sie das Werk erfahren sollte, eine so abweisende Unfreundlichkeit gesteht er (in den Annalen) doch nicht erwartet zu haben. Er rächte sich im Stillen durch kleinere satirische Gedichte, wie „Antikritik" und „dem Weißmacher", die ungefähr dieser Zeit angehören. Das erste:

Armer Tobis, tappst am Stabe
Siebenfarb'ger Dröselein u. s. w.

möchte ich auf Ludolph Hermann Tobiesen beziehen, den Verfasser eines Lehrbuchs der Experimentalphysik, welches von A. Hauch aus dem Dänischen übersetzt worden ist. Das andere ist gegen Mollweide gerichtet, der sich in mehreren Schriften der Newton'schen Farbentheorie gegen Goethe annahm. „Er ist ein steifer, dünkelhafter Geselle," schrieb dieser über ihn an Reinhard. „Vor mehreren Jahren schon schalt er auf dem Pädagogium zu Halle ein verständiges Kind in meiner Gegenwart recht tüchtig aus, das auf der Scheibe des Schwungrades Grau sah, wo er wollte Weiß gesehen haben. Er ist recht dazu gemacht, den Newton'schen Unsinn aber- und abermals zu wiederholen."

Froh, der lange getragenen Bürde endlich entledigt zu sein, trat er am 16. Mai die Reise nach Karlsbad an.

Hier fehlte es denn auch diesmal nicht an Zerstreuung und Erheiterung; er sah manchen ältern Freund wieder, und schloß manche werthe neue Bekanntschaft. Geheimerath Wolf aus Berlin fand sich ein, desgleichen die Familie Körner aus Dresden, die ihm Neues und Gutes von Zelter mitbrachte. Von diesem empfohlen, kam auch ein junger Mann aus Dresden, Kaufmann, zu Goethe, und machte ihn mit seiner neuen Erfindung, dem Harmonichord bekannt. Eben derselbe brachte ein Portefeuille mit sechs Zeichnungen zum Faust vom Kammersecretair Nauwerk aus Ratzeburg mit, welche Goethe'n viele Freude machten. Als einen sehr großen Gewinn aber für sein ganzes Leben betrachtete er es, während dieses Badeaufenthaltes die Kaiserin von Oesterreich kennen gelernt zu haben.

Für wenige Frauen mag unser Dichter eine so hohe Verehrung empfunden haben, als für die Kaiserin Louise (Marie Ludovike Beatrix Antonie Josephine, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este); und von ihrer Seite blieb dieses Gefühl nicht unerwiedert. Sie ließ ihm gegen Ende Februars des folgenden Jahres eine schöne goldene Dose mit einem brillantenen Kranze und dem darin nach allen Buchstaben ausgedruckten Namen Louise zustellen; später schenkte sie ihm ein Prachtexemplar der Werke des Abbate Bondi, worüber in Goethe's Werken ein poetisches Zeugniß („An Herrn Abbate Bondi den 5. August 1812") vorliegt. In seinen Empfindungen für die Kaiserin scheint ihn besonders die Gräfin O'Donell, die Gemahlin des k. k. Kämmerers Grafen O'Donell (vergl. das Gedicht an dieselbe vom 1. Mai

1820) bestärkt zu haben. Es erklärt sich daher, wenn es in den Annalen unter dem J. 1816 heißt: „Der Tod der Kaiserin von Oesterreich versetzte mich in einen Zustand, dessen Nachgefühl mich niemals wieder verlassen hat," und wenn das Gedicht an die Gräfin O'Donell vom 1. Mai 1820 mit der Strophe schließt:

Uns, den Liebenden und Treuen,
Sei nun weiter nichts begehrt;
Nur ist, wenn wir Sie erneuen,
Unser Leben etwas werth.

Bei der diesmaligen Anwesenheit der Kaiserin in Karlsbad widmete Goethe ihr im Namen der dortigen Bürgerschaft vier Gedichte: der Kaiserin Ankunft, den 6. Juni; der Kaiserin Becher, den 10. Juni; der Kaiserin Platz, den 19. Juni; und der Kaiserin Abschied, den 22. Juni. Wie sich jetzt bei Goethe auch im Kleinen durchgehends ein Streben nach kunstmäßigen Formen und einer gewissen Abrundung findet, so bilden auch die vier vorliegenden Gedichte einen geschlossenen Kreis und behandeln ihren Gegenstand mit einer gewissen Vollständigkeit. Der Kaiserin Ankunft und Abschied stellen den begrenzenden Rahmen dar, der Kaiserin Becher symbolisirt ihren Aufenthalt, insofern er dem Kurorte Karlsbad, und der Kaiserin Platz, *) insofern er dem Vergnü-

---

*) Der Kaiserin Platz befindet sich auf dem Kieswege, einem längs der Tepel bis zur Karlsbrücke sich hinziehenden Wege. Seitwärts führen bequeme Stufen zu einem schönen,

gungsorte galt. Die große Sorgfalt, welche der Dichter diesen Productionen zugewandt hat, gibt sich auch in der Behandlung des Metrums zu erkennen. Hat er für der Kaiserin Becher, als einen eng und bestimmt abgegrenzten Gegenstand, sehr zweckmäßig die Sonettform, und für der Kaiserin Platz gleich passend die schwungreichen ottave rime gewählt: so hat er für das Anfangs- und Endgedicht schöne trochäische Strophenformen erfunden, deren letztere nur den Fehler haben möchte, daß die männlichen Endreime zu weit auseinander stehen, und obendrein ihre Beziehung aufeinander dem Ohre durch einschließende Gleichklänge erschwert wird.

Trotz der vielfachen persönlichen Berührungen behielt Goethe in Karlsbad noch einige Zeit übrig, um gefaßte literarische Pläne weiter auszubilden und einzelne angesponnene Fäden fortzuführen. So beschäftigte ihn besonders der Plan der Wanderjahre, die sich an die längst vollendeten Lehrjahre anschließen sollten; und er schrieb zur Aufnahme in das projectirte Werk „das nußbraune Mädchen". Die Gedanken an eine Fortsetzung der Lehrjahre hatte Goethe, wie wir aus einem Briefe an Schiller vom 12. Juni 1796 sehen,

---

von hohen Buchen beschatteten Platze, wo man, fast ungesehen, die Vorübergehenden beobachten kann. Auch Körner hat die Stelle besungen:

> Buchen, seid mir gegrüßt! Euch hat die Liebe geheiligt,
> Euch hat ein treues Volk treu seiner Mutter geweiht.
> Glückliche Fürsten und glückliches Land! Wo find' ich es wieder,
> Daß die Liebe befiehlt, und daß die Liebe gehorcht?

schon vor dem Abschluß dieses Werkes gefaßt; und ein paar Stellen in dem letztern deuten auch darauf hin, daß die Hauptpersonen uns später abermals vorgeführt werden sollten. Wie es scheint, sollte nach dem ursprünglichen Plane das neue Werk aus einer Sammlung kleinerer Erzählungen und Novellen bestehen von der Art des nußbraunen Mädchens und jener kleinen Productionen (St. Joseph der Zweite, die gefährliche Wette u. s. w.), die wir als Früchte seines Karlsbader Aufenthaltes im J. 1807 haben kennen lernen; zu allen aber sollte Wilhelm Meister in nähere oder entferntere Beziehung treten und so für das Ganze den verbindenden Faden bilden. Allein anderweitige Interessen und Beschäftigungen verhinderten einstweilen die Ausführung des Gedankens, und es dauerte von jetzt an noch ein volles Decennium, bis Goethe die Arbeit wieder aufnahm.

In den Annalen ist ferner die unter dem J. 1807 bereits im Vorbeigehen erwähnte Biographie Hackert's als eine Arbeit bezeichnet, die im J. 1810 ernstlich angegriffen wurde und viel Zeit und Mühe kostete. Da wir Goethe vor und nach dem Aufenthalte in Böhmen durch Anderes lebhaft in Anspruch genommen finden, so haben wir auch wohl diese Beschäftigung zum Theil in die uns vorliegende Zeit zu setzen. Die Aufgabe, die er bei dieser Arbeit zu lösen hatte, war schwierig und verlangte mehr Sorgfalt, als ein eigenes aus ihm selbst entsprungenes Werk. Die ihm überlieferten Papiere waren, wie er selbst sagt, weder ganz als Stoff, noch durchaus als Bearbeitung anzusehen; das Gegebene ließ sich nicht ganz auflösen, noch so, wie es da lag, völlig gebrauchen. Es gehörte daher eine große Beharr=

lichkeit, und die ganze dem abgeschiedenen Freunde gewidmete Liebe und Hochachtung dazu, um nicht die Unternehmung aufzugeben, zumal da die Erben des Verstorbenen, welche sich den Werth der Manuscripte sehr hoch vorstellten, Goethe'n nicht auf das Freundlichste begegneten. Indeß erwuchs ihm aus diesen biographischen Bemühungen der Vortheil, daß er sich dadurch für seine bei dem letzten Aufenthalt in Karlsbad projectirte Selbstbiographie vorbereitete, von welcher im Laufe des J. 1810 auch bereits ein Theil schematisirt wurde.

Riemer berichtet, daß Goethe ihm 1810 zu Karlsbad eine erotische Elegie dictirt habe, wahrscheinlich angeregt durch die novelle galanti des Abbate Casti, die unser Dichter bereits in Rom vom Verfasser hatte vorlesen hören und nun gedruckt wiederzusehen bekam, aber von der Casti'schen Art himmelweit verschieden, vielmehr rein moralischer Tendenz. Ueber diese noch in mehreren Abschriften vorhandene, den Conflict von Pflicht und Liebe behandelnde Dichtung fügt Riemer hinzu: „Sie ist zur Zeit noch secretirt geblieben und möge es noch lange bleiben, da die guten Deutschen keinen Spaß verstehen und Alles gleich für baaren Ernst nehmen, was nur ein lusus ingenii ist.“

Neben solchen Arbeiten gewann er dem vergnüglichen Badeleben noch immer einige Stunden zur Lectüre ab; und hierbei ist es interessant zu bemerken, daß ihn, wie sehr er sich auch „in seiner Höhle“ von den großen Weltbegebenheiten abzuschließen suchte, doch classische welthistorische Werke, wie Joh. Müller's allgemeine Geschichte und Tacitus, mit besonderm Reize anzogen. „Johannes Müller's Werk,“ schrieb er

am 22. Juli an Reinhard, „habe ich in diesen letzten Tagen mit Ruhe, und manche Abtheilung wiederholt gelesen. Es ist ein höchst dankenswerthes Buch. Schon das ist für uns wichtig, mit einem Zeitgenossen, den wir kannten, die Weltgeschichte nach seiner Art zu durchlaufen ... Das große Studium, das zum Grunde liegt, ist respectabel, und diejenigen Theile, wo das Metall recht durchgeschmolzen, gereinigt und flüssig in eine recht wohl ausgesonnene Form lief, sind vortrefflich zu nennen. Für die größere Masse von Menschen ist das Buch gewiß auch wohlthätig. Mir, auf meiner einsamen Warte, ist abermals aufgefallen, daß man aus dem moralischen Standpunkte keine Weltgeschichte schreiben kann. Wo der sittliche Maßstab paßt, wird man befriedigt; wo er nicht mehr hinreicht, wird das Werk unzulänglich, und man weiß nicht, was der Verfasser will. Zu wie vielen hieraus fließenden und sich anknüpfenden Betrachtungen fand sich nicht Anlaß, besonders da ich kurz vorher den Tacitus gelesen!"

Die Cur im Karlsbad war diesmal Goethe'n nicht so gut bekommen, als er gehofft hatte; und so entschloß er sich denn gegen Anfang Augusts, theils einer Nachcur wegen, theils um mit Zelter zusammenzutreffen, zu einem Besuche von Töplitz, wo der musikalische Freund bereits seit einiger Zeit verweilte. Als ein Ausfluß seiner Verhandlungen mit diesem ist die Tabelle der Tonlehre zu betrachten, die er freilich erst 16 Jahre später (als Beilage zu einem Briefe vom 9. Sept. 1826) Zelter mittheilte, von der er aber bemerkt, daß sie um das J. 1810 nach vieljährigem Studium, und nach Unterhaltungen mit dem Freunde, geschrieben wor-

den sei. „Ich wollte den Forderungen an einen physikalischen Vortrag," fügt er hinzu, „keineswegs genug thun, Umfang und Inhalt aber mir selbst klar machen und andern andeuten; ich war auf dem Wege, in diesem Sinne die sämmtlichen Capitel der Physik zu schematisiren." Nach einer das ganze Gebiet abgränzenden Einleitung spaltet sich die Tonlehre in der Tabelle in drei Abtheilungen, insofern nämlich das Musikalisch-Hörbare als Organisch (subjectiv), Mechanisch (gemischt) und Mathematisch (objectiv) erscheint. Die erste Abtheilung umfaßt die Gesanglehre, die Akustik (Lehre vom Gehörorgan und dem Hören) und die Rhythmik (Arsis, Thesis, Tactarten). Die zweite beschäftigt sich mit den Mitteln des gesetzlichen Tons, den Instrumenten; die dritte stellt an den einfachsten Elementen außer uns die ersten Elemente des Tons dar und reducirt sie auf Zahl- und Maßverhältnisse. Zuletzt fallen alle drei Abtheilungen in der Lehre von der Kunstbehandlung wieder zusammen. Eine ähnliche Dreitheilung dachte er auf alle Zweige der Physik anzuwenden. Das Subject sollte nach seinen auffassenden und erkennenden Organen erwogen werden; ihm gegenüber stellte er das Object als ein allenfalls Erkennbares, und die Erscheinung, durch Versuche wiederholt und vermannigfaltigt, in die Mitte, wogegen der Versuch als Beweis irgend eines subjectiven Ausspruches verworfen wurde.

Daß so ernste Betrachtungen mit heitern Unterhaltungen wechselten, dafür war in Töplitz durch den Zusammenfluß interessanter Curgäste gesorgt. Hier traf er auch den Fürsten Ligne wieder, den er schon 1807 in Karlsbad kennen gelernt

und so gefunden hatte, wie ihn der Ruf geschildert; „immer heiter, geistreich, allen Vorfällen gewachsen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hause.“ Der Prinz feierte Goethe's Ankunft durch einen poetischen Bewillkommnungsgruß, worin es am Schlusse heißt:

Je Vous salue, apôtre et soutien du bon goût:
Digne du Duc aimable, honneur de sa patrie!
Qu' Athènes de la Germanie,
Qui surpasse par Vous l'ancienne Grèce en tout,
Vous permette à Teplitz d'allonger Votre vie!
D'Apollon la vieille Hippocrène,
Ruisseau par Vous tant embelli,
Vaut bien moins que notre fontaine.
Point d'Ambrosie ici, Vous aurez Ambrosi. *)

Eine gemeinschaftliche Freundin des Prinzen und Goethe's, die Baronin von Eybenberg, theilte Riemer'n das Gedicht mit, damit dieser Goethe'n zu einer Erwiederung veranlasse, worauf der Dichter dann die in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern“ enthaltenen Verse „An den Prinzen von Ligne“ schrieb:

---

*) Name des Brunnenarztes in Töplitz. — Ein anderes „sehr artiges Elogium“ widmete, wie Goethe der Frau von Grotthuß am 7. Dec. 1810 meldete, der Prinz den Wahlverwandtschaften, deren französische Uebersetzung zu ihm gelangt war (s. Grenzboten von Kuranda, J. 1846. Nr. 25.)

In früher Zeit, noch froh und frei,
Spielt' ich und sang zu meinen Spielen;
Dann fing's im Herzen an zu wühlen,
Ich fragte nicht, ob ich ein Dichter sei,
Doch daß ich liebte, konnt' ich fühlen.
So bleibt es noch u. s. w.

In Töplitz traf er auch Ludwig Napoleon, König von Holland, und wurde von ihm, freilich in ganz anderer Weise als von seinem gigantischen Bruder, lebhaft angezogen. Er wohnte mit ihm in demselben Hause, nur durch die Thüre des Schlafzimmers getrennt. Wo Goethe dieses Mannes gedenkt, geschieht es nur in Ausdrücken der höchsten Verehrung und Zuneigung. So heißt es in der Besprechung einer Sammlung Gerard'scher Portraits, unter denen sich auch das des Königs in einer Art spanischer Tracht befand: „Mag es nun für die Augen ein schönes harmonisches Bild sein; aber dem Sinne nach kann es uns nichts geben, vielleicht weil wir diesen herrlichen Mann gerade in dem Augenblicke kennen lernten, als er allen diesen Aeußerlichkeiten entsagte und sein sittliches Zartgefühl, seine Neigung zu ästhetischen Arbeiten sich im Privatstande weiter zu entwickeln trachtete. Ueber eine kleinen, höchst anmuthigen Gedichte, so wie über seine Tragödie Lucretia kam ich schon oft in Versuchung einige Bemerkungen niederzuschreiben; aber die Furcht, ein mir so freundlich geschenktes Vertrauen zu verletzen, hielt mich ab, wie noch jetzt." An einer andern Stelle nennt er ihn den „grundedlen Ludwig." Es hat vielleicht für den Leser im jetzigen Augenblick ein erhöhtes Interesse, ein ausführliches

Urtheil Goethe's über diesen Mann, wie Falk es sofort nach einem Gespräche mit ihm aus treuem Gedächtniß, aufgeschrieben zu haben versichert, hier mitgetheilt zu finden. „Ludwig," sagte Goethe, „ist die geborne Güte und Leutseligkeit, wie sein Bruder Napoleon die geborene Macht und Gewalt ist. Sonderbar überhaupt sind die Eigenschaften unter diesen Brüdern gemischt und vertheilt, die doch als Zweige einer und derselben Familie angehören. Lucian z. B. verschmähte ein Königreich und beschäftigte sich zu Rom mit der Kunst. Mit dem sanften Ludwig scheint die Niederlegung eines zweiten Königreichs in so stürmischen Zeiten, wie die unsrigen, geboren zu sein. Milde und Herzensgüte bezeichnen jeden seiner Schritte. Sonach ist es keineswegs Eigensinn, wie man gemeint hat, was ihn zu dieser auffallenden Handlung, seinem Bruder gegenüber, verleitete; im Gegentheil ist Ludwig einer der sanftmüthigsten, friedfertigsten Charaktere, die ich im Laufe meines Lebens kennen lernte; nur, was freilich daraus folgt, daß ihn alles Ungerechte, Ungesetzmäßige, Unbarmherzige in tiefster Seele verletzt und ihm gleichsam von Natur zuwider ist. Irgend ein Thier gequält, ein Pferd gemißhandelt, oder ein Kind leiden zu sehen, erträgt er nicht; man sieht es seinen Geberden, seinem ganzen Benehmen in solchen Lagen an, es empört sein Inneres; es macht ihn unglücklich, wenn in seiner Gegenwart etwas Rohes geschieht, ja, wenn er auch nur davon erzählen hört. Vorfallende Unschicklichkeiten, in Beziehung auf seine Person, vergibt er weit leichter. Eine schöne Seele, eine überall ruhige Fassung des Gemüthes, im Hintergrunde Gott ohne die geringste religiöse Schwärmerei: das sind die

ersten, die wesentlichsten Grundzüge zu Ludwigs Charakter, die dabei zugleich einen Theil eines ganz unverfälschten Wesens ausmachen, das nicht etwa anerzogen, angelernt, sondern dieser schönen Natur ganz eigenthümlich ist. Wie ein glänzender Silberfaden zieht sich die Religion durch alle seine Gespräche und Urtheile; sie erheitert gleichsam den dunklen Grund seiner oft etwas schwermüthigen Lebensbetrachtung. Was irgend in der Weltgeschichte sein schönes sittliches Wesen schmerzlich berührt, erhält sogleich eine sanfte Abweisung. Er verwirft daraus Alles, was nach seinem Gefühle nicht recht und wider die göttliche Vorschrift ist. Hieraus entsteht nothwendig die Beschränkung seines Urtheils in manchem Stücke, die aber durch die Ruhe eines schönen Gemüthes unter noch so trübseligen Umständen reichlich aufgewogen wird." Goethe pflegte in dieser Zeit seinen Freunden in Töplitz oft zu sagen: „Man verläßt den König von Holland nie, ohne daß man sich besser fühlt;" und wenn er ihn ein paar Stunden gesehen und gehört hatte, mußte er sich selbst gestehen: „Wenn dieses anmuthig=zarte und beinahe frauenhaft entwickelte Wesen in so großen, ungeheuren Weltverhältnissen Das konnte, solltest du als Privatmann in beschränktern Kreisen nicht dasselbe leisten können, oder wenigstens Muth und Fassung aus seinem Beispiel zu schöpfen im Stande sein?"

In den Umgebungen des Königs war ein Doctor von etwas schroff katholischen Ansichten, dem gegenüber Goethe in der Regel seine Fassung, aus Rücksicht für den König, zu behaupten wußte. Einmal aber, als er wieder einige „fast capuzinerhafte Tiraden" über die Gefährlichkeit der Bücher

und des Buchhandels vorbrachte, konnte Goethe nicht umhin, ihm mit der Behauptung zu dienen, das gefährlichste aller Bücher in weltgeschichtlicher Hinsicht, wenn durchaus einmal von Gefährlichkeit die Rede sein solle, sei doch wohl unstreitig die Bibel, weil nicht leicht ein anderes Buch so viel Gutes und Böses, als dieses, im Menschengeschlecht zur Entwickelung gebracht habe. Als das Wort heraus war, erschrack er selbst etwas darüber; denn er dachte nicht anders, als die Pulvermine werde nun nach beiden Seiten hin in die Luft fliegen. Zum Glück kam es anders. Den Doktor zwar sah er vor Schrecken und Zorn erbleichen und erröthen; der König aber faßte sich mit gewohnter Milde und Freundlichkeit und sagte bloß scherzend: „Cela perce quelque-fois que Monsieur de Goethe est hérétique."

Neugekräftigt durch die Nachcur, brach Goethe gegen Ende Septembers von Töplitz auf und traf den 3. Oct. in Weimar wieder ein. „Dresden mit seinen Kunst- und Naturschätzen," berichtete er bald nachher an Reinhard, „Freiberg mit seiner ober- und unterirdischen Thätigkeit, Chemnitz durch seine Spinnmaschinen, Altenburg und Löbichau durch die Anmuth der Herzogin von Kurland haben mir eine sehr unterhaltende und erfreuliche Rückreise gegeben, wozu das herrliche, den Müllern höchst unerwünschte, den Reisenden höchst erwünschte Wetter das Seinige beitrug."

Dessen ungeachtet war das letzte Jahresviertel, wie so häufig bei Goethe, sehr wenig productiv. „Von mir habe ich wenig zu sagen," schrieb er am 18. Nov. an Zelter, „obgleich das schon genug ist, daß ich mich ganz wohl befinde.

Ich habe aber diese Zeit her nicht das Mindeste gethan, was mir und Andern in der Folge Vergnügen machen könnte. Jeder Tag verschlingt das Bischen Thätigkeit, so wie das Gute und Ueble, was er bringt." Und so meldete er auch noch in einem Briefe an Reinhard vom Januar des nächsten Jahres, er sei nach der Rückkunft von den Badereisen in so mancherlei Geschäfte und Verrichtungen verwickelt worden, daß er sich auf kurze Zeit nach Jena habe flüchten müssen, um nur einigermaßen seine Brief- und Literaturschulden abzuthun. Zu diesen „Literaturschulden" gehörte wohl die Biographie Hackert's, deren Druck schon im Januar des nächsten Jahres begonnen hatte, und zu jenen „Geschäften und Verrichtungen" vor Allem das Theater. Am 17. Nov. kam der Kammersänger Brizzi aus München, von Jacobi an Goethe empfohlen, in Weimar an, mit dessen Hülfe man den Achill von Paer mit italienischem Texte zu geben beschloß. Da mußten nun die Sänger theils ihr Italienisch üben, theils es in der Eile erlernen. Brizzi blieb bis gegen Ende des Jahres und trat wiederholt mit großem Beifalle auf. „Das etwas schwierige Unternehmen," berichtete Goethe im Januar an Reinhard, „auf unserm Theater eine italienische Oper zu geben, machte mir viel Mühe und kostete mir viel Zeit; endlich aber, da es glücklich und zu Jedermanns Zufriedenheit gelang, so fand ich mich auch getröstet und ging, wie man es immer macht, wieder neue Schwierigkeiten aufzusuchen. Der übrige Lauf des Hof- und Geschäftslebens nimmt denn auch den größten Theil der kurzen Tage weg, und die Nacht wie der Winter, ist keiner Thätigkeit Freund."

Ein Paar Tage der Woche wurden ihm in diesem Winter noch durch seine „freiwillige Hauscapelle" erheitert. „Die wöchentliche musikalische Zusammenkunft," schrieb er am 18. November an Zelter, „so gering die Anstalt auch sein mag, verschafft mir doch das unschätzbare Vergnügen, das ich sonst entbehren müßte: Ihre trefflichen Arbeiten wiederholt zu vernehmen und damit bekannt zu werden. Johanna Sebus und die Gunst des Augenblicks werden heute aufgeführt, und ich freue mich schon im Voraus darauf." Ein Paar andere Lieblingsstücke des kleinen Kreises waren der Diogenes und das Schneiderlied, von Zelter componirt. Auch noch zu Anfange des nächsten Jahres wurden die Zusammenkünfte nach herkömmlicher Weise fortgesetzt, obwohl nicht mehr in so regelmäßiger wöchentlicher Folge. Noch wurden ächte alte Sachen vorgetragen; mehrere neue Canons von Ferrari belebten die Lust der Sänger und die Theilnahme der Zuhörer. Ueberhaupt schien die Sache ihren alten Gang zu gehen; aber es hatten sich unvermerkt, wie Goethe in den Annalen erzählt, gewisse Wahlverwandtschaften gebildet, die ihm sogleich gefährlich schienen, ohne daß er ihren Einfluß hätte hindern können. Etwas näher scheint folgende Stelle aus einem Briefe an Zelter (vom 18. März 1811) den Sachverhalt anzudeuten: „Wie es Ihnen bei der Singakademie geht, seh' ich im Bilde. Erziehe man sich nur eine Anzahl Schüler, so erzieht man sich fast eben so viele Widersacher. Jeder ächte Künstler ist als Einer anzusehen, der ein anerkanntes Heilige bewahren und mit Ernst und Bedacht fortpflanzen will. Jedes Jahrhundert aber strebt nach seiner Art in's Seculum, und sucht

das Heilige gemein, das Schwere leicht und das Ernste lustig zu machen; wogegen gar nichts zu sagen wäre, wenn nur nicht darüber Ernst und Spaß zu Grunde gingen." Goethe hatte sich schon in den Verlust, wie schwer er ihm wurde, ergeben, und als er bei bevorstehender nächster Sommerreise eine Pause eintreten ließ, stand bei ihm schon der Entschluß fest, nie wieder zu beginnen, ein Entschluß, den er jedoch nicht in voller Strenge durchgeführt.

Des Zusammenhangs wegen gedenken wir hier einiger durch die Hauscapelle hervorgerufenen poetischen Productionen, wenn gleich die Beendigung einiger derselben erst dem Anfange des folgenden Jahres angehören mag. Eine dieser Dichtungen ist die Cantate Rinaldo, die er Zelter'n erst im April 1812 „als eine kleine Arbeit des vorigen Jahres" schickte, mit der Bemerkung: „Die Cantate oder Scene, wenn Sie wollen, arbeitete ich für den Prinzen Friedrich von Gotha, der etwas dergleichen zu haben wünschte, um seine hübsche und gebildete Tenorstimme zu produciren. Capellmeister Winter in München hat das Werk sehr glücklich componirt, mit viel Geist, Geschmack und Leichtigkeit, so daß des Prinzen Talent in seinem besten Lichte erscheint." Zelter antwortete: „Ihr Rinaldo wird keine der leichten Arbeiten sein, wenn herauskommen soll, was darin steckt. Die zauberhafte Leichtigkeit, Lieblichkeit, Glätte — da müßte man bei den Italienern in die Schule gehen, wer nicht zu alt dazu wäre. Doch wir wollen uns zu guter Stunde daran versuchen. Das Gedicht ist günstig genug für den Componisten, der weiß was zu thun ist, und sich vor der Gefahr hütet, des Guten zu viel zu

thun. Alles ist leicht und frei angedeutet, die Worte sind nicht vorgreifend, und der Musikus hat es wirklich mit der Sache selber zu thun.“ Das war unserm Dichter recht aus der Seele geschrieben. „Was Sie mir Freundliches über Rinaldo sagen,“ erwiederte er, „ist mir nicht allein sehr angenehm, sondern es soll auch, hoffe ich, fruchtbar werden, indem Sie mich zum Bewußtsein erheben dessen, was ich aus Natur und Trieb besonders für Theatermusik gethan habe und thun möchte. Wenn Sie sagen: Alles ist frei und leicht angedeutet u. s. w., so geben Sie mir das größte Lob, das ich zu erlangen wünschte; denn ich halte dafür, der Dichter soll seine Umrisse auf ein weitläufig gewobenes Zeug aufreißen, damit der Musikus vollkommenen Raum habe, seine Stickerei mit großer Freiheit und mit starken oder feinen Fäden, wie es ihm gut dünkt, auszuführen. Der Operntext soll ein Carton sein, kein fertiges Bild.“ Nach diesen Grundsätzen ist nun auch unsere Cantate behandelt, und zwar mit Bewußtsein, und nicht etwa bloß aus Natur und Trieb, wie hier der Dichter glauben lassen möchte; denn schon in den Briefen aus Rom, aus der Zeit, wo er seine Claudine umarbeitete, hatte er dieselbe Ansicht mit völliger Bestimmtheit und fast mit denselben Worten ausgesprochen.*)

Gleichfalls durch die Hauscapelle angeregt sind die drei ausländischen Volkslieder: Sicilianisch, Finnisch, Schweizerisch, die in folgender Stelle eines Briefes an Zelter (vom

*) Vergl. Thl. III, S. 158: „Das Zeug, worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben u. s. w.“

18. November 1810) bereits angekündigt scheinen. „Der Schreiber dieses hat abermals einige Lieder und Späße ausgehoben, die Ihnen zur guten Stunde zukommen und zu eigener und fremder Freude anreizen mögen.“ Goethe's nächstem Briefe vom 28. Februar 1811 finden wir nun die eben bezeichneten Lieder, von Riemer abgeschrieben, beigelegt. Wir haben schon anderswo nachgewiesen, daß Goethe sich durch ein Volkslied oft nur in eine poetische Stimmung versetzen ließ, in welcher er dann mit freier Erfindung weiter dichtete. In solchen Fällen behielt er gern den Anfang des anregenden Vorbildes, gleichsam als das Thema der Variationen, bei. Ganz so scheint er bei dem Schweizerliede verfahren zu sein, worin er das Thema eines kleinen Schweizerischen Volksliedes weiter ausführt, welches sich unter der Ueberschrift „Wo bist du dann gesessen“ in des Knaben Wunderhorn findet:

Auf'm Bergle bin ich gesessen,
Hab dem Vögele zug'schaut,
Ist ein Federle abe geflogen,
Hab'n Häusle draus baut.

Auf das Original des Finnischen Liedes, das Goethe am 25. Nov. 1810 an Knebel schickte, bin ich durch einen eifrigen Verehrer Goethe'scher Poesie, den Grafen Clemens von Westphalen, aufmerksam gemacht worden. Es findet sich mit beigefügter, angeblich wörtlicher französischer Uebersetzung in dem Werke: Voyage pittoresque au Cap Nord par A. F. Skjöldebrand (Stockholm 1801), woraus ich es in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten (III, 86 ff.) mitgetheilt

habe. Bei der Vergleichung des Goethe'schen Gedichtes mit dem finnischen und französischen Vorbilde ergibt sich, was zuvörderst das Versmaß betrifft, daß unser Dichter das finnische Original zum Muster genommen, ohne jedoch den Reim nachzubilden, während die französische Uebertragung auf Metrum und Gleichklang verzichtete. Im Ganzen hat Goethe ziemlich getreu aus dem Französischen übersetzt, sich jedoch einige Zusammenziehungen, Einschiebsel und sonstige kleine Veränderungen, nicht immer zum Vortheil des Ganzen, erlaubt. Insbesondere scheint mir eine Art von Parallelismus, der unverkennbar im Original herrscht, in der Uebertragung nicht gebührend beachtet zu sein.

Schließlich gedenken wir noch einer nicht unwichtigen Verbindung, die Goethe im Jahr 1810 bezüglich auf bildende Kunst anknüpfte. Noch vor der Badereise, im April, wurde ihm von Reinhard gemeldet: ein junger Mann aus Cöln, Sulpiz Boisserée, Miterbe eines sehr angesehenen dortigen Handlungshauses, durch eine in Paris gestiftete Bekanntschaft halb Mäcen, halb Jünger von Friedrich Schlegel geworden, Besitzer einer Sammlung altdeutscher Gemälde, die er vom Untergange gerettet, beabsichtige eine Beschreibung des Cölner Doms und seiner Alterthümer nebst der Geschichte des Baues herauszugeben, wozu die Zeichnungen von geschickter Künstlerhand bereits fertig lägen, wünsche aber zunächst Goethe's persönliche Bekanntschaft zu machen und ihm die Zeichnungen vorzulegen. Durch den Abschluß der Farbenlehre, die Vorbereitungen für die Theatersaison in Lauchstädt und Anderes bedrängt, zugleich auch durch die Sympathien des jungen Man-

nes mit Schlegel etwas gegen ihn eingenommen, lehnte Goethe für den Augenblick den Besuch ab, erbot sich aber das zu unternehmende Werk mit seinen Freunden sorgfältig zu prüfen. Als ihm demzufolge in der ersten Hälfte des Mai die Zeichnungen zugekommen waren, gab er darüber vertraulich an Reinhard ein Urtheil ab, das insofern für uns besonders interessant ist, als es Goethe's damalige Ansichten über mittelalterliche Architektur und über die ganze von den Romantikern angebahnte „Rücktendenz zum Mittelalter" offen darlegt. Er erklärt Boisserée's Bemühungen für höchst lobenswerth und bekennt, daß der Grundriß des Doms, wie er hier vorliege, zum Interessantesten gehöre, was ihm seit langer Zeit in architektonischer Hinsicht vorgekommen; er ist erstaunt über die Restauration oder vielmehr den auf dem Papier unternommenen Ausbau, welcher mit sehr viel Sorgfalt aus dem Vorhandenen, aus manchen Ueberlieferungen und dem sonst Bekannten dieser Kunstzeit und Bauart das Wahrscheinlichste so harmonisch, als man es wünschen könne, zusammengestellt habe. Aber er fügt hinzu: „Freilich gehört eine so leidenschaftliche Beschränkung dazu, um etwas der Art hervorzubringen. Ich habe mich früher auch für diese Dinge interessirt und ebenso eine Art von Abgötterei mit dem Straßburger Münster getrieben, dessen Façade ich auch jetzt noch, wie früher, für größer gedacht halte, als die des Doms zu Cöln. Am wunderbarsten kommt mir dabei der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar saracenische Pflanze als auf seinem Grund und Boden entsprungen gern darstellen möchte. Doch bleibt im Ganzen die Epoche, in welcher sich dieser Geschmack der

Baukunst von Süden nach Norden verbreitete, immer höchst merkwürdig. Mir kommt das ganze Wesen wie ein Raupen- und Puppenzustand vor, in welchem die ersten italienischen Künstler auch gesteckt, bis endlich Michel Angelo, indem er die Peterskirche concipirte, die Schale zerbrochen und als wundersamer Prachtvogel sich der Welt dargestellt hat. Ich verarge es indessen unsern jungen Leuten nicht, daß sie bei dieser mittlern Epoche verweilen; ich sehe sogar dieses Phänomen als nothwendig an, und enthalte mich aller pragmatischen Betrachtungen und welthistorischen Weissagungen." Näher spricht sich Goethe hierüber in einem anderweitigen Briefe vom 7. October 1810 aus: „Die Neigung der Jugend zu dem Mittelalter halte ich für einen Uebergang zu höhern Kunstregionen; daher verspreche ich mir viel Gutes davon. Jene Gegenstände fordern Innigkeit, Naivetät, Detail und Ausführung, wodurch denn alle und jede Kunst vorbereitet wird. Es braucht freilich noch einige Lustra, bis diese Epoche durchgearbeitet ist, und ich halte dafür, daß man ihre Entwickelung und Auflösung weder beschleunigen kann noch soll. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen werden dieses Räthsel an sich selbst lösen." Solche Hoffnungen und Aussichten machten ihn nun im Durchschnitt gegen Fratzen des Augenblicks, die aus dieser Richtung hervorgingen, duldsam und gutmüthig. „Aber manchmal," schrieb er unter dem letzterwähnten Datum an Reinhard, „machen sie mir's doch zu toll. So muß ich mich z. B. wirklich zurückhalten gegen Achim von Arnim, der mir seine Gräfin Dolores zuschickte, und den ich recht lieb habe, nicht grob zu werden. Wenn ich einen verlornen Sohn

hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich bis zum Schweinkoben verirrt, als daß er in den Narrenwust dieser letzten Tage sich verfinge; denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung. Uebrigens gebe ich mir alle Mühe, auch diese Epoche historisch als schon vorübergegangen zu betrachten."

Eilftes Capitel.

Das Jahr 1811. Aufenthalt in Jena. Hackert's Biographie vollendet. Lectüre. Theater. Selbstbiographie. Boisserée zu Besuch. Zeichnungen von Cornelius. Aufenthalt in Karlsbad. Der erste Theil von Wahrheit und Dichtung vollendet. Prolog zur Eröffnung des Halle'schen Theaters. Bühnenbearbeitung von Romeo und Julie. Lefebvre. Jacobi's Schrift „Von den göttlichen Dingen." Das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser".

In früherer Zeit beobachtete Goethe die Regel, vor dem Jahresschlusse die dringendsten Briefschulden zu berichtigen; jetzt zogen sie sich jedesmal ins neue Jahr hinein, worüber sich Niemand wundern wird, der seine unglaublich ausgebreitete Correspondenz einigermaßen übersieht. Um damit etwas aufzuräumen, hielt er sich im Januar (vom 11. an) ein paar Wochen in Jena auf. Von hier aus berichtete er an Reinhard, daß an seiner Biographie Hackert's bereits gedruckt werde, die wenigstens den Vorzug habe, „ein thätiges, bedeu-

tendes, glückliches und im Unglück sich wiederherstellendes Leben darzustellen." Da aber die Wintertage bei ihm mehr zur Reflexion als zur Production sich eigneten, so wurde Mancherlei gelesen, unter Anderm Brandes Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland. „So viel Gutes dieses Büchlein hat," schrieb er an Reinhard, „und so nützlich man es verarbeiten könnte, so ist es doch äußerst widerborstig gedacht und geschrieben, so daß es einem auch nicht einmal in der Reflexion wohl wird, wo sich denn doch zuletzt alles Verdrießliche des Lebens und Daseins freundlich auflösen müßte. Hier, wie in so manchen andern Fällen, kommt einem die Empirie, die sich mit der Emptrie herumschlägt, ganz lächerlich vor. Es ist immer, als sähe man indianische Götter, wo einer zehn Köpfe, der andere hundert Arme und der dritte tausend Füße hätte, und die boxten sich mit einander herum, flickten sich am Zeuge wo sie könnten, und keiner würde der andern Herr." Ueberall, wo Goethe in einem verwickelten Ganzen keinen leitenden Faden gewahrte, fühlte er sich unbehaglich und abgestoßen. Bei der Erwähnung einer andern Lectüre, von Degerando's histoire comparative des systemes de philosophie spricht er einen Gedanken aus, den er bis in seine spätesten Jahre festgehalten und sogar in dem Gedichte „Gedächtniß" als eine Cardinallehre niedergelegt hat. „Bei Lesung dieses Werks," schreibt er, „begriff ich auf's Neue, was der Verfasser auch sehr deutlich ausspricht, daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen gegründet sind, und eben deßhalb eine durchgehende gleichförmige Ueberzeugung unmöglich ist." Wir werden hierauf

später bei dem erwähnten Gedichte zurückkommen, und bemerken hier nur, daß sein Widerwille gegen Polemik großentheils auf dieser Ansicht beruhte.

Schon im Februar finden wir Goethe wieder in Weimar, wo die herkömmlichen Hoffeste dieser Jahrszeit und das Theater seine Anwesenheit nöthig machten. Bezüglich auf das Letztere, wobei Wolff ein sich immer steigendes Talent entfaltete, nahm die Vorbereitung einer Aufführung des standhaften Prinzen (am 30. Jan.) viel Zeit und Kraft in Anspruch. „Genanntes Stück," berichtete er am 28. Februar an Zelter, „ist freilich auch über alle Erwartung gut ausgefallen, und es hat mir und Andern viel Vergnügen gemacht. Es will schon etwas heißen, ein beinahe zweihundert Jahre altes, für einen ganz andern Himmelsstrich, für ein Volk von ganz andern Sitten, Religion und Cultur geschriebenes Werk wieder so hervorzuzaubern, daß es wie frisch und neu einem Zuschauer entgegenkomme. Denn nirgends fühlt sich geschwinder das Veraltete und nicht unmittelbar Ansprechende, als auf der Bühne." Am 6. April wurde Alfieri's Saul, von Knebel übertragen, aufgeführt.

Die Beschäftigung mit Hackert's Leben hatte ihm einen neuen Anstoß gegeben, den Plan einer Selbstbiographie zur Ausführung zu bringen. „Durch jene Arbeit," berichtet er in den Annalen, „wurde ich nun abermals nach Süden gelockt; die Ereignisse, die ich in jener Zeit in Hackert's Gegenwart oder doch in seiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Einbildungskraft lebendig; ich hatte Ursache mich zu fragen, warum ich dasjenige, was ich für einen andern thue,

nicht für mich selbst zu leisten unternehme? Ich wandte mich daher noch vor der Vollendung jenes Bandes an meine eigene früheste Lebensgeschichte.“ Die neue Mühe, die er sich damit auferlegt hatte, war keine geringe, indem es welt- und literargeschichtliche Studien zu machen und Local und Personen in der Erinnerung aufzufrischen galt. Er gesteht aber, sich mit dem Gegenstande, wo er ging und stand, zu Hause wie auswärts, dergestalt beschäftigt zu haben, daß sein wirklicher Zustand den Charakter einer Nebensache annahm, obwohl er sogleich wieder, so oft es das Leben verlangte, mit ganzer Kraft und vollem Sinne sich gegenwärtig erwies.

In dem Vorworte des Werkes will Goethe uns glauben machen, daß das Unternehmen durch einen dort mitgetheilten Brief eines Freundes veranlaßt worden sei. Dieser Brief trägt aber in jedem Satze zu sehr das Goethe'sche Gepräge, um seinen Verfasser verkennen zu lassen. Er schließt mit den Worten: „der Schriftsteller soll bis in sein höchstes Alter den Vortheil nicht aufgeben, sich mit denen, die eine Neigung zu ihm gefaßt, auch in die Ferne zu unterhalten; und wenn es nicht einem Jeden verliehen sein möchte, in gewissen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen von Neuem aufzutreten, so sollte doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntniß vollständiger, das Bewußtsein deutlicher wird, das Geschäft sehr unterhaltend und neubelebend sein, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches denen abermals zur Bildung gereiche, die sich früher mit und an dem Künstler gebildet haben.“ Hierin liegt die Andeutung, daß in der Selbstbiographie

sich der entschiedene Eintritt ins Greisenalter ankündigt. „Wenn Jemand sein Leben zu schreiben anfängt," bemerkt Rosenkranz, „so hat er den Hochpunkt seiner Wirksamkeit im Rücken . . . Er erfand von hier ab nichts mehr, er setzte nur fort. Er war ein ganz normaler Mensch in der Reinheit, mit welcher sich bei ihm die Altersstufen folgten. Der Greis lebt nicht mehr in so schroffer Opposition mit der Welt, als der Jüngling, nicht in so energischem Kampf mit der Gegenwart, als der Mann. Er hat das Maß seiner Kräfte kennen gelernt. Er hat in den Thaten, die er vollbracht hat, ein relatives Genüge gefunden. In dem Gange der Welt aber erneuen sich ihm stets der Form nach dieselben Prozesse. Er wird contemplativ, quietistisch, tolerant, diplomatisch, pädagogisch, redselig, erinnerungssüchtig."

Wie es sich mit der durch den Titel angedeuteten halb historischen, halb poetischen Behandlung verhält, würden wir jetzt, nach so manchen, aus den Quellen geschöpften Vorarbeiten über Goethe's Leben, vollständig beurtheilen können, wenn er auch nicht selbst wiederholt sich darüber ausgesprochen hätte. Sein Streben war durchaus auf eine wahrheitgetreue Darstellung gerichtet, aber er nannte das Buch Wahrheit und Dichtung, wie er selbst gegen Eckermann äußerte, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebe. Es seien lauter Resultate seines Lebens, und die einzelnen erzählten Facta dazu bestimmt, um eine höhere Wahrheit zu bestätigen. Ein einzelnes Factum unsers Lebens gelte nicht, insofern es wahr sei, sondern insofern es etwas zu bedeuten habe. Es leuchtet hieraus ein, wie Goethe, nach

seiner nun schon längst feststehenden Ansicht vom Poetischen, worin das Bedeutsame, das Symbolische eine so wichtige Rolle spielt, nicht umhin konnte, dem Werke einen poetischen Charakter zu vindiciren, ohne damit die Glaubwürdigkeit des Erzählten discreditiren zu wollen. Zugleich war er sich wohl bewußt, daß, indem man die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft in sich wirken lasse, man gewissermaßen das dichterische Vermögen ausübe; und so wählte er den Titel des Werkes auch aus Bescheidenheit, „innigst überzeugt," wie er in den Annalen bekennt, „daß der Mensch in der Gegenwart, ja vielmehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele." Gilt die zuletzt gemachte Bemerkung von jedem Selbstbiographen, wie vielmehr mußte sie sich an ihm, dem Dichter, bewähren, der ein langes Leben hindurch sich geübt und gewöhnt hatte, den Gegenständen die poetische Seite abzugewinnen. Es erklärt sich daher vollständig, wie sich einzelne Partien seines Lebens, z. B. das Sesenheimer Liebesverhältniß, unter seiner Hand völlig zu dichterischen Gemälden gestalten mußten, ohne daß wir die Absicht einer Umgehung oder Verhüllung der Wahrheit unterstellen dürfen.

Goethe hat das in vier Theile zerfallende Werk nur bis zu seinem Eintritt in die Weimarischen Verhältnisse fortgesetzt, und den letzten dieser Theile, nach langer Zwischenzeit, erst im J. 1831 beendigt. Daher der jedem Leser auffallende Unterschied zwischen diesem und den drei ersten Theilen in dem ganzen Ton der Darstellung. Eckermann sucht freilich diesen Unterschied aus der Verschiedenheit des Stoffes zu er=

klären. „Jene (drei frühern Theile) sind durchaus fortschreitend in einer gewissen gegebenen Richtung, so daß denn auch der Weg durch viele Jahre geht. Bei dem vierten dagegen scheint die Zeit kaum zu rücken, auch sieht man kein entschiedenes Bestreben der Hauptperson. Manches wird unternommen, aber nicht vollendet, Manches gewollt, aber anders geleitet, und so empfindet man überall eine heimlich einwirkende Gewalt, eine Art von Schicksal, das mannigfaltige Fäden zu einem Gemälde aufzieht, die erst künftige Jahre vollenden sollen." Allein eben so sehr möchte beim vierten Theile die verminderte Darstellungskraft des Verfassers in Rechnung zu bringen sein. Gerade dieses wiederholte Ansetzen, dieses stete Ausgeben von Reflexionen charakterisirt auch die übrigen spätesten Schriften Goethe's; und ohne Zweifel würde das Werk bei einer continuirlichen Entstehung eine weit größere Congruenz gewonnen haben. In den drei ersten Theilen hat er uns ein unübertreffliches Muster einer zugleich gediegenen und anmuthigen Biographie geliefert. Das Innere, wie das Aeußere der Ereignisse, das Individuelle, wie das Allgemeine, womit es in Zusammenhang steht, sind mit gleicher Meisterschaft dargelegt, Reflexion und Darstellung stehen im schönsten Gleichgewicht. Alle die Vorübung, die er durch die Bearbeitung der Autobiographie von Cellini, durch Hackert's Leben und seine übrigen erzählenden Werke gewonnen hatte, kam ihm hier zu gut und gibt sich in den schönsten Früchten kund.

Goethe war im April 1811 mit dem ersten Theile des Werkes eifrig beschäftigt gewesen, als er zu Anfange des folgenden Monats wegen der herannahenden Karlsbader Reise

eine Pause eintreten ließ. „Von mir kann ich Ihnen nur so viel sagen," schrieb er am 2. Mai an Zelter, „daß ich mich an eine Arbeit gemacht habe, die auch Ihnen nächstkünftig Freude machen soll. Sie wird zwar gegenwärtig etwas unterbrochen, weil ich, um mich von Weimar loszulösen, mancherlei kleine Geschäfte abzuthun habe." Außerdem kam in diesen Tagen eine neue, aber willkommene Störung durch den Besuch von Sulpiz Boisserée, wodurch der Grund zu einem für Goethe sehr erfreulichen Verhältnisse gelegt wurde, das bis zu seinem Lebensende ungetrübt fortgedauert hat. Durch ihn wurde sein Interesse für die mittelalterliche, namentlich die vaterländische Kunst überhaupt, und insbesondere für die gothische Baukunst neu belebt, und er verfolgte seitdem mit stets wachsender Theilnahme Alles, was in den Rheingegenden für Erhaltung, Wiederherstellung und Fortführung der jener Zeit angehörigen Kunstdenkmäler geschah, wodurch sich denn ein wohlthätiges Gegengewicht bildete gegen den Verkehr mit Meyer und die in Italien empfangenen Eindrücke der antiken Kunstdenkmäler. Aus Früherem ist uns bekannt, wie seine alte, vom Straßburger Münster her datirende Begeisterung für die deutsche Baukunst längst verschwunden war und sich in Rom ins Gegentheil verwandelt hatte; Reinhard hatte ihm überdies gemeldet, daß Boisserée einigermaßen von „Schlegelianismus tingirt" sei; es war daher kein Wunder, wenn er seinem Besuche mit einiger Apprehension entgegensah. Aber Boisserée's gewinnende Persönlichkeit und tüchtiges Streben hatten bald jede unangenehme Empfindung beseitigt. „Mit Herrn Sulpice," berichtete Goethe nachher an Reinhard, „habe

ich mich sehr wohl vertragen. Mit tüchtigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig, als abwesend; denn sie kehren entfernt meistens die Seite hervor, die uns entgegensteht; in der Nähe jedoch findet sich bald, inwiefern man sich vereinigen kann. Ich habe ihn in allen Dingen, die ihn interessiren, sehr gut begründet gefunden, und ich glaube ihn, was die Geschichte der Architektur und Malerei betrifft, auf dem rechten Wege; und so wie man Niemanden, der für seine Stadt oder sein Vaterland wirken will, einen ausschließenden Patriotismus für diese verargen darf, so wenig konnte es mir zuwider sein, einen jungen thätigen Mann vor allen andern Dingen sich mit der vaterländischen Kunst beschäftigen zu sehen. Ich gestehe gern, daß in seinem Umgang jene für mich schon verblichene Seite der Vergangenheit sich wieder aufgefrischt, daß ich Manches durch ihn erfahren, und daß ich seine Behandlungsart gar wohl zu billigen Ursache habe. Ueberhaupt hat er auch bei uns, sowohl bei Hofe, als in der Stadt, durch seine Persönlichkeit sehr guten Eindruck gemacht, sowie auch durch seine Zeichnungen. Daß er mir als ein natürlicher, gebildeter und einsichtsvoller Mensch sehr wohl gethan, brauche ich kaum zu sagen; aber das will ich noch hinzufügen, daß er als Katholik mir sehr wohl gefallen hat, ja ich hätte gewünscht, noch genauer einzusehen, wie gewisse Dinge bei ihm zusammenhängen. Haben Sie also Dank, daß Sie mir einen so hübschen Mann zugewiesen." Wir werden im Folgenden noch oft Gelegenheit haben, der Früchte des mit Boisserée geschlossenen „treuen Sinnes- und Herzensbundes" zu gedenken.

Boisserée hatte ein halb Dutzend Federzeichnungen von

Cornelius mitgebracht, der sich damals in Frankfurt aufhielt, und mit dem Goethe schon früher durch die Weimarische Kunstausstellung in einige Verbindung gekommen war. In den Annalen heißt es, es seien Federzeichnungen nach den Nibelungen gewesen, „deren alterthümlich tapfern Sinn, mit unglaublicher technischer Fertigkeit ausgesprochen, man höchlich bewundern mußte.“ Dagegen schreibt Goethe an Reinhard am 8. Mai: „Es sind Scenen, nach meinem Faust gebildet. Nun hat sich dieser junge Mann ganz in die alte deutsche Art und Weise vertieft, die denn zu den Faustischen Zuständen ganz gut passen, und hat sehr geistreiche, gut gedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert; und es ist sehr wahrscheinlich, daß er es noch weit bringen wird, wenn er nur erst die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen.“

Gleichzeitig wurde durch anderweitige Anregungen Goethe's Interesse für antike Kunst lebendig erhalten. Durch Zelter's Vermittlung bekam er von David Friedländer in Berlin einen wohl erhaltenen Stier von Bronze zugesandt, den die Weimarischen Kunstkenner für theilweise antik erklärten. Goethe erwiderte das Geschenk durch eine Anzahl von Doubletten aus seiner schönen Medaillensammlung, meist in Bronze, von der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit reichend. Er hatte sie hauptsächlich gesammelt, um den Gang der Kunst im Plastischen, deren Wiederschein die Medaillen zeigen, dem Freund und Kenner vor Augen zu bringen. Auf ähnliche Weise versetzten ihn Mionettische Pasten altgriechischer Münzen in die Kunst des fernsten Alterthums zurück; und wir

werden aus der Betrachtung derselben im nächsten Jahre einen bedeutenden kunstgeschichtlichen Aufsatz hervorgehen sehen.

Karlsbad, wohin Goethe den 13. Mai abreiste, hatte diesmal, wie er an Zelter schrieb, für ihn eine eigene Physiognomie. Da er seine Frau mitgenommen hatte, und für diese eine eigene Equipage hielt, kam er selbst mehr ins Weite und Freie, als in den letzten Jahren, und ergötzte sich wieder frisch an der Gegend, weil er sie mit Andern sah, die ein frisches Interesse dafür zeigten. Ueberdieß hatte ihn, „die Lust des Haftens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens“ verlassen, auch war er des Durchstöberns und Durchklopfens der allzu bekannten Felsen müde; und so übergab er sich in Gesellschaft lebenslustiger Freunde und Freundinnen einer tagverzehrenden Zerstreuung. Durch ein ergangenes Patent war der Werth des Papiergeldes sehr herabgesetzt, und dagegen der des Silbers außerordentlich gestiegen, was denen, die dieses Metall mitbrachten, noch immer sehr zum Vortheil gereichte, obgleich die Preise sich dem Namen nach verdoppelt und verdreifacht hatten; und hiedurch wurde denn der Leichtsinn der Curgäste besonders begünstigt. Indeß fand Goethe noch immer Zeit genug, unter Riemer's Beistand unter fortwährendem Besprechen die Arbeit an der Selbstbiographie fortzusetzen. Auch hatte er zur Lectüre Plutarch's kleinere Schriften stets bei der Hand.

Der Aufenthalt in Karlsbad war ihm diesmal, ohne Zweifel der weniger angespannten Thätigkeit wegen, so gut bekommen, daß er auf eine Nachcur in Töplitz verzichtete, wenn er gleich die Aussicht hatte, dort mit Zelter zusammenzutreffen.

Er verließ Karlsbad früher, als gewöhnlich, gegen Ende Juni's,*) um seinen Weg sogleich nach Hause zu nehmen.

Ueberblicken wir die Gegenstände seiner literarischen Thätigkeit in der zweiten Jahreshälfte, so haben wir vorzugsweise der Beendigung des ersten Theils von Wahrheit und Dichtung und zweier Arbeiten für das Theater zu gedenken. Jenes Bändchen konnte er im October an seine Freunde versenden, und nicht lange nachher sprach ihm Reinhard seine Anerkennung in Worten aus, in die wir gerne einstimmen. „Niemals," heißt es in dessen Briefe vom 4. December, „hab' ich eine Schrift mit so viel Liebe und Ruhe mir angeeignet, wie diese; wollüstig schwamm mein Geist mit dem klaren, tiefen Strom der Rede fort und genoß der lieblichen Aussichten auf Vergangenheit und Zukunft. Mir, und das ist manchen Andern geschehen, spiegelte sich in ihm das Bild der eigenen Kindheit; und dann doch wieder wie verschieden von den Eigenthümlichkeiten des herrlichen Knaben, der Goethe ward! . . . Jene glückliche, lebendige Vielseitigkeit, womit Sie die Gegenstände um sich her, und die Gegenstände Sie berührten, ist eben darum für Sie so segensvoll geworden, weil Ihre freie Thätigkeit von Niemand geleitet wurde. Die Zeit außer den Unterrichtsstunden war Ihr Eigenthum; Lage und Umstände gestatteten Ihnen, Kenntnisse und Anschauungen dafür einzutauschen. . . Was soll ich von

*) Die Angabe in einer Note des Briefwechsels mit Reinhard (S. 105), daß Goethe am 25. Juni von Karlsbad nach Jena abgereist sei, verträgt sich nicht mit dem Datum (26. Juni) des von Karlsbad an Zelter geschriebenen Briefes.

dem lieblichen Knabenmährchen sagen, so leicht und kindlich, froh und hüpfend, daß man schwören möchte, den Knaben selbst erzählen zu hören, und dann wieder so classisch vollendet, wie nur gereifte Kunst und Erfahrung es hervorbringen könnten? vom ächt-altfranzösischen Sonderling Graf Thoranne, eben darum so merkwürdig, weil er als Sonderling so ächtfranzösisch ist? von der gewandten Schutzrede des dicken Factotum? In allen diesen ist so tiefe innere Wahrheit, Wahrheit und Dichtung sind so innig verschlungen, daß es die philistermäßigste Bemühung von der Welt wäre, Wahrheit und Dichtung sondern zu wollen."

Das Theater verlangte noch während des Sommers Goethe's Theilnahme. In Halle war ein neues Schauspiehaus erbaut worden, welches für die Sommersaison die sämmtlichen Vortheile der Lauchstädter Bühne gewährte. Zur Einweihung desselben (am 6. August) dichtete er den schönen Prolog:

Daß ich mit bunten Kränzen reichlich ausgeschmückt u. s. w.

Ungleich den einfachen, in schlichten fünffüßigen Jamben verfaßten Pro- und Epilogen der frühern Zeit stattet er hier im würdevollen jambischen Trimeter den Bewohnern Halle's den Dank ab für die schon früher der Theatergesellschaft bewiesene Theilnahme, zählt dann die verschiedenen Arten dramatischer Poesie auf, wodurch die Gesellschaft ihr Publicum zu unterhalten und zu erfreuen gedenkt, wünscht den Bürgern Glück und Gedeihen aller ihrer Unternehmungen, deutet weiterhin auf die Salzwerke, verherrlicht poetisch den Werth des Salzes und hebt den Segen der neuen Mineralquelle hervor, worauf

sich dann zum Schluß der Ton ins Heitere und Scherzhafte wendet, indem das Theater als eine Hülfsanstalt im Dienste der Badecur dargestellt wird.

Die Wintersaison des Weimar'schen Theaters versprach diesmal besonders lebhaft zu werden, da Iffland erwartet wurde, und auch ein abermaliger Besuch Brizzi's in Aussicht stand. Um nun eine bedeutende neue Production vorführen zu können, beschloß Goethe, durch den Erfolg des standhaften Prinzen ermuthigt, Shakespeare's Romeo und Julie für die Bühne zu bearbeiten. Wir müssen dieser Arbeit, nicht ihres bedeutenden Werthes wegen (denn es haften ihr große Mängel an), sondern weil sie, wie kaum eine andere, uns einen Blick in das Innere seiner dramatischen Werkstätte thun läßt, einer mehr eingehenden Besprechung unterwerfen. Sie wollte außerhalb Weimar nirgendwo recht greifen, und war daher bald nicht bloß von den Repertoirs verschwunden, sondern beinahe gänzlich vergessen. Man glaubte, das Manuscript sei verbrannt oder sonst verloren gegangen; aber auf E. Boas' Bitte ließ der Weimarische Theater-Intendant, Baron Spiegel von Pickelsheim, Nachsuchungen anstellen, und das Stück fand sich in dem Theater-Archive wieder. Boas übergab es in seinen Nachträgen zu Goethe's Werken (Leipzig 1841) dem Drucke, wofür wir ihm dankbar sein müssen, wäre es auch nur, weil nunmehr Goethe's Ansichten über Theatralisches und Untheatralisches, die er unter Anderm in dem Aufsatze „Shakespeare und kein Ende", flüchtig niedergelegt, in ein helleres Licht treten und sich an einer bestimmten Leistung auf die Probe nehmen lassen. Goethe versprach am Schlusse

des genannten Aufsatzes, die Grundsätze, nach denen er bei der Redaction von Romeo und Julie verfahren, ein andermal weiter zu entwickeln. Es wäre gewiß von großem Interesse gewesen, hierüber den Altmeister zu vernehmen, der ein ganzes langes Leben hindurch dem Drama und der Bühne Thätigkeit und Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Da es aber leider bei dem Versprechen geblieben ist, so ist es um so erfreulicher, an dem uns nun vorliegenden Stücke jene Grundsätze in praktischer Anwendung klar dargelegt zu finden.

Das Erste, was uns an Goethe's Bearbeitung auffällt, ist eine bedeutende Verkürzung und Zusammenziehung des Shakspeare'schen Stückes, wie er denn auch selbst in einem Briefe an Zelter diese Bearbeitung als einen „concentrirten Romeo" ankündigt. War es nun vielleicht die einzige Rücksicht auf die beschränkte Zeit einer gewöhnlichen Theatervorstellung, also ein mehr zufälliges Bedürfniß, was ihn zu dieser Concentrirung bewog? Gewiß nicht allein. Seit Goethe, von Shakspeare angeregt, im Götz die Fesseln des deutschen Dramas gesprengt und eine durchaus geniale, aber für die Bühne zu regellose Production geliefert hatte, war er stufenweise von jener freiern und kühnern Behandlungsweise des dramatischen Stoffes, welche alle theatralischen Forderungen als unberechtigt und nichtig verachtete, zurückgekommen. Er hatte sich nicht bloß in seinen neuen Dramen der regelmäßigern, beschränkten Form des griechischen und französischen Dramas angenähert, sondern auch später, in Verbindung mit Schiller, ältere Production, eigene wie fremde, durch wiederholte Bearbeitungen bühnen=

gerechter zu gestalten gesucht. Der dramatische Dichter, so hatte sich seine Ansicht gestellt, sei zunächst, so lange er die theatralischen Forderungen noch nicht berücksichtige, Epitomator der Weltgeschichte, des Menschenlebens und der Natur, der, was in Natur- und Menschenwelt an Großem und Bedeutsamem zerstreut auseinanderliege, zu übersichtlichen Bildern zusammenziehe, und dabei zugleich das innerste Leben hervorkehre und so im höchsten Sinne zu einem Interpreten der Welt und des Menschenschicksals werde. Wenn er für diese Gemälde auch die Theaterform wähle, so arbeite er doch nicht sowohl für das leibliche Auge, als für die Einbildungskraft, welcher durch jene Form ihre Operation erleichtert werde. Um aber theatralischer Dichter zu sein, müsse man Epitomator des Epitomators werden. Durch die Rücksichten nicht bloß auf die Bühnenenge, sondern auch auf das Maß der geistigen und sinnlichen Kraft der Zuschauer, auf die Eigenthümlichkeit der Nation und der Zeit werde dem Bühnendichter eine Menge von Beschränkungen und Bedingungen auferlegt, an die sich der dramatische Dichter nicht gerne binde, und, wenn er auf die Bühnenwirksamkeit verzichte, nicht zu binden brauche. In Beziehung auf Shakespeare war es nun bei ihm eine feste Ansicht geworden, daß er zwar ein höchst genialer Epitomator der Natur und der Menschenwelt sei, aber sich nicht dazu habe bequemen können oder wollen, zu Gunsten der Bühne das Geschäft eines Epitomators in zweiter Potenz zu übernehmen. Die Richtigkeit dieser Ansicht bleibe hier dahin gestellt; wir wollten zunächst nur zeigen, wie Goethe's Bearbeitung von

Romeo und Julie mit einer tief in den Entwicklungsgang, den er als dramatischer Dichter genommen, eingreifenden Ansicht zusammenhänge.

Verfolgen wir nun näher die Art und Weise, wie Goethe hier das Geschäft eines Epitomators in zweiter Potenz geübt hat, so finden wir zwei Hauptabkürzungen am Anfange und am Schluß der Tragödie. Die letztere hat auf den ersten Blick etwas für sich. Goethe hat das Stück da, wo die Haupthandlung zu Ende ist, bei Juliens Tode, mit einem ganz kurzen Monologe Lorenzo's geschlossen. Zelter gab diesem Verfahren seinen Beifall. „Nach meinem Gefühle," schrieb er, „hatten Sie vollkommen Recht, das Stück zu schließen, wo es aus ist." Aber Andere urtheilten anders, und die Berliner „weitmäuligen" Kritiker, wie Zelter sie zürnend nennt, nahmen Goethe's Bearbeitung überhaupt sehr mit und tadelten besonders den neuen Schluß. Ob mit Unrecht, möge folgende Erwägung zeigen. Erstens fragt es sich, ob überhaupt der dramatische Dichter den Zuschauer da entlassen dürfe, wo das Mitleid und der Schrecken ihren Höhepunkt erreicht haben, oder ob er nicht erst die Leidenschaft bis auf einen gewissen Grad beschwichtigen und dadurch reinigen, ob er nicht das Gemüth erst von der drückendsten Last des Affects entledigen und zu freiern Regionen erheben solle. Das ihm das Letztere obliege, möchte nicht leicht zu bezweifeln sein. Aber hat nicht Goethe vielleicht eben dies durch jenen Monolog Lorenzo's geleistet? Als Julia sich erstochen hat, spricht der Mönch nach einer Pause:

Auch sie ist hin, damit bekräftigt werde,
Daß menschliches Beginnen eitel sei.
Des weisen Mannes Rath verstiebt zu Nichts,
Und Thorheit sieht sich vom Erfolg gekrönt u. s. w.

Ich möchte sehr bezweifeln, daß diese Reflexionen geeignet seien, das Gemüth von der Last des Mitleids und des Schreckens zu befreien und emporzurichten. Vielmehr scheinen die sechs ersten Verse des Monologs dem niederbeugenden Gedanken an einen blindwirkenden Zufall, der die besten Absichten, die weisesten Entwürfe, das schönste Glück des Menschen zertrümmert, das Wort zu reden. Auch verklingen diese paar kalten Verse zu wirkungslos an dem Ohr des Zuschauers, der noch ganz von den Schrecknissen, die sich vor ihm begeben haben, erfüllt ist. Wie ganz anders und wie viel energischer wirkt der Shakespeare'sche Schluß! In dem erschütternden Eindruck, den das Geschehene auf die Eltern der Liebenden, auf den Prinzen, den ganzen nahbetheiligten Kreis, den Shakspeare um die Leichen versammelt, ja auf das gesammte Volk macht, welches auf den Straßen „Romeo" und „Julie" und „Paris" ruft und im Aufruhr dem Grabmal zurennt, spiegelt sich noch einmal die ganze Größe des Unglücks ab; aber zugleich hören wir unter den grellen Schmerzenslauten die Töne hervorklingen, welche die Dissonanzen lösen. Wie durch einen Zauberschlag umgewandelt, reißt Capulet den alten, tiefgewurzelten Parteihaß aus seinem Herzen und reicht dem Todfeinde Montague die Hand, der in sie einschlägt. Dadurch ist der Zuschauer mit einem Mal über das einseitige Interesse für Romeo's und Julia's Schicksal empor-

gehoben; er sieht dieses Schicksal im Zusammenhang mit einem größern, wichtigern Ganzen, er erkennt in ihrem Untergange die Geburtsstätte des Glückes von ganz Verona, die Liebenden erscheinen ihm als geweihte Opfer, die dem Heil ihres Vaterlandes fielen, und er wird ihnen nun, wenn auch vielleicht reichlichere, doch sicher minder bittere Thränen zollen. Ja, wir dürfen sogar behaupten, daß, wenn das Stück mit Juliens Selbstmord abgebrochen wird, auch der Idee der Tragödie nicht ihr volles Recht widerfährt. Fassen wir nämlich als die Grundidee der Dichtung die Macht der Liebe, wie sie sich im Conflict mit dem elterlichen Willen, im Conflict mit Parteihaß, im Conflict mit der größten Ungunst des Zufalls, unter allen Umständen, gegen alle Hindernisse siegreich bewährt: so leuchtet ein, daß der Shakespeare'sche Schluß einen sehr wesentlichen Theil des Stückes bildet, indem hier die Liebe ihre Macht auf's Glänzendste dadurch bekundet, daß sie noch über den Leichen des liebenden Paares das Unmöglichscheinende bewirkt: die urplötzliche Umwandlung eines verjährten Grimmes in den Herzen zweier Greise zur Bruderliebe.

Nicht ganz so ungünstig, obwohl auch nicht beifällig, wird sich das Urtheil über die Abkürzung am Anfange des Drama's stellen. Shakespeare eröffnet dasselbe mit der Darstellung eines Streits zwischen den beiden Parteien, deren alter Hader Verona's Ruhe stört; und die Dazwischenkunft des Prinzen gibt Veranlassung, den Zustand der Stadt zu schildern. So führt der Dichter zuerst den Hintergrund seines Gemäldes aus, der nun, nachdem er einmal dem Zuschauer so lebhaft vergegenwärtigt worden, im ganzen Verlauf des Stückes seiner Ein=

bildungskraft vorschweben wird. Wir lernen gleich den zittern=den, gefahrvollen Boden kennen, auf welchem das die Macht der Liebe verherrlichende Prachtgebäude aufgeführt werden soll, und werden so vornherein in eine tieftragische Stimmung ver=setzt. Goethe hat diese Scene gestrichen und die Tragödie mit dem Gesange eines Dieners aus Capulet's Hause be=gonnen:

Zündet die Lampen an
Windet auch Kränze dran,
Hell sei das Haus u. s. w.

Abgesehen davon, daß dieses Lied ganz aus dem Tone der Shakespeare'schen Tragödie fällt und zumal sich nicht in dem Munde eines Shakespeare'schen Bedienten paßt: so ist der Hauptübelstand der, daß uns der Hintergrund des tra=gischen Bildes, das durch Parteihaß unterwühlte Verona nicht lebhaft vorgeführt wird. Die Collision, in welche die Liebe mit diesem Parteihasse kommt, ist ja einer der wichtigsten Con=flicte der Dichtung; und so durfte auch neben dem Bilde der Liebe das Gegenbild des Hasses nicht fehlen. Goethe hat dies nun auch keineswegs verkannt, und daher das Weggefallene durch spätere Einschiebsel zu ersetzen gesucht. Allein diese sind epischer Art und bilden nur einen schwachen Ersatz für das lebenvolle dramatische Gemälde im Anfange des Shakespeare'schen Stückes; sie machen lange nicht den tiefen und nachhaltigen Eindruck, wie das leiblich Angeschaute. Was hat nun wohl unsern Dichter bestimmt, jenes lebendige Bild in referirende Expositions=Scenen zu verwandeln? Er glaubte ohne Zweifel,

es müsse die Aufmerksamkeit, die ganze sinnliche und geistige Kraft des Zuschauers zusammengehalten und nicht auf eine breite und reiche Welt äußerlicher Erscheinungen zersplittert werden, damit sie so ungetheilter sich dem Innerlichen, der Seele der Dichtung zuwenden könne. Für untheatralisch konnte er den Shakespeare'schen Anfang nach seiner eigenen Definition unmöglich halten; denn er erklärt „das für die Augen Symbolische" als das ächt Theatralische. Nun aber stellt ja eben jener einzelne Zusammenstoß der Parteien den gesammten Zustand Verona's symbolisch dar.

Einigen weitern Abkürzungen, die Goethe innerhalb des Stückes vorgenommen, wird man vielleicht weniger seine Zustimmung versagen. So scheint es ganz angemessen, daß in dem Gespräch zwischen der Gräfin Capulet, Julia und der Wärterin (bei Shakspeare I. 3, bei Goethe I. 5) die anstößigen Zweideutigkeiten der Letzten ganz weggeschnitten worden; ob ihr aber auch ihre komische Geschwätzigkeit, überhaupt die am meisten charakteristischen Züge genommen werden mußten, ist eine andere Frage. Goethe scheint mir gerade über diesen Charakter, wie über den des Mercutio am befangensten in seinem Urtheil gewesen zu sein. Er meint, durch diese beiden komischen Figuren werde der tragische Gehalt der Dichtung beinahe ganz zerstört. „Betrachtet man," sagt er, „die Oekonomie des Stückes recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren, und was an sie gränzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich werden müssen." Dieses Urtheil zeigt hinlänglich, wie Goethe in

seinen spätern Jahren sich in der Abneigung gegen die freiere Shakespeare'sche Form des Drama's einem Extrem näherte, wo er in Gefahr kam, den Werth der unvergleichlichen Werke des großen Briten weit unter Gebühr anzuschlagen. Eine nothwendige Folge seiner Verkennung des großartig humoristischen Charakters in Mercutio war es, daß dessen Erzählung von der Frau Mab unserm Dichter als ein phantastischer Auswuchs erschien und daher seinem kritischen Messer fallen mußte. Außer diesen besteht die bedeutendste Abkürzung in der Weglassung der ganzen letzten Hälfte des Shakespeare'schen vierten Aufzuges (von Sc. 4 an). Hier war es ohne Zweifel wieder der grelle Contrast des Tragischen und Komischen, was dem Gefühl des deutschen Dichters widerstrebte; und in der That bildet auch der heftige Schmerz der Eltern Julia's und des Bräutigams Paris um die Todtgeglaubte mit den Witzen des Bedienten und der Musikanten eine für unser Gefühl zu schneidende Disharmonie.

Indem Goethe aber so bedeutende Partien aus dem Meisterwerk des Briten ausschied, konnte es nicht fehlen, daß an manchen Stellen Lücken entstanden, die er durch eigene Production wieder auszufüllen suchen mußte. Hierbei hätte er nun, um seinem Geschäfte ganz gewachsen zu sein, noch die reiche und vielseitige Productivität, die frische Geistesbeweglichkeit seiner Jugendjahre besitzen müssen, wo er eine Person, der er eine Viertelstunde zugehört hatte, einen Tag lang in ihrer eigenthümlichsten Art und Weise konnte fortreden lassen. Allein, daß dieser reiche Born versiegt war, davon hatte Goethe schon vor Jahren, bei der Bühnenbearbeitung seines Götz, die

deutlichsten Beweise gegeben. Er hatte, in jener Zeit schon, nicht einmal den Ton eines eigenen ältern Werkes wieder finden können, und die neugedichteten Bestandtheile mußten auch einem ungeübten Auge als heterogene Bestandtheile auffallen. Das Letztere findet hier nun in gesteigertem Maße statt. Gemahnen uns die oben erwähnten einleitenden Verse mit ihren gleitenden Reimen an Partien im zweiten Theil des Faust, so klingt in andern Stellen die gemessene, geziert feierliche Diction der natürlichen Tochter an, z. B. in der Scene, wo Paris bei Juliens Eltern um ihre Hand wirbt:

> Zu solchem Feste ziemt ein festlich Wort.
> Was sagt Ihr, edler Herr, zu meinem Werben?
> Erlaubt, daß ich's hier feierlich erneue u. s. w.

Noch stärker wird man an die natürliche Tochter, und geradezu an bestimmte Stellen derselben erinnert in einer andern neugedichteten Scene (IV, 5), wo Paris Julien selbst den Heirathsantrag macht.

Wir unterlassen es, im Einzelnen die meist glücklich gewählten Mittel nachzuweisen, wodurch Goethe das Stück der Einheit des Ortes angenähert hat, um noch ein paar Worte über die veränderte Eintheilung desselben in Aufzüge zu sagen. Hier finden wir nun schon gleich am Schluß des ersten Aufzugs die, wie mich dünkt, beifallswürdige Aenderung, daß das unvergleichlich reizende Gespräch im Garten zwischen Romeo und Julie aus dem zweiten Aufzuge des Shakespeare'schen Stückes an das Ende des ersten verlegt ist. Dadurch scheint mir Goethe einen doppelten Vortheil erreicht zu haben. Ein-

mal schließt der Act jetzt mit einer der schönsten Scenen des Stückes, die während der Zwischenpause nun im Innern des Zuschauers in lieblichen Tönen fortklingen kann. Dann treten dadurch auch die Hauptmassen der Dichtung reiner aus einander; der Herzensbund der Liebenden ist fest geschlossen, der Plan geheimer Vermählung durch Lorenzo ist verabredet. Der zweite Aufzug versetzt uns dann auf einen ganz andern Schauplatz zu Lorenzo in den Klostergarten, wo sich ein neuer Abschnitt der Dichtung auch symbolisch durch den Sonnenaufgang ankündigt. Goethe hat aus Shakespeare's drittem Act die ersten Scenen (den Streit Tybalt's mit Mercutio, den Tod des Letztern und den Fall Tybalt's durch Romeo's Hand, der des Prinzen Bannspruch gegen Romeo zur Folge hat) in seinen zweiten Act herübergenommen, so daß sich in diesem zwei contrastirende Gruppen gegenüberstehen: die durch Lorenzo geheim vollzogene kirchliche Verbindung, und das Ereigniß, welches den die Neuvermählten trennenden Spruch des Staatsoberhauptes hervorruft. Auf eine ähnliche Weise stehen sich in Goethe's drittem Act zwei Gruppen gegenüber: die erste Hälfte stellt die Wirkung der Kunde von Romeo's Verbannung auf Julia, die zweite den Eindruck dieser Nachricht auf Romeo dar. Hierbei ist wieder als ein glücklicher Umstand anzusehen, daß der in seinen ersten Versen die Tageszeit bezeichnende Monolog Julia's („Hinab du flammenhufiges Gespann u. s. w.“) gerade an den Anfang des Actes fällt. Eben so glücklich war der Gedanke, den vierten Aufzug mit der Morgenscene, wo Romeo von Julia nach der Brautnacht Abschied nimmt, zu beginnen, so wie auch der Schluß des Actes durch einen der

prägnantesten Momente bezeichnet ist, durch den Augenblick, wo Julie den von Lorenzo bereiteten Kräutergeist trinkt („Ich komme, Romeo, das trink' ich dir!").

Fassen wir das Ergebniß aus dem Gesagten kurz zusammen, so läßt sich nicht verkennen, daß unser Dichter Shakespeare's Werk durch seine Bearbeitung überschaulicher und faßlicher gestaltet, auch dasselbe dem Geschmack und der Empfindungsweise des deutschen Theaterpublikums näher gerückt, aber eben so wenig, daß die Idee des Stückes nach seiner Bearbeitung nicht mehr in ihrer vollen Reinheit und Kraft erscheint, so wie daß er aus mehrern Figuren bedeutende, charakteristische Züge weggelöscht und einzelne heterogene Elemente in die Dichtung gebracht hat.

Außer Romeo und Julie wurde auch Calderon's Leben ein Traum durch Einsiedel und Riemer für die nächste Folge vorbereitet, ferner Knebel's übersetzter Saul Alfieri's, die Tochter Jephta und Tasso wiederholt. Auch gedenkt Goethe in den Annalen einer Aufführung von Rousseau's Pygmalion mit der Bemerkung, seine Darstellung (durch Wolff) habe vergessen gemacht, wie unzuläßlich und unerfreulich dieses Stück eigentlich sei. In den Briefen an Zelter spricht er sich hierüber näher aus: „Diese Production gehört allerdings zu den monstrosen und ist höchst merkwürdig als Symptom der Hauptkrankheit jener Zeit, wo Staat und Sitte, Kunst und Talent mit einem namenlosen Wesen, das man aber Natur nannte, in einen Brei gerührt werden sollte, ja gerührt und gequirlt ward. Diese Operation soll, hoff' ich, mein nächster Band (der Selbstbiographie) zur Anschauung bringen; denn

ward ich nicht auch von dieser Epidemie ergriffen, und war sie nicht wohlthätig Schuld an der Entwickelung meines Wesens, die mir jetzt auf keine andere Weise denkbar ist?" — Die Oper gewann durch Brizzi's abermalige Anwesenheit einen erhöhten Glanz. Achill wurde wiederholt, und am 11. November auch eine zweite große Oper, Ginevra, Königin von Schottland, aufgeführt, wobei sich indeß wieder bewährte, daß die Mängel eines verfehlten Textes durch allen Aufwand von musikalischer und darstellender Kunst nicht zu ersetzen sind.

Um schließlich noch von Personen, die im Laufe des Jahres 1811 bei Goethe zusprachen, und von Büchern, die auf ihn bedeutend einwirkten, ein Paar zu erwähnen, heben wir den Besuch des französischen Legationssecretärs Lefebvre von Cassel und Jacobi's Werk „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" hervor.

Lefebvre (nicht Lefevre, wie er in den Annalen genannt wird), von Reinhard, bei dem er bisher als Legationssekretair fungirt hatte, an Goethe empfohlen, besuchte diesen im August. In einem Briefe an Reinhard entwirft er ein Bild unsers Dichters, das wir als Darstellung eines Augenzeugen von Goethe's damaliger Erscheinungsweise der Mittheilung werth erachten. An die Erzählung seiner Unterredung mit Wieland anknüpfend, fährt er fort: „M. Goethe me parait être un homme jeté dans un moule tout différent. Sa maison seule, qui est fort belle, ses escaliers ornés de statues d'un goût parfait, la beauté de ses tableaux, la profusion des dessins qu'on trouve jusque dans ses antichambres, et les raretés

de toutes espèces et de tous les siècles qu'on rencontre à chaque pas, auraient suffi pour m'apprendre que j'entrais chez le Prince de la littérature allemande. M. Goethe me reçut avec beaucoup de bonté et de politesse; je n'ai pas non plus trouvé qu'il ressemblât au portrait que vous avez chez vous: *) le peintre lui a fait le front trop levé, ce qui met ses yeux et son air dans un état d'exaltation qu'il n'a pas; enfin il est mieux que son portrait. Ma conversation avec M. Wieland n'avait eu que lui pour objet, elle n'était jamais sortie de ce cercle, sans cesse elle y avait été ramenée par lui, par moi, par une conséquence des faiblesses de son age. Avec M. Goethe elle prit sur le champ un vol plus élevé; il embrassa toute la littérature allemande, passée et présente, il y marcha à pas de géant, peignant tout à grands traits, d'une manière rapide, mais avec une touche si vigoureuse et des couleurs si vives, que je ne pouvais assez m'étonner; il parla de ses ouvrages peu et avec modestie, beaucoup des chefs d'oeuvre en tout genre de la France, des grands hommes qui l'avaient honorée, du bonheur de sa langue, des beaux génies qui l'avaient maniée, des littérateurs présents, de leur caractère et de celui de leurs productions; enfin, j'étais un français qui était allé pour rendre hommage au plus beau génie de l'Allemagne, et je m'aperçus bientôt que M. Goethe me faisait en Allemagne les honneurs de la France. Il est impossible d'allier plus d'esprit, plus de modestie et de cette

---

*) Es war eine Copie des von Kügelgen gemalten Portraits.

urbanité qui jette sur la science un vernis si aimable. Je lui disais, en parlant de notre littérature, que nous nous étions enfermés dans des bornes étroites, dont nous ne voulions pas sortir, que nous restions obstinément dans les mêmes routes, ce que ne faisaient point les autres peuples. Il me répondit, avec une politesse infinie, qu'il ne trouvait pas que les Français eussent de la répugnance à sortir de leurs routes, mais seulement qu'ils étaient plus judicieux que leurs voisins, lorsqu'il était question de s'en ouvrir de nouvelles. Son oeil est plein de feu, mais d'un feu doux, sa conversation riche et abondante, son expression toujours pittoresque, et sa pensée rarement ordinaire." — Goethe erklärte sich mit dieser durch Reinhard ihm mitgetheilten Relation seines Gesprächs, die, beiläufig bemerkt, ein günstiges Licht auf seine Handhabung der französischen Sprache wirft, bis auf ein einziges Wort einverstanden: er wollte circonspect statt judicieux gelesen haben.

Die Schrift Jacobi's „von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" bekam Goethe zu Anfange Decembers von dem Freunde zugesandt. Dieser trat hier der Schelling'schen Naturphilosophie, ohne jedoch den Namen ihres Urhebers zu nennen, auf's Entschiedenste entgegen, und griff damit auch unsern Dichter in seinen tiefsten Ueberzeugungen an. „Die Natur verbirgt Gott," so heißt es in der Schrift, weil sie überall nur Schicksal, eine unberechenbare Kette von lauter wirkenden Ursachen ohne Anfang und Ende offenbart, ausschließend mit gleicher Nothwendigkeit Beides: Vorsehung und Ungefähr. Ein unabhängiges Wirken, ein freies Beginnen ist

das in ihr und aus ihr Unmögliche. Willenlos wirket sie, und rathschlaget nicht, weder mit dem Guten, noch mit dem Schönen; auch schaffet sie nicht, sondern verwandelt absichtlos und bewußtlos aus ihrem finstern Abgrund ewig nur sich selbstfördernd mit derselben rastlosen Emsigkeit das Untergehen, wie das Aufgehen, den Tod, wie das Leben — nie erzeugend, was allein aus Gott ist und Freiheit voraussetzt, die Tugend, das Unsterbliche. Der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geiste sich über die Natur erhebt u. s. w." Es läßt sich denken, wie sehr sich Goethe durch solche Lehren verletzt fühlen mußte; und sprach er sich gleich zunächst in einem Briefe an Jacobi's Freund Schlichtegroll mit milder Schonung aus, so ließ er dafür später, besonders nachdem Schelling die Jacobi'sche Schrift einer vernichtenden Kritik unterworfen hatte, seinem Unwillen in Briefen an vertraute Freunde desto freiern Lauf. So schrieb er an Knebel am 8. April 1812: „Wem es nicht zu Kopf will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanken und Ausdehnung, oder wie ein neuerer Franzos (Degerando) sich genialisch ausdrückt, Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, und deßwegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können — wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen. Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehen, daß wir Menschen einseitig verfahren und verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren bloß dahin gerichtet sein soll, von unserer Seite her in die andere

einzudringen, und selbst bei unsern Antipoden wieder aufrecht auf unsere Füße gestellt zu Tage zu kommen, der sollte einen so hohen Ton nicht anstimmen. Aber dieser ist leider die Folge von jener Beschränktheit. Und was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, so sage ich nur so viel: Wir handeln eigentlich nur gut, in sofern wir mit uns selbst bekannt sind. Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun; und so ist es denn eben so viel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Bösen, ja, wenn er unbedingt ist, zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch, der schlecht handelt, schlecht sei. Ich mag die mysteria iniquitatis nicht aufdecken, wie eben dieser Freund, unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung, meine redlichsten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkung abgestumpft, ja vereitelt hat."

Goethe erzählt in den Annalen, er habe seinem schmerzlichen Verdrusse nicht nachgehangen, vielmehr sich zu seinem alten Asyl gerettet und in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen seine tägliche Unterhaltung gefunden. Nach dem erwähnten Briefe an Knebel zu urtheilen, war es wohl vorzüglich Schelling's Schrift, was ihm zur Beruhigung gereichte. „Uebrigens soll ihm (Jacobi) Dank werden," so lautete eine Stelle des Briefes, „daß er Schellingen aus seiner Burg hervorgenöthigt hat. Für mich ist sein Werk von der größten Bedeutung, weil sich Schelling noch nie so deutlich ausgesprochen hat, und mir gerade jetzt in meinem augenblicklichen Sinnen und Treiben (er dachte wohl an seine Selbstbiographie)

daran gelegen ist, den statum controversiae zwischen den Natur- und Freiheitsmännern recht deutlich einzusehen, um nach Maßgabe dieser Einsicht meine Thätigkeit in verschiedenen Fächern festzusetzen." Auch griff er wieder zu dem Mittel, wodurch er schon so oft sich einer Herzensbürde entledigt hatte, und schrieb das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser", das er jedoch vorläufig dem alten Freunde secretirte. Es ist vielleicht schon Ende 1811, oder im ersten Drittel des J. 1812 entstanden; wenigstens ist auf den zum Grunde liegenden Gedanken schon in einem Briefe an Jacobi vom 10. Mai 1812 hingedeutet. „Ich würde die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen," heißt es darin, „wenn ich Dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und dazu formlosen Gott aufdrängen will. Hätte ich daher irgend eine ähnliche Schrift zum Preis der großen Artemis herauszugeben (was jedoch meine Sache nicht ist, weil ich zu denen gehöre, die selbst gern ruhig sein mögen und auch das Volk nicht aufregen wollen), so hätte auf der Rückseite des Titelblattes stehen müssen: Man lernt nichts kennen, als was man liebt; und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein."

Als Jacobi später das Gedicht zu Gesichte bekam, ward er von der heftigsten Mißstimmung gegen Goethe ergriffen, und dieses Gefühl wurde auch nicht einmal durch den dritten Band von Wahrheit und Dichtung beschwichtigt, worin die erste Zeit ihres Freundschaftsbundes auf die liebevollste Weise geschildert wird; vielmehr kränkte ihn hier auf's Neue die Stelle: „Und so schieden wir endlich in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzusehr offenbarte." Nachdem einmal beiderseits die völlige Differenz ihrer Naturen zu klarem Bewußtsein gekommen war, konnte sich das alte trauliche Verhältniß unmöglich wieder ganz herstellen.








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 30 24 08 006 5